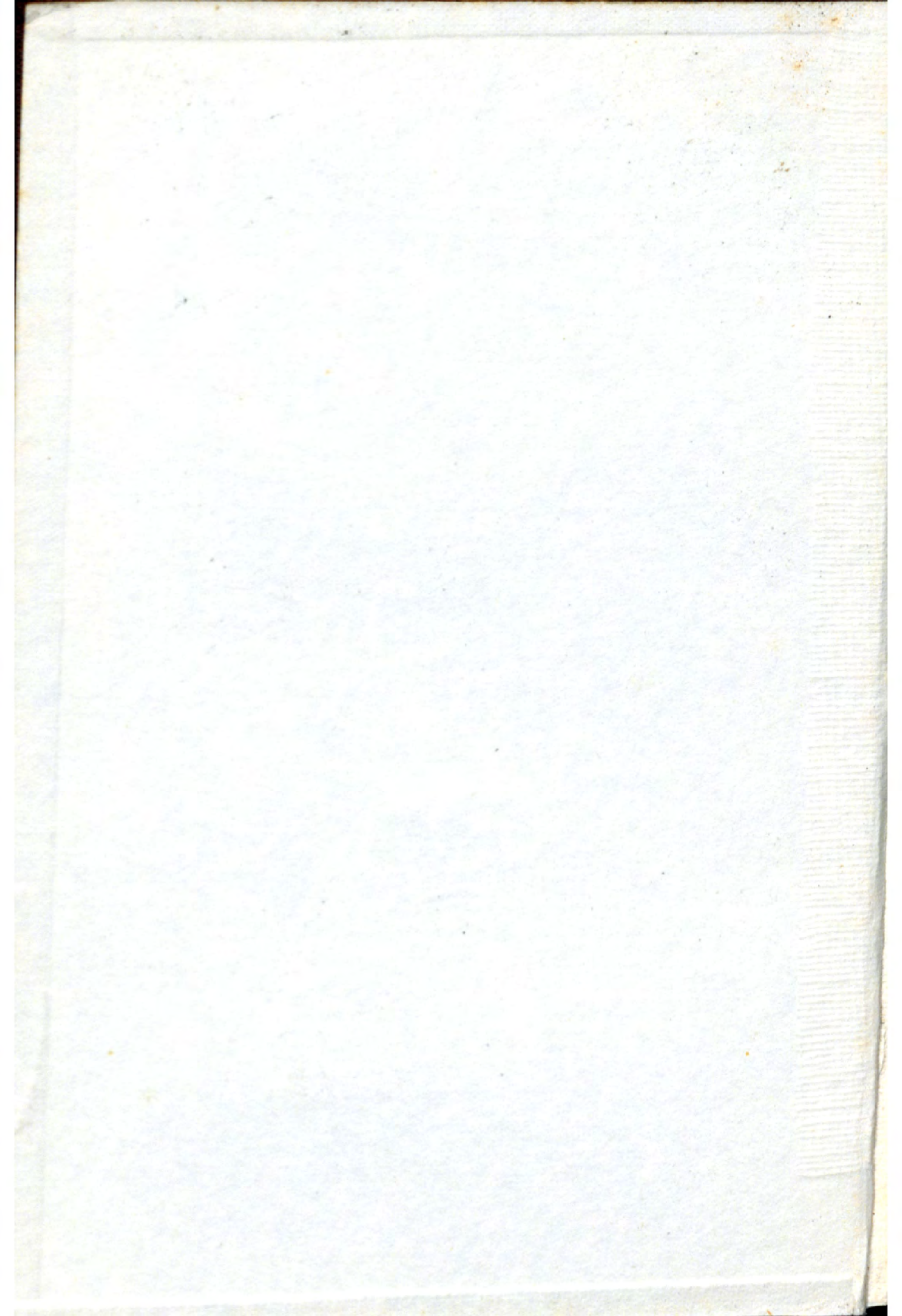
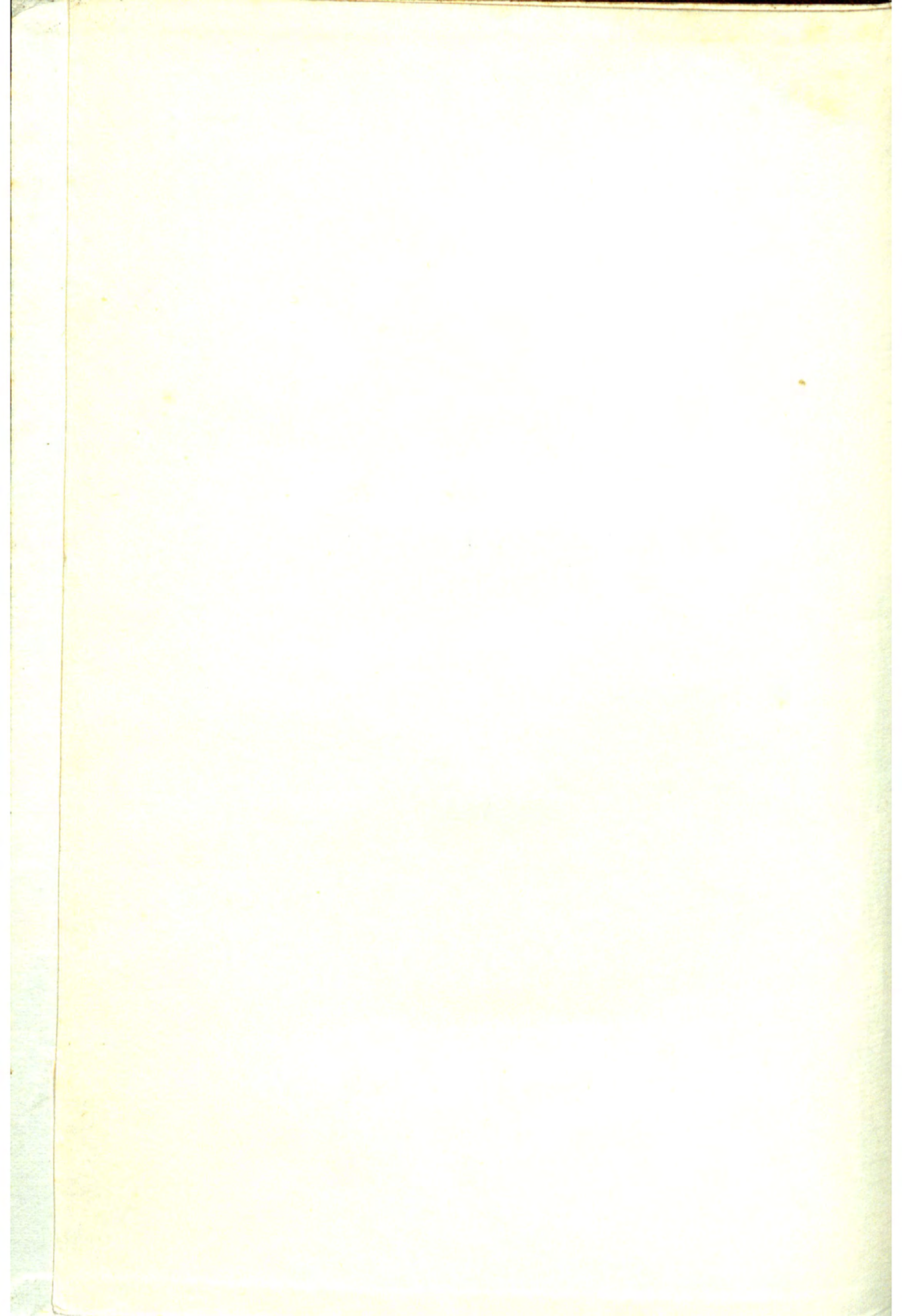
Almanach der Psychoanalyse

1934



13, 12 wn 150,– 4,–



ALMANACH DER PSYCHOANALYSE

1934

Almanach

der

Psychoanalyse

1934

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien

Druck: Emil M. Engel, Wien I, In der Börse

INHALTSVERZEICHNIS

ABBILDUNGEN

KALENDARIUM FÜR DAS JAHR 1934

	JANUAR					FEBRUAR					MÄRZ					APRIL						
Mo	1	8	15	22	29		5	12	19	26		5	12	19	26		2	9	16	23	30	Mo
Di	2	9	16	23	30		6	13	20	27		6	13	20	27		3	10	17	24		Di
Mi	3	10	17	24	31		7	14	21	28		7	14	21	28		4	11	18	25		Mi
Do	4	11	18	25		1	8	15	22		1	8	15	22	29		5	12	19	26		Do
Fr	5	12	19	26		2	9	16	23		2	9	16	23	30		6	13	20	27		Fr
Sa	6	13	20	27		3	10	17	24		3	10	17	24	31		7	14	21	28		Sa
So	7	14	21	28		4	11	18	25		4	11	18	25		1	8	15	22	29		So

	MAI					JUNI					JULI						AUGUST					
Mo		7	14	21	28		4	11	18	25		2	9	16	23	30		6	13	20	27	Mo
Di	1	8	15	22	29		5	12	19	26		3	10	17	24	31		7	14	21	28	Di
Mi	2	9	16	23	30		6	13	20	27		4	11	18	25		1	8	15	22	29	Mi
Do	3	10	17	24	31		7	14	21	28		5	12	19	26		2	9	16	23	30	Do
Fr	4	11	18	25		1	8	15	22	29		6	13	20	27		3	10	17	24	31	Fr
Sa	5	12	19	26		2	9	16	23	30		7	14	21	28		4	11	18	25		Sa
So	6	13	20	27		3	10	17	24		1	8	15	22	29		5	12	19	26		So

	SEPTEMBER					OKTOBER					NOVEMBER					DEZEMBER						
Mo		3	10	17	24	1	8	15	22	29		5	12	19	26		3	10	17	24	31	Mo
Di		4	11	18	25	2	9	16	23	30		6	13	20	27		4	11	18	25		Di
Mi		5	12	19	26	3	10	17	24	31		7	14	21	28		5	12	19	26		Mi
Do		6	13	20	27	4	11	18	25		1	8	15	22	29		6	13	20	27		Do
Fr		7	14	21	28	5	12	19	26		2	9	16	23	30		7	14	21	28		Fr
Sa	1	8	15	22	29	6	13	20	27		3	10	17	24		1	8	15	22	29		Sa
So	2	9	16	23	30	7	14	21	28		4	11	18	25		2	9	16	23	30		So

Ostersonntag 1. April

Pfingstsonntag 20. Mai

Zum Problem der Telepathie

Von Sigm. Freud

Die folgenden Abschnitte sind der „Neuen Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ entnommen, einem Werke, das in diesem Jahre im Internationalen Psychoanalytischen Verlag erschienen ist. Diese neue Folge schließt an die in den Wintersemestern 1915/16 und 1916/17 gehaltenen klassischen „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ an, mit einer XXIX. Vorlesung beginnend, da jene mit der XXVIII. geschlossen hatten, und bringt, diesmal vor gedachter Zuhörerschaft, in sieben Vorlesungen die Fortschritte der Psychoanalyse in den letzten eineinhalb Jahrzehnten zur Darstellung. Wir finden in diesem Werke die Theorien, die sich in dieser Zeit entwickelt haben, — die neue Trieblehre, die Ich-Psychologie, die umfassende Theorie der Angst, — finden die neuen Erkenntnisse über die seelische Entwicklung des weiblichen Kindes, ferner Ergänzungen zu vielen Teilgebieten, Modifikationen und Ausblicke auf Grenzgebiete. Die letzte Vorlesung ist der Auseinandersetzung mit den Weltanschauungen gewidmet. Die folgenden Abschnitte sind der zweiten Vorlesung des Bandes, der XXX. in Fortführung der alten Zählung, entnommen; sie ist „Traum und Okkultismus“ überschrieben.

Meine Damen und Herren! Wir werden heute einen schmalen Weg gehen, aber der kann uns zu einer weiten Aussicht führen.

Die Ankündigung, daß ich über die Beziehung des Traums zum Okkultismus sprechen werde, kann Sie kaum überraschen. Der Traum ist ja oft als die Pforte zur Welt der Mystik betrachtet worden, gilt heute noch vielen selbst als ein okkultes Phänomen. Auch wir, die ihn zum Objekt wissenschaftlicher Untersuchung gemacht haben, bestreiten nicht, daß ihn ein oder mehrere Fäden mit jenen dunklen Dingen verknüpfen. Mystik, Okkultismus, was ist mit

diesen Namen gemeint? Erwarten Sie keinen Versuch von mir, diese schlecht umgrenzten Gebiete durch Definitionen zu umfassen. In einer allgemeinen und unbestimmten Weise wissen wir alle, woran wir dabei zu denken haben. Es ist eine Art von Jenseits der hellen, von unerbittlichen Gesetzen beherrschten Welt, welche die Wissenschaft für uns aufgebaut hat.

Der Okkultismus behauptet die reale Existenz jener „Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt". Nun, wir wollen nicht an der Engherzigkeit der Schule festhalten; wir sind bereit zu glauben, was man uns glaubwürdig macht.

Wir gedenken mit diesen Dingen zu verfahren wie mit allem anderen Material der Wissenschaft, zunächst festzustellen, ob solche Vorgänge wirklich nachweisbar sind und dann, aber erst dann, wenn sich ihre Tatsächlichkeit nicht bezweifeln läßt, uns um ihre Erklärung zu bemühen. Aber es ist nicht zu leugnen, daß schon dieser Entschluß uns schwer gemacht wird durch intellektuelle, psychologische und historische Momente. Es ist nicht derselbe Fall, wie wenn wir an andere Untersuchungen herangehen.

Die intellektuelle Schwierigkeit zuerst! Gestatten Sie mir grobe, handgreifliche Verdeutlichungen. Nehmen wir an, es handle sich um die Frage nach der Beschaffenheit des Erdinnern. Bekanntlich wissen wir nichts Sicheres darüber. Wir vermuten, daß es aus schweren Metallen im glühenden Zustand besteht. Nun stelle einer die Behauptung auf, das Erdinnere sei mit Kohlensäure gesättigtes Wasser, also eine Art Sodawasser. Wir werden gewiß sagen, das ist sehr unwahrscheinlich, widerspricht allen unseren Erwartungen, nimmt keine Rücksicht auf jene Anhalts-

punkte unseres Wissens, die uns zur Aufstellung der Metallhypothese geführt haben. Aber undenkbar ist es immerhin nicht; wenn uns jemand einen Weg zur Prüfung der Sodawasserhypothese zeigt, werden wir ihn ohne Widerstand gehen. Aber nun kommt ein anderer mit der ernsthaften Behauptung, der Erdkern bestehe aus Marmelade! Dagegen werden wir uns ganz anders verhalten. Wir werden uns sagen, Marmelade kommt in der Natur nicht vor, es ist ein Produkt der menschlichen Küche, die Existenz dieses Stoffes setzt außerdem das Vorhandensein von Obstbäumen und von deren Früchten voraus, und wir wüßten nicht, wie wir Vegetation und menschliche Kochkunst ins Erdinnere verlegen könnten; das Ergebnis dieser intellektuellen Einwendungen wird eine Schwenkung unseres Interesses sein; anstatt auf die Untersuchung einzugehen, ob wirklich der Erdkern aus Marmelade besteht, werden wir uns fragen, was es für ein Mensch sein muß, der auf eine solche Idee kommen kann und höchstens noch ihn fragen, woher er das weiß. Der unglückliche Urheber der Marmeladetheorie wird schwer gekränkt sein und uns anklagen, daß wir ihm aus angeblich wissenschaftlichem Vorurteil die objektive Würdigung seiner Behauptung versagen. Aber es wird ihm nichts nützen. Wir verspüren, daß Vorurteile nicht immer verwerflich sind, daß sie manchmal berechtigt sind, zweckmäßig, um uns unnützen Aufwand zu ersparen. Sie sind ja nichts anderes als Analogieschlüsse nach anderen, gut begründeten Urteilen.

Eine ganze Anzahl der okkultistischen Behauptungen wirkt auf uns ähnlich wie die Marmeladehypothese, so daß wir uns berechtigt glauben, sie ohne Nachprüfung von vornherein abzuweisen. Aber

es ist doch nicht so einfach. Ein Vergleich wie der von mir gewählte beweist nichts, beweist so wenig wie überhaupt Vergleiche. Es bleibt ja fraglich, ob er paßt, und man versteht, daß die Einstellung der verächtlichen Verwerfung bereits seine Auswahl bestimmt hat. Vorurteile sind manchmal zweckmäßig und berechtigt, andere Male aber irrtümlich und schädlich, und man weiß nie, wann sie das eine, wann sie das andere sind. Die Geschichte der Wissenschaften selbst ist überreich an Vorfällen, die vor einer voreiligen Verdammung warnen können. Lange Zeit galt es auch als eine unsinnige Annahme, daß die Steine, die wir heute Meteoriten heißen, aus dem Himmelsraum auf die Erde gelangt sein sollten, oder daß das Gestein der Berge, das Muschelreste einschließt, einst den Meeresgrund gebildet hätte. Übrigens ist es auch unserer Psychoanalyse nicht viel anders ergangen, als sie mit der Erschließung des Unbewußten hervortrat. Also haben wir Analytiker besonderen Grund, mit der Verwendung des intellektuellen Motivs zur Ablehnung neuer Aufstellungen vorsichtig zu sein, und müssen zugestehen, daß es uns nicht über Abneigung, Zweifel und Unsicherheit hinaus fördert.

Das zweite Moment habe ich das psychologische genannt. Ich meine damit die allgemeine Neigung der Menschen zur Leichtgläubigkeit und Wundergläubigkeit. Von allem Anfang an, wenn das Leben uns in seine strenge Zucht nimmt, regt sich in uns ein Widerstand gegen die Unerbittlichkeit und Monotonie der Denkgesetze und gegen die Anforderungen der Realitätsprüfung. Die Vernunft wird zur Feindin, die uns so viel Lustmöglichkeit vorenthält. Man entdeckt, welche Lust es bereitet, sich ihr wenigstens zeit-

weilig zu entziehen und sich den Verlockungen des Unsinns hinzugeben. Der Schulknabe ergötzt sich an Wortverdrehungen, der Fachgelehrte verulkt seine Tätigkeit nach einem wissenschaftlichen Kongreß, selbst der ernsthafte Mann genießt die Spiele des Witzes. Ernsthaftere Feindseligkeit gegen „Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerbeste Kraft" wartet ihre Gelegenheit ab, sie beeilt sich dem Wunderdoktor oder Naturheilkünstler den Vorzug zu geben vor dem „studierten" Arzt, sie kommt den Behauptungen des Okkultismus entgegen, solange dessen angebliche Tatsachen als Durchbrechungen von Gesetz und Regel genommen werden, sie schläfert die Kritik ein, verfälscht die Wahrnehmungen, erzwingt Bestätigungen und Zustimmungen, die nicht zu rechtfertigen sind. Wer diese Neigung der Menschen in Betracht zieht, hat allen Grund, viele Mitteilungen der okkultistischen Literatur zu entwerten.

Das dritte Bedenken nannte ich das historische und will damit aufmerksam machen, daß in der Welt des Okkultismus eigentlich nichts Neues vorgeht, daß aber in ihr alle die Zeichen, Wunder, Prophezeiungen und Geistererscheinungen neuerdings auftreten, die uns aus alten Zeiten und in alten Büchern berichtet werden und die wir längst als Ausgeburten ungezügelter Phantasie oder tendenziösen Trugs erledigt zu haben glaubten, als Produkte einer Zeit, in der die Unwissenheit der Menschheit sehr groß war und der wissenschaftliche Geist noch in seinen Kinderschuhen stak. Wenn wir als wahr annehmen, was sich nach den Mitteilungen der Okkultisten noch heute ereignet, so müssen wir auch jene Nachrichten aus dem Altertum als glaubwürdig anerkennen. Und nun besinnen wir uns, daß die Traditionen ihren An-

spruch auf Glaubwürdigkeit gerade auf solche außerordentliche und wunderbare Begebenheiten stützen und in ihnen die Beweise für das Wirken übermenschlicher Mächte finden. Dann wird es uns schwer, den Verdacht zu vermeiden, daß das okkultistische Interesse eigentlich ein religiöses ist, daß es zu den geheimen Motiven der okkultistischen Bewegung gehört, der durch den Fortschritt des wissenschaftlichen Denkens bedrohten Religion zu Hilfe zu kommen. Und mit der Erkenntnis eines solchen Motivs muß unser Mißtrauen wachsen und unsere Abneigung, uns in die Untersuchung der angeblichen okkulten Phänomene einzulassen.

Aber endlich muß diese Abneigung doch überwunden werden. Es handelt sich um eine Frage der Tatsächlichkeit, ob das, was die Okkultisten erzählen, wahr ist oder nicht. Das muß doch durch Beobachtung entschieden werden können. Im Grunde müssen wir den Okkultisten dankbar sein. Die Wunderberichte aus alten Zeiten sind unserer Nachprüfung entzogen. Wenn wir meinen, sie sind nicht zu beweisen, so müssen wir doch zugeben, sie sind nicht mit aller Strenge zu widerlegen. Aber was in der Gegenwart vor sich geht, wobei wir zugegen sein können, darüber müssen wir doch ein sicheres Urteil gewinnen können. Kommen wir zur Überzeugung, daß solche Wunder heute nicht vorkommen, so fürchten wir den Einwand nicht, sie könnten sich doch in alten Zeiten ereignet haben. Andere Erklärungen liegen dann viel näher. Wir haben also unsere Bedenken abgelegt und sind bereit an der Beobachtung der okkulten Phänomene teilzunehmen.

Zum Unglück treffen wir dann auf Verhältnisse, die unserer redlichen Absicht äußerst ungünstig sind.

Die Beobachtungen, von denen unser Urteil abhängen soll, werden unter Bedingungen angestellt, die unsere Sinneswahrnehmungen unsicher machen, unsere Aufmerksamkeit abstumpfen, in der Dunkelheit oder in spärlichem roten Licht, nach langen Zeiten leerer Erwartung. Es wird uns gesagt, daß schon unsere ungläubige, also kritische Einstellung das Zustandekommen der erwarteten Phänomene zu hindern vermag. Die so hergestellte Situation ist ein wahres Zerrbild der Umstände, unter denen wir sonst wissenschaftliche Untersuchungen durchzuführen pflegen. Die Beobachtungen werden an sogenannten Medien gemacht, Personen, denen man besondere „sensitive" Fähigkeiten zuschreibt, die sich aber keineswegs durch hervorragende Eigenschaften des Geistes oder des Charakters auszeichnen, nicht von einer großen Idee oder einer ernsthaften Absicht getragen werden wie die alten Wundertäter. Im Gegenteil, sie gelten selbst bei denen, die an ihre geheimen Kräfte glauben, als besonders unzuverlässig; die meisten von ihnen sind bereits als Betrüger entlarvt worden, es liegt uns nahe zu erwarten, daß den übrigen dasselbe bevorsteht. Was sie leisten, macht den Eindruck von mutwilligen Kinderstreichen oder Taschenspielerkunststücken. Noch niemals ist in den Sitzungen mit diesen Medien etwas Brauchbares herausgekommen, etwa eine neue Kraftquelle zugänglich gemacht worden. Freilich erwartet man auch keine Förderung der Taubenzucht von dem Kunststück des Taschenspielers, der Tauben aus seinem leeren Zylinderhut zaubert. Ich kann mich leicht in die Lage eines Menschen versetzen, der die Anforderung der Objektivität erfüllen will und darum an den okkultistischen Sitzungen teilnimmt, aber nach einer Weile

ermüdet und von den an ihn gestellten Zumutungen abgestoßen, sich abwendet und unbelehrt zu seinen früheren Vorurteilen zurückkehrt. Man kann einem solchen vorhalten, das sei auch nicht das richtige Benehmen, Phänomenen, die man studieren wolle, dürfe man nicht vorschreiben, wie sie sein und unter welchen Bedingungen sie auftreten sollen. Es sei vielmehr geboten auszuharren und die Vorsichts- und Kontrollmaßregeln zu würdigen, durch die man sich neuerdings gegen die Unzuverlässigkeit der Medien zu schützen bemüht ist. Leider macht diese moderne Sicherungstechnik der leichten Zugänglichkeit okkultistischer Beobachtungen ein Ende. Das Studium des Okkultismus wird ein besonderer, schwieriger Beruf, eine Tätigkeit, die man nicht neben seinen sonstigen Interessen betreiben kann. Und bis die damit beschäftigten Forscher zu Entscheidungen gekommen sind, bleibt man dem Zweifel und seinen eigenen Vermutungen überlassen.

Unter diesen Vermutungen die wahrscheinlichste ist wohl die, daß es sich beim Okkultismus um einen realen Kern von noch nicht erkannten Tatsachen handelt, den Trug und Phantasiewirkung mit einer schwer durchdringbaren Hülle umsponnen haben. Aber wie können wir uns diesem Kern auch nur annähern, an welcher Stelle das Problem angreifen? Hier meine ich, kommt uns der Traum zu Hilfe, indem er uns den Wink gibt, aus all dem Wust das Thema der Telepathie herauszugreifen.

Sie wissen, Telepathie nennen wir die angebliche Tatsache, daß ein Ereignis, welches zu einer bestimmten Zeit vorfällt, etwa gleichzeitig einer räumlich entfernten Person zum Bewußtsein kommt, ohne daß die uns bekannten Wege der Mitteilung dabei in Be-

tracht kämen. Stillschweigende Voraussetzung ist, daß dies Ereignis eine Person betrifft, an welcher die andere, der Empfänger der Nachricht, ein starkes emotionelles Interesse hat. Also z. B. die Person A erleidet einen Unfall, oder sie stirbt und die Person B, eine ihr nahe verbundene, die Mutter, Tochter oder Geliebte, erfährt es ungefähr zur gleichen Zeit durch eine Gesichts- oder Gehörswahrnehmung; im letzteren Falle also so, als ob sie telephonisch verständigt worden wäre, was aber nicht der Fall gewesen ist, gewissermaßen ein psychisches Gegenstück zur drahtlosen Telegraphie. Ich brauche vor Ihnen nicht zu betonen, wie unwahrscheinlich solche Vorgänge sind. Auch darf man die meisten dieser Berichte mit guten Gründen ablehnen; einige bleiben übrig, bei denen dies nicht so leicht ist. Gestatten Sie mir nun, daß ich, für den Zweck meiner beabsichtigten Mitteilung, das vorsichtige Wörtchen „angeblich" weglasse und so fortsetze, als glaubte ich an die objekte Realität des telepathischen Phänomens. Aber halten Sie daran fest, daß dies nicht der Fall ist, daß ich mich auf keine Überzeugung festgelegt habe.

Ich habe Ihnen eigentlich wenig mitzuteilen, nur eine unscheinbare Tatsache. Ich will Ihre Erwartung auch gleich weiter einschränken, indem ich Ihnen sage, daß der Traum im Grunde wenig mit der Telepathie zu tun hat. Weder wirft die Telepathie ein neues Licht auf das Wesen des Traums, noch legt der Traum ein direktes Zeugnis für die Realität der Telepathie ab. Das telepathische Phänomen ist auch gar nicht an den Traum gebunden, es kann sich auch während des Wachzustandes ereignen. Der einzige Grund, die Beziehung zwischen Traum und Telepathie zu erörtern, liegt darin, daß der Schlafzustand

zur Aufnahme der telepathischen Botschaft besonders geeignet erscheint. Man erhält dann einen sogenannt telepathischen Traum und überzeugt sich bei dessen Analyse, daß die telepathische Nachricht dieselbe Rolle gespielt hat wie ein anderer Tagesrest und wie ein solcher von der Traumarbeit verändert und ihrer Tendenz dienstbar gemacht worden ist.

In der Analyse eines solchen telepathischen Traums ereignet sich nun das, was mir interessant genug schien, um es trotz seiner Geringfügigkeit zum Ausgangspunkt für diese Vorlesung zu wählen. Als ich im Jahre 1922 die erste Mitteilung über diesen Gegenstand machte, stand mir erst nur eine Beobachtung zur Verfügung. Seither habe ich manche ähnliche gemacht, aber ich bleibe beim ersten Beispiel, weil es sich am leichtesten darstellen läßt, und werde Sie sogleich *in medias res* einführen.

Ein offenbar intelligenter, nach seiner Behauptung keineswegs „okkultistisch angehauchter" Mann, schreibt mir über einen Traum, der ihm merkwürdig erscheint. Er schickt voraus, seine verheiratete, entfernt von ihm lebende Tochter erwarte Mitte Dezember ihre erste Niederkunft. Diese Tochter steht ihm sehr nahe, er weiß auch, daß sie sehr innig an ihm hängt. Nun träumt er in der Nacht vom 16. auf den 17. November, daß seine Frau Zwillinge geboren hat. Es folgen mancherlei Einzelheiten, die ich hier übergehen kann, die auch nicht alle Aufklärung gefunden haben. Die Frau, die im Traum Mutter der Zwillinge geworden ist, ist seine zweite Frau, die Stiefmutter der Tochter. Er wünscht sich keine Kinder von dieser Frau, der er die Eignung zur verständigen Kindererziehung abspricht, hatte auch zur Zeit des Traums den Geschlechtsverkehr mit ihr lange ausgesetzt.

Was ihn veranlaßt mir zu schreiben, ist nicht ein Zweifel an der Traumlehre, zu dem ihn der manifeste Trauminhalt berechtigt hätte, denn warum läßt der Traum im vollen Gegensatz zu seinen Wünschen diese Frau Kinder gebären? Auch zu einer Befürchtung, daß dies unerwünschte Ereignis eintreffen könnte, lag nach seiner Auskunft kein Anlaß vor. Was ihn bewog, mir von diesem Traum zu berichten, war der Umstand, daß er am 18. November früh die telegraphische Nachricht erhielt, die Tochter sei mit Zwillingen niedergekommen. Das Telegramm war tags vorher aufgegeben worden, die Geburt in der Nacht vom 16. auf den 17. erfolgt, ungefähr zur gleichen Stunde, als er von der Zwillingsgeburt seiner Frau träumte. Der Träumer fragt mich, ob ich das Zusammentreffen von Traum und Ereignis für zufällig halte. Er getraut sich nicht, den Traum einen telepathischen zu nennen, denn der Unterschied zwischen Trauminhalt und Ereignis betrifft gerade das, was ihm das Wesentliche scheint, die Person der Gebärenden. Aber aus einer seiner Bemerkungen geht hervor, daß er sich über einen richtigen telepathischen Traum nicht verwundert hätte. Die Tochter, meint er, habe in ihrer schweren Stunde sicher „besonders an ihn gedacht".

Meine Damen und Herren! Ich bin sicher, Sie können sich diesen Traum bereits erklären und verstehen auch, warum ich ihn Ihnen erzählt habe. Da ist ein Mann, mit seiner zweiten Frau unzufrieden, er möchte lieber eine Frau haben wie seine Tochter aus erster Ehe. Fürs Unbewußte entfällt natürlich dieses Wie. Nun trifft ihn nächtlicher Weile die telepathische Botschaft, die Tochter hat Zwillinge geboren. Die Traumarbeit bemächtigt sich dieser Nachricht, läßt

den unbewußten Wunsch auf sie einwirken, der die Tochter an die Stelle der zweiten Frau setzen möchte, und so entsteht der befremdende manifeste Traum, der den Wunsch verhüllt und die Botschaft entstellt. Wir müssen sagen, erst die Traumdeutung hat uns gezeigt, daß es ein telepathischer Traum ist, die Psychoanalyse hat einen telepathischen Tatbestand aufgedeckt, den wir sonst nicht erkannt hätten.

Aber lassen Sie sich ja nicht irreführen! Trotzdem hat die Traumdeutung nichts über die objekte Wahrheit des telepathischen Tatbestandes ausgesagt. Es kann auch ein Anschein sein, der sich auf andere Weise aufklären läßt. Es ist möglich, daß die latenten Traumgedanken des Mannes gelautet haben: Heute ist ja der Tag, an dem die Entbindung erfolgen müßte, wenn die Tochter, wie ich eigentlich glaube, sich um einen Monat verrechnet hat. Und ihr Aussehen war schon damals, als ich sie zuletzt sah, so, als ob sie Zwillinge haben würde. Und meine verstorbene Frau war so kinderlieb, wie würde die sich über Zwillinge gefreut haben! (Letzteres Moment setze ich nach noch nicht erwähnten Assoziationen des Träumers ein.) In diesem Fall wären gut begründete Vermutungen des Träumers, nicht eine telepathische Botschaft der Anreiz zum Traum gewesen, der Erfolg bliebe der nämliche. Sie sehen, auch diese Traumdeutung hat nichts über die Frage ausgesagt, ob man der Telepathie objektive Realität zugestehen darf. Das ließe sich nur durch eingehende Erkundigung nach allen Verhältnissen des Vorfalles entscheiden, was leider bei diesem Beispiel ebenso wenig möglich war wie bei den anderen meiner Erfahrung. Zugegeben, daß die Annahme der Telepathie die bei weitem einfachste Erklärung gibt, aber damit ist nicht viel gewonnen.

Die einfachste Erklärung ist nicht immer die richtige, die Wahrheit ist sehr oft nicht einfach, und ehe man sich zu einer so weittragenden Annahme entschließt, will man alle Vorsichten eingehalten haben:

Das Thema: Traum und Telepathie können wir jetzt verlassen, ich habe Ihnen nichts mehr darüber zu sagen. Aber beachten Sie wohl, nicht der Traum schien uns etwas über die Telepathie zu lehren, sondern die Deutung des Traumes, die psychoanalytische Bearbeitung. Somit können wir im Folgenden vom Traum ganz absehen und wollen der Erwartung nachgehen, daß die Anwendung der Psychoanalyse einiges Licht auf andere, okkult geheißene Tatbestände werfen kann. Da ist z. B. das Phänomen der Induktion oder Gedankenübertragung, das der Telepathie sehr nahe steht, eigentlich ohne viel Zwang mit ihr vereinigt werden kann. Es besagt, daß seelische Vorgänge in einer Person, Vorstellungen, Erregungszustände, Willensimpulse sich durch den freien Raum auf eine Person übertragen können, ohne die bekannten Wege der Mitteilung durch Worte und Zeichen zu gebrauchen. Sie verstehen, wie merkwürdig, vielleicht auch praktisch bedeutsam es wäre, wenn dergleichen wirklich vorkäme. Nebenbei gesagt, ist es verwunderlich, daß gerade von diesem Phänomen in den alten Wunderberichten am wenigsten die Rede ist.

Während der psychoanalytischen Behandlung von Patienten habe ich den Eindruck bekommen, daß das Treiben der berufsmäßigen Wahrsager eine günstige Gelegenheit verbirgt, um besonders einwandfreie Beobachtungen über Gedankenübertragung anzustellen. Das sind unbedeutende oder selbst minderwertige Personen, die sich irgendeiner Hantierung hingeben, Karten aufschlagen, Schriften und Handlinien studie-

ren, astrologische Berechnungen anstellen und dabei ihren Besuchern die Zukunft vorhersagen, nachdem sie sich mit Stücken von deren vergangenen oder gegenwärtigen Schicksalen vertraut gezeigt haben. Ihre Klienten zeigen sich meistens recht befriedigt durch diese Leistungen und sind ihnen auch nicht gram, wenn die Prophezeiungen späterhin nicht eintreffen. Ich bin mehrerer solcher Fälle habhaft geworden, konnte sie analytisch studieren und werde Ihnen gleich das merkwürdige dieser Beispiele erzählen. Leider wird die Beweiskraft dieser Mitteilungen durch die zahlreichen Verschweigungen beeinträchtigt, zu denen mich die Pflicht der ärztlichen Diskretion nötigt. Entstellungen habe ich aber mit strengem Vorsatz vermieden. Hören Sie also die Geschichte einer meiner Patientinnen, die ein solches Erlebnis mit einem Wahrsager gehabt hat.

Sie war die älteste einer Reihe von Geschwistern gewesen, in einer außerordentlich starken Vaterbindung aufgewachsen, hatte jung geheiratet, in der Ehe volle Befriedigung gefunden. Zu ihrem Glück fehlte nur eines, daß sie kinderlos geblieben war, ihren geliebten Mann also nicht völlig an die Stelle des Vaters rücken konnte. Als sie nach langen Jahren der Enttäuschung sich zu einer gynäkologischen Operation entschließen wollte, machte ihr der Mann die Eröffnung, daß die Schuld an ihm liege, er sei durch eine Erkrankung vor der Ehe unfähig zur Kinderzeugung geworden. Diese Enttäuschung vertrug sie schlecht, wurde neurotisch, litt offenbar an Versuchsängsten. Um sie aufzuheitern, nahm sie der Mann auf eine Geschäftsreise nach Paris mit. Dort saßen sie eines Tages in der Halle des Hotels, als ihr eine gewisse Geschäftigkeit unter den Angestellten

auffiel. Sie fragte, was es gäbe und erfuhr, *Monsieur le professeur* sei gekommen und erteilte Konsultationen in jenem Kabinett. Sie äußerte ihren Wunsch, auch einen Versuch zu machen. Der Mann schlug es ab, aber in einem unbewachten Moment war sie in den Konsultationsraum geschlüpft und stand vor dem Wahrsager. Sie war 27 Jahre alt, sah viel jünger aus, hatte den Ehering abgelegt. *Monsieur le professeur* ließ sie die Hand auf eine Tasse legen, die mit Asche gefüllt war, studierte sorgfältig den Abdruck, erzählte ihr dann allerlei von schweren Kämpfen, die ihr bevorstünden, und schloß mit der tröstlichen Versicherung, sie werde doch noch heiraten und mit 32 Jahren zwei Kinder haben. Als sie mir diese Geschichte erzählte, war sie 43 Jahre alt, schwer krank und ohne jede Aussicht jemals ein Kind zu bekommen. Die Prophezeiung war also nicht eingetroffen, doch sprach sie von ihr keineswegs mit Bitterkeit, sondern mit dem unverkennbaren Ausdruck der Befriedigung, als ob sie ein erfreuliches Erlebnis erinnern würde. Es war leicht festzustellen, daß sie nicht die leiseste Ahnung hatte, was die beiden Zahlen der Prophezeiung bedeuten könnten und ob sie überhaupt etwas bedeuten.

Sie werden sagen, das ist eine dumme und unverständliche Geschichte, und fragen, wozu ich sie Ihnen erzählt habe. Nun ich wäre ganz Ihrer Meinung, wenn nicht — und das ist jetzt der springende Punkt — die Analyse uns eine Deutung jener Prophezeiung ermöglichte, die gerade durch die Aufklärung der Details zwingend wirkt. Die beiden Zahlen finden nämlich ihren Platz im Leben der Mutter meiner Patientin. Diese hatte spät geheiratet, nach dreißig, und man hatte in der Familie oft dabei verweilt, daß sie sich

so erfolgreich beeilt hatte, das Versäumte nachzuholen. Die beiden ersten Kinder, unsere Patientin voran, wurden mit dem kleinsten möglichen Intervall in dem gleichen Kalenderjahr geboren und mit 32 Jahren hatte sie wirklich schon zwei Kinder. Was *Monsieur le professeur* meiner Patientin gesagt hatte, hieß also: Trösten Sie sich, Sie sind noch so jung. Sie werden noch dasselbe Schicksal haben wie Ihre Mutter, die auch lange auf Kinder warten mußte, werden zwei Kinder haben mit 32 Jahren. Aber, dasselbe Schicksal zu haben wie die Mutter, sich an ihre Stelle zu setzen, ihren Platz beim Vater einzunehmen, das war ja der stärkste Wunsch ihrer Jugend gewesen, der Wunsch, an dessen Nichterfüllung sie jetzt zu erkranken begann. Die Prophezeiung versprach ihr, daß er doch noch zur Erfüllung kommen werde; wie sollte sie gegen den Propheten anders als freundlich fühlen können? Aber halten Sie es für möglich, daß *Monsieur le professeur* mit den Daten der intimen Familiengeschichte seiner zufälligen Klientin vertraut war? Unmöglich; woher kam ihm also die Kenntnis, die ihn befähigte, den stärksten und geheimsten Wunsch der Patientin durch die Aufnahme der beiden Zahlen in seine Prophezeiung auszudrücken? Ich sehe nur zwei Möglichkeiten der Erklärung. Entweder ist die Geschichte, so wie sie mir erzählt wurde, nicht wahr, hat sich anders zugetragen oder es ist anzuerkennen, daß eine Gedankenübertragung als reales Phänomen besteht. Man kann freilich die Annahme machen, daß die Patientin nach einem Intervall von 16 Jahren die beiden Zahlen, auf die es ankommt, aus ihrem Unbewußten in jene Erinnerung eingesetzt hat. Ich habe keinen Anhaltspunkt für diese Vermutung, aber ich kann sie nicht ausschlie-

ßen und ich stelle mir vor, daß Sie eher bereit sein werden, an eine solche Auskunft zu glauben als an die Realität der Gedankenübertragung. Wenn Sie sich zu letzterem entschließen, vergessen Sie nicht daran, daß erst die Analyse den okkulten Tatbestand geschaffen, ihn aufgedeckt hat, wo er bis zur Unkenntlichkeit entstellt war.

Handelte es sich nur um e i n e n solchen Fall wie den meiner Patientin, so würde man achselzuckend über ihn hinweggehen. Niemand fällt es ein, einen Glauben, der eine so entscheidende Wendung bedeutet, auf einer vereinzelten Beobachtung aufzubauen. Aber glauben Sie meiner Versicherung, es ist nicht der einzige Fall in meiner Erfahrung. Ich habe eine ganze Reihe von solchen Prophezeiungen gesammelt und von allen den Eindruck gewonnen, daß der Wahrsager nur die Gedanken der ihn befragenden Personen und ganz besonders ihre geheimen Wünsche zum Ausdruck gebracht hatte, daß man also berechtigt war, solche Prophezeiungen zu analysieren, als wären es subjektive Produktionen, Phantasien oder Träume der Betreffenden. Natürlich sind nicht alle Fälle gleich beweiskräftig und nicht in allen ist es gleich möglich, rationellere Erklärungen auszuschließen, aber es bleibt doch vom Ganzen ein starker Überschuß von Wahrscheinlichkeit zu Gunsten einer tatsächlichen Gedankenübertragung übrig. Die Wichtigkeit des Gegenstandes würde es rechtfertigen, daß ich Ihnen alle meine Fälle vorführe, aber das kann ich nicht, wegen der Weitläufigkeit der dazu nötigen Darstellung und der dabei unvermeidlichen Verletzung der schuldigen Diskretion. Ich versuche es, mein Gewissen möglichst zu beschwichtigen, wenn ich Ihnen noch einige Beispiele gebe.

Eines Tages sucht mich ein hochintelligenter junger Mann auf, ein Student vor seinen letzten Doktorprüfungen, aber nicht im Stande sie abzulegen, denn, wie er klagt, hat er alle Interessen, Konzentrationsfähigkeit, selbst die Möglichkeit geordneter Erinnerung verloren. Die Vorgeschichte dieses lähmungsartigen Zustandes ist bald aufgedeckt, er ist nach einer Leistung großer Selbstüberwindung erkrankt. Er hat eine Schwester, an der er mit intensiver, aber stets verhaltener Liebe hing, wie sie an ihm. Wie schade, daß wir beide uns nicht heiraten können, hieß es oft genug unter ihnen. Ein würdiger Mann verliebte sich in diese Schwester, sie erwiderte die Neigung, aber die Eltern gaben die Verbindung nicht zu. In dieser Notlage wandte sich das Paar an den Bruder, der ihnen auch seine Hilfe nicht versagte. Er vermittelte die Korrespondenz zwischen ihnen, seinem Einfluß gelang es auch, die Eltern endlich zur Zustimmung zu bewegen. In der Verlobungszeit ereignete sich allerdings ein Zufall, dessen Bedeutung leicht zu erraten ist. Er unternahm eine schwierige Bergpartie mit dem zukünftigen Schwager führerlos, die beiden verloren den Weg und gerieten in die Gefahr, nicht mehr heil zurückzukommen. Kurz nach der Heirat der Schwester geriet er in jenen Zustand seelischer Erschöpfung.

Durch den Einfluß der Psychoanalyse arbeitsfähig geworden, verließ er mich, um seine Prüfungen zu machen, kam aber nach deren glücklichen Erledigung im Herbst desselben Jahres für kurze Zeit zu mir zurück. Er berichtete mir dann über ein merkwürdiges Erlebnis, das er vor dem Sommer gehabt hatte. In seiner Universitätsstadt gab es eine Wahrsagerin, die sich eines großen Zulaufs erfreute. Auch die Prin-

zen des Herrscherhauses pflegten sie vor wichtigen Unternehmungen regelmäßig zu konsultieren. Die Art, wie sie arbeitete, war sehr einfach. Sie ließ sich die Geburtsdaten einer bestimmten Person geben, verlangte nichts anderes von ihr zu wissen, auch nicht den Namen, dann schlug sie in astrologischen Büchern nach, machte lange Berechnungen und am Ende gab sie eine Prophezeiung über die betreffende Person von sich. Mein Patient beschloß, ihre Geheimkunst für seinen Schwager in Anspruch zu nehmen. Er besuchte sie und nannte ihr die verlangten Daten von seinem Schwager. Nachdem sie ihre Rechnungen angestellt hatte, tat sie die Prophezeiung: Diese Person wird im Juli oder August dieses Jahres an einer Krebs- oder Austernvergiftung sterben. Mein Patient schloß dann seine Erzählung mit den Worten: „Und das war ganz großartig!"

Ich hatte von Anfang an unwillig zugehört. Nach diesem Ausruf gestattete ich mir die Frage: Was finden Sie an dieser Prophezeiung so großartig? Wir sind jetzt im Spätherbst, Ihr Schwager ist nicht gestorben, das hätten Sie mir längst erzählt. Also ist die Prophezeiung nicht eingetroffen. Das allerdings nicht, meinte er, aber das Merkwürdige ist folgendes. Mein Schwager ist ein leidenschaftlicher Liebhaber von Krebsen und Austern und hat sich im vorigen Sommer — also v o r dem Besuch bei der Wahrsagerin — eine Austernvergiftung zugezogen, an der er fast gestorben wäre. Was sollte ich darauf sagen? Ich konnte mich nur ärgern, daß der hochgebildete Mann, der überdies eine erfolgreiche Analyse hinter sich hatte, den Zusammenhang nicht besser durchschaute. Ich für meinen Teil, ehe ich daran glaube, daß man aus astrologischen Tafeln den Eintritt einer

Krebs- oder Austernvergiftung berechnen kann, will lieber annehmen, daß mein Patient den Haß gegen den Rivalen noch immer nicht überwunden hatte, an dessen Verdrängung er seinerzeit erkrankt war, und daß die Astrologin einfach seine eigene Erwartung aussprach: solche Liebhabereien gibt man nicht auf und eines Tages wird er doch daran zu Grund gehen. Ich gestehe, daß ich für diesen Fall keine andere Erklärung weiß außer vielleicht, daß mein Patient sich einen Scherz mit mir erlaubt hat. Aber er gab mir weder damals noch später Grund zu diesem Verdacht und schien, was er sagte, ernsthaft zu meinen.

Ein anderer Fall. Ein junger Mann in angesehener Stellung unterhält ein Verhältnis mit einer Lebedame, in dem sich ein merkwürdiger Zwang durchsetzt. Von Zeit zu Zeit muß er die Geliebte durch spottende und höhnende Reden kränken, bis sie in helle Verzweiflung gerät. Hat er sie so weit gebracht, so ist er erleichtert, er versöhnt sich mit ihr und beschenkt sie. Aber er möchte jetzt frei von ihr werden, der Zwang ist ihm unheimlich, er merkt, daß sein eigener Ruf unter diesem Verhältnis leidet, er will eine eigene Frau haben, eine Familie gründen. Nur, daß er mit eigener Kraft nicht von der Lebedame loskommt, er nimmt dazu die Hilfe der Analyse in Anspruch. Nach einer solchen Beschimpfungsszene, schon während der Analyse, läßt er sich von ihr ein Kärtchen schreiben, das er einem Schriftkundigen vorlegt. Die Auskunft, die er von ihm erhält, lautet: Das ist die Schrift eines Menschen in äußerster Verzweiflung, die Person wird sich gewiß in den allernächsten Tagen umbringen. Das geschieht zwar nicht, die Dame bleibt am Leben, aber der Analyse gelingt es, seine Fesseln zu lockern; er verläßt die Dame und

wendet sich einem jungen Mädchen zu, von dem er erwartet, daß es eine brave Frau für ihn werden kann. Bald nachher erscheint ein Traum, der nur auf einen beginnenden Zweifel an dem Wert dieses Mädchens gedeutet werden kann. Er nimmt auch von ihr eine Schriftprobe, die er derselben Autorität vorlegt, und hört ein Urteil über ihre Schrift, das seine Besorgnisse bestätigt. Er gibt also die Absicht, sie zu seiner Frau zu machen, auf.

Um die Gutachten des Schriftkundigen, zumal das erste zu würdigen, muß man etwas von der Geheimgeschichte unseres Mannes wissen. Im frühen Jünglingsalter hatte er sich, seiner leidenschaftlichen Natur entsprechend, bis zur Raserei in eine junge Frau verliebt, die immerhin älter war als er. Von ihr abgewiesen, machte er einen Selbstmordversuch, an dessen ernster Absicht man nicht zweifeln kann. Nur durch ein Ungefähr entging er dem Tode und erst nach langer Pflege war er hergestellt. Aber diese wilde Tat machte auf die geliebte Frau einen tiefen Eindruck, sie schenkte ihm ihre Gunst, er wurde ihr Liebhaber, blieb ihr von da an heimlich verbunden und diente ihr in echt ritterlicher Weise. Nach mehr als zwei Dezennien, als sie beide gealtert waren, die Frau natürlich mehr als er, erwachte in ihm das Bedürfnis, sich von ihr abzulösen, frei zu werden, ein eigenes Leben zu führen, selbst ein Haus und eine Familie zu gründen. Und gleichzeitig mit diesem Überdruß stellte sich bei ihm das lange unterdrückte Bedürfnis nach Rache an der Geliebten ein. Hatte er sich einst umbringen wollen, weil sie ihn verschmäht hatte, so wollte er jetzt die Genugtuung haben, daß sie den Tod suchte, weil er sie verließ. Aber seine Liebe war noch immer zu stark, als daß dieser Wunsch

ihm bewußt werden konnte; auch war er nicht imstande, ihr genug Böses anzutun, um sie in den Tod zu treiben. In dieser Gemütslage nahm er die Lebedame gewissermaßen als Prügelknaben auf, um *in corpore vili* seinen Rachedurst zu befriedigen und gestattete sich an ihr alle Quälereien, von denen er erwarten konnte, sie würden bei ihr den Erfolg haben, den er bei der geliebten Frau wünschte. Daß die Rache eigentlich dieser letzteren galt, verriet sich nur durch den Umstand, daß er die Frau zur Mitwisserin und Ratgeberin in seinem Liebesverhältnis machte, anstatt ihr seinen Abfall zu verbergen. Die Arme, die längst von der Geberin zur Empfängerin herabgesunken war, litt unter seiner Vertraulichkeit wahrscheinlich mehr als die Lebedame unter seiner Brutalität. Der Zwang, über den er sich bei der Ersatzperson beklagte, und der ihn in die Analyse trieb, war natürlich von der alten Geliebten her auf sie übertragen; diese letztere war es, von der er sich frei machen wollte und nicht konnte. Ich bin kein Schriftenkenner und halte nicht viel von der Kunst, aus der Schrift den Charakter zu erraten, noch weniger glaube ich an die Möglichkeit, auf diesem Wege die Zukunft des Schreibers vorherzusagen. Sie sehen aber, wie immer man über den Wert der Graphologie denken mag, es ist unverkennbar, daß der Sachverständige, wenn er versprach, daß der Schreiber der ihm vorgelegten Probe sich in den nächsten Tagen umbringen werde, wiederum nur einen starken geheimen Wunsch der ihn befragenden Person ans Licht gezogen hatte. Etwas ähnliches geschah dann auch beim zweiten Gutachten, nur daß hier nicht ein unbewußter Wunsch in Betracht kam, sondern daß die keimenden Zweifel und Besorgnisse des Befragen-

den durch den Mund des Schriftkundigen einen klaren Ausdruck fanden. Meinem Patienten gelang es übrigens mit Hilfe der Analyse eine Liebeswahl zu treffen außerhalb des Zauberkreises, in den er gebannt gewesen war.

. . . . .

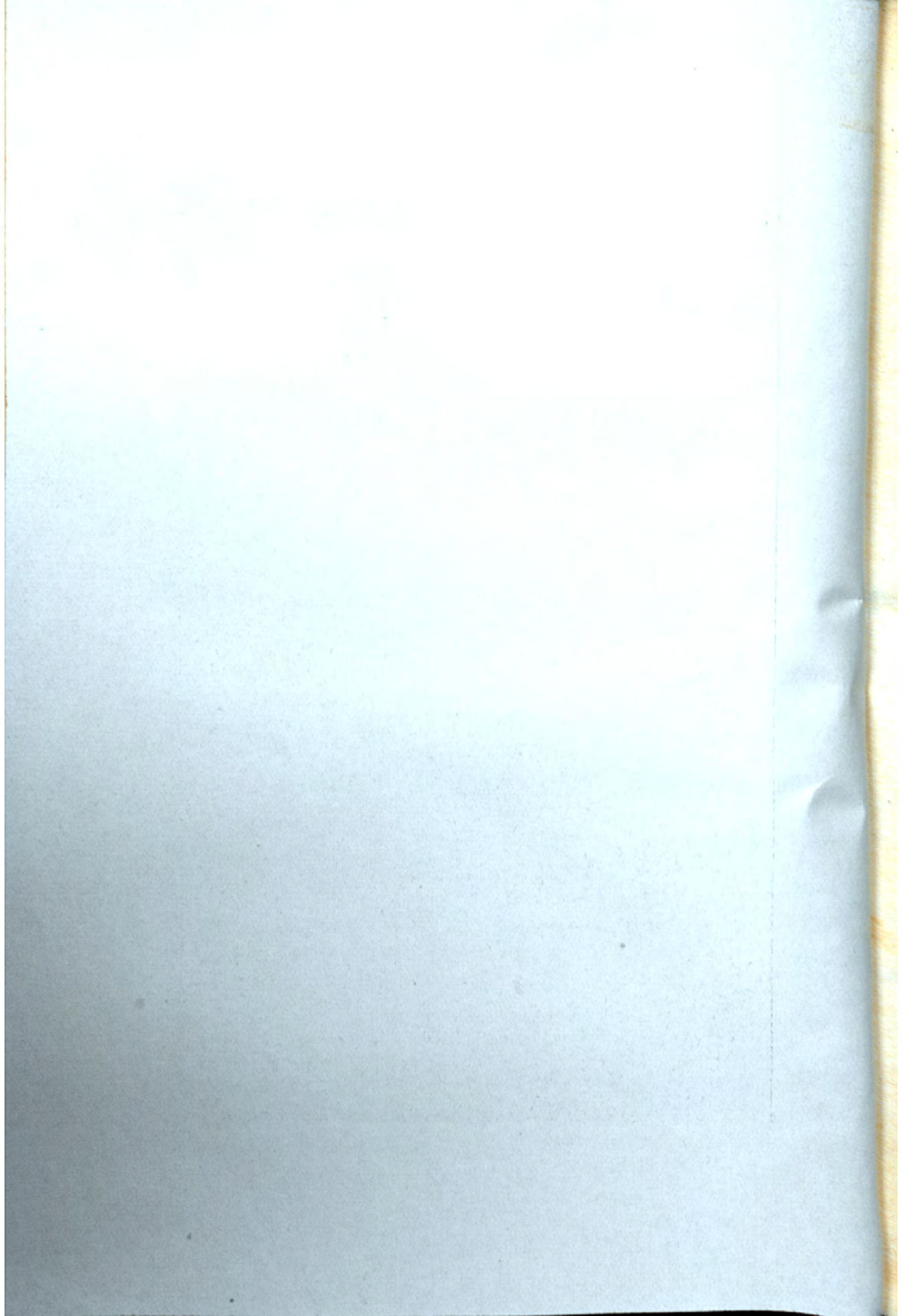
Ich bin überzeugt, Sie werden mit meiner Einstellung zu diesem Problem: nicht völlig überzeugt und doch zur Überzeugung bereit, nicht sehr zufrieden sein. Vielleicht sagen Sie sich: Das ist wieder so ein Fall, daß ein Mensch, der sein Leben lang rechtschaffen als Naturforscher gearbeitet hat, im Alter schwachsinnig, fromm und leichtgläubig wird. Ich weiß, einige große Namen gehören in diese Reihe, aber mich sollen Sie nicht dazu rechnen. Fromm wenigstens bin ich nicht geworden, ich hoffe, auch nicht leichtgläubig. Nur, wenn man sich sein Leben lang gebückt gehalten hat, um einem schmerzhaften Zusammenstoß mit den Tatsachen auszuweichen, so behält man auch im Alter den krummen Rücken, der sich vor neuen Tatsächlichkeiten beugt. Ihnen wäre es gewiß lieber, ich hielte an einem gemäßigten Theismus fest und zeigte mich unerbittlich in der Ablehnung alles Okkulten. Aber ich bin unfähig um Gunst zu werben, ich muß Ihnen nahe legen, über die objektive Möglichkeit der Gedankenübertragung und damit auch der Telepathie freundlicher zu denken.

Sie vergessen nicht, daß ich diese Probleme hier nur insoweit behandelt habe, als man sich ihnen von der Psychoanalyse her annähern kann. Als sie vor länger als zehn Jahren zuerst in meinen Gesichtskreis traten, verspürte auch ich die Angst vor einer Bedrohung unserer wissenschaftlichen Weltanschauung, die im Falle, als sich Stücke des Okkultismus

bewahrheiten, dem Spiritismus oder der Mystik den Platz räumen müßte. Ich denke heute anders; ich meine, es zeugt von keiner großen Zuversicht zur Wissenschaft, wenn man ihr nicht zutraut, daß sie auch aufnehmen und verarbeiten kann, was sich etwa an den okkulten Behauptungen als wahr herausstellt. Und was besonders die Gedankenübertragung betrifft, so scheint sie die Ausdehnung der wissenschaftlichen — Gegner sagen: mechanistischen — Denkweise auf das so schwer faßbare Geistige geradezu zu begünstigen. Der telepathische Vorgang soll ja darin bestehen, daß ein seelischer Akt der einen Person den nämlichen seelischen Akt bei einer anderen Person anregt. Was zwischen den beiden seelischen Akten liegt, kann leicht ein physikalischer Vorgang sein, in den sich das Psychische an einem Ende umsetzt und der sich am anderen Ende wieder in das gleiche Psychische umsetzt. Die Analogie mit anderen Umsetzungen wie beim Sprechen und Hören am Telephon wäre dann unverkennbar. Und denken Sie, wenn man dieses physikalischen Äquivalents des psychischen Akts habhaft werden könnte! Ich möchte sagen, durch die Einschiebung des Unbewußten zwischen das Physikalische und das bis dahin Psychisch-Genannte hat uns die Psychoanalyse für die Annahme solcher Vorgänge wie die Telepathie vorbereitet. Gewöhnt man sich erst an die Vorstellung der Telepathie, so kann man mit ihr viel ausrichten, allerdings vorläufig nur in der Phantasie. Man weiß bekanntlich nicht, wie der Gesamtwille in den großen Insektenstaaten zustande kommt. Möglicherweise geschieht es auf dem Wege solch direkter psychischer Übertragung. Man wird auf die Vermutung geführt, daß dies der ursprüngliche, archaische Weg der Verständigung un-



J. H. W. van Ophuijsen
Den Haag



ter den Einzelwesen ist, der im Lauf der phylogenetischen Entwicklung durch die bessere Methode der Mitteilung mit Hilfe von Zeichen zurückgedrängt wird, die man mit den Sinnesorganen aufnimmt. Aber die ältere Methode könnte im Hintergrund erhalten bleiben und sich unter gewissen Bedingungen noch durchsetzen, z. B. auch in leidenschaftlich erregten Massen. Das ist alles noch unsicher und voll von ungelösten Rätseln, aber es ist kein Grund zum Erschrecken.

Wenn es eine Telepathie als realen Vorgang gibt, so kann man trotz ihrer schweren Erweisbarkeit vermuten, daß sie ein recht häufiges Phänomen ist. Es würde unseren Erwartungen entsprechen, wenn wir sie gerade im Seelenleben des Kindes aufzeigen könnten. Man wird da an die häufige Angstvorstellung der Kinder erinnert, daß die Eltern alle ihre Gedanken kennen, ohne daß sie sie ihnen mitgeteilt hätten, das volle Gegenstück und vielleicht die Quelle des Glaubens Erwachsener an die Allwissenheit Gottes. Vor kurzem hat eine vertrauenswürdige Frau, Dorothy Burlingham, in einem Aufsatz „Kinderanalyse und Mutter" Beobachtungen mitgeteilt, die, wenn sie sich bestätigen lassen, dem restlichen Zweifel an der Realität der Gedankenübertragung eine Ende machen müssen. Sie machte sich die nicht mehr seltene Situation zu Nutze, daß sich Mutter und Kind gleichzeitig in Analyse befinden, und berichtet aus derselben merkwürdige Vorfälle wie den folgenden: Eines Tages erzählte die Mutter in ihrer Analysenstunde von einem Goldstück, das in einer ihrer Kinderszenen eine bestimmte Rolle spielt. Gleich darauf, nachdem sie nach Hause gekommen ist, kommt ihr kleiner, etwa zehnjähriger Junge zu ihr ins Zimmer und bringt ihr ein Goldstück, das sie für ihn aufbe-

wahren soll. Sie fragt ihn erstaunt, woher er es hat. Er hat es zu seinem Geburtstag bekommen, aber der Geburtstag des Kindes liegt mehrere Monate zurück und es ist kein Anlaß, warum sich das Kind gerade jetzt an das Goldstück erinnert haben sollte. Die Mutter verständigt die Analytikerin des Kindes von dem Zusammentreffen und bittet sie, beim Kind nach der Begründung jener Handlung zu forschen. Aber die Analyse des Kindes bringt keinen Aufschluß, die Handlung hatte sich wie ein Fremdkörper in das Leben des Kindes an jenem Tage eingedrängt. Einige Wochen später sitzt die Mutter am Schreibtisch, um sich, wozu man sie gemahnt hatte, eine Notiz über das geschilderte Erlebnis zu machen. Da kommt der Knabe herein und verlangt das Goldstück zurück, er möchte es in seine analytische Stunde mitnehmen, um es zu zeigen. Wiederum kann die Analyse des Kindes keinen Zugang zu diesem Wunsch auffinden.

Und damit wären wir zur Psychoanalyse zurückgekommen, von der wir ausgegangen sind.

Die psychischen Instanzen

Von Sigm. Freud

Die hier wiedergegebenen Abschnitte sind der „Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit“ überschriebenen XXXI. Vorlesung der „Neuen Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ entnommen.

Wir wollen das Ich zum Gegenstand dieser Untersuchung machen, unser eigenstes Ich. Aber kann man das? Das Ich ist ja doch das eigentlichste Subjekt, wie soll es zum Objekt werden? Nun, es ist kein Zweifel, daß man dies kann. Das Ich kann sich selbst zum Objekt nehmen, sich behandeln wie andere Objekte, sich beobachten, kritisieren, Gott weiß was noch alles mit sich selbst anstellen. Dabei stellt sich ein Teil des Ichs dem übrigen gegenüber. Das Ich ist also spaltbar, es spaltet sich während mancher seiner Funktionen, wenigstens vorübergehend. Die Teilstücke können sich nachher wieder vereinigen. Das ist gerade keine Neuigkeit, vielleicht eine ungewohnte Betonung allgemein bekannter Dinge. Anderseits sind wir mit der Auffassung vertraut, daß die Pathologie uns durch ihre Vergrößerungen und Vergröberungen auf normale Verhältnisse aufmerksam machen kann, die uns sonst entgangen wären. Wo sie uns einen Bruch oder Riß zeigt, kann normalerweise eine Gliederung vorhanden sein. Wenn wir einen Kristall zu Boden werfen, zerbricht er, aber nicht willkürlich, er zerfällt dabei nach seinen Spaltrichtungen in Stücke, deren Abgrenzung, obwohl unsichtbar, doch durch die Struktur des Kristalls vorher bestimmt war. Solche rissige und gesprungene Strukturen sind auch die Geisteskranken. Etwas von der ehrfürchtigen Scheu, die alte Völker den Wahnsinni-

gen bezeugten, können auch wir ihnen nicht versagen. Sie haben sich von der äußeren Realität abgewendet, aber eben darum wissen sie mehr von der inneren psychischen Realität und können uns manches verraten, was uns sonst unzugänglich wäre. Von einer Gruppe dieser Kranken sagen wir, sie leiden am Beobachtungswahn. Sie klagen uns, daß sie unausgesetzt und bis in ihr intimstes Tun von der Beobachtung unbekannter Mächte, wahrscheinlich doch Personen, belästigt werden, und hören halluzinatorisch, wie diese Personen die Ergebnisse ihrer Beobachtung verkünden: Jetzt will er das sagen, jetzt kleidet er sich an, um auszugehen usw. Diese Beobachtung ist noch nicht dasselbe wie eine Verfolgung, aber sie ist nicht weit davon, sie setzt voraus, daß man ihnen mißtraut, daß man erwartet, sie bei verbotenen Handlungen zu ertappen, für die sie gestraft werden sollen. Wie wäre es, wenn diese Wahnsinnigen Recht hätten, wenn bei uns allen eine solche beobachtende und strafandrohende Instanz im Ich vorhanden wäre, die sich bei ihnen nur scharf vom Ich gesondert hätte und irrtümlicherweise in die äußere Realität verschoben worden wäre?

Ich weiß nicht, ob es Ihnen ebenso ergehen wird wie mir. Seitdem ich unter dem starken Eindruck dieses Krankheitsbildes die Idee gefaßt hatte, daß die Sonderung einer beobachtenden Instanz vom übrigen Ich ein regelmäßiger Zug in der Struktur des Ichs sein könnte, hat sie mich nicht mehr verlassen, und ich war getrieben, nach den weiteren Charakteren und Beziehungen dieser so abgesonderten Instanz zu forschen. Der nächste Schritt ist bald getan. Schon der Inhalt des Beobachtungswahns legt es nahe, daß das Beobachten nur eine Vorbereitung ist für das Rich-

ten und Strafen, und somit erraten wir, daß eine andere Funktion dieser Instanz das sein muß, was wir unser Gewissen nennen. Es gibt kaum etwas anderes in uns, was wir so regelmäßig von unserem Ich sondern und so leicht ihm entgegenstellen wie gerade das Gewissen. Ich verspüre die Neigung etwas zu tun, wovon ich mir Lust verspreche, aber ich unterlasse es mit der Begründung: mein Gewissen erlaubt es nicht. Oder ich habe mich von der übergroßen Lusterwartung bewegen lassen, etwas zu tun, wogegen die Stimme des Gewissens Einspruch erhob, und nach der Tat straft mich mein Gewissen mit peinlichen Vorwürfen, läßt mich die Reue ob der Tat empfinden. Ich könnte einfach sagen, die besondere Instanz, die ich im Ich zu unterscheiden beginne, ist das Gewissen, aber es ist vorsichtiger, diese Instanz selbständig zu halten und anzunehmen, das Gewissen sei eine ihrer Funktionen, und die Selbstbeobachtung, die als Voraussetzung für die richterliche Tätigkeit des Gewissens unentbehrlich ist, sei eine andere. Und da es zur Anerkennung einer gesonderten Existenz gehört, daß man dem Ding einen eigenen Namen gibt, will ich diese Instanz im Ich von nun an als das „Über-Ich" bezeichnen.

Jetzt bin ich darauf gefaßt, daß Sie mich höhnisch fragen, ob unsere Ichpsychologie überhaupt darauf hinausläuft, gebräuchliche Abstraktionen wörtlich zu nehmen und zu vergrößern, sie aus Begriffen in Dinge zu verwandeln, womit nicht viel gewonnen wäre. Ich antworte, es wird schwer halten, in der Ichpsychologie dem Allbekannten auszuweichen, es wird mehr auf neue Auffassungen und Anordnungen ankommen als auf Neuentdeckungen. Bleiben Sie also vorläufig bei ihrer herabsetzenden Kritik und warten

Sie die weiteren Ausführungen ab. Die Tatsachen der Pathologie geben unseren Bemühungen einen Hintergrund, den Sie für die Populärpsychologie vergebens suchen würden. Ich setze fort. Kaum daß wir uns mit der Idee eines solchen Über-Ichs befreundet haben, das eine gewisse Selbständigkeit genießt, seine eigenen Absichten verfolgt und in seinem Energiebesitz vom Ich unabhängig ist, drängt sich uns ein Krankheitsbild auf, das die Strenge, ja die Grausamkeit dieser Instanz und die Wandlungen in ihrer Beziehung zum Ich auffällig verdeutlicht. Ich meine den Zustand der Melancholie, genauer des melancholischen Anfalls, von dem ja auch Sie genug gehört haben, auch wenn Sie nicht Psychiater sind. An diesem Leiden, von dessen Verursachung und Mechanismus wir viel zu wenig wissen, ist der auffälligste Zug die Art, wie das Über-Ich — sagen Sie nur im Stillen: das Gewissen — das Ich behandelt. Während der Melancholiker in gesunden Zeiten mehr oder weniger streng gegen sich sein kann wie ein anderer, wird im melancholischen Anfall das Über-Ich überstreng, beschimpft, erniedrigt, mißhandelt das arme Ich, läßt es die schwersten Strafen erwarten, macht ihm Vorwürfe wegen längst vergangener Handlungen, die zu ihrer Zeit leicht genommen wurden, als hätte es das ganze Intervall über Anklagen gesammelt und nur seine gegenwärtige Erstarkung abgewartet, um mit ihnen hervorzutreten und auf Grund dieser Anklagen zu verurteilen. Das Über-Ich legt den strengsten moralischen Maßstab an das ihm hilflos preisgegebene Ich an, es vertritt ja überhaupt den Anspruch der Moralität und wir erfassen mit einem Blick, daß unser moralisches Schuldgefühl der Ausdruck der Spannung zwischen Ich und Über-Ich

ist. Es ist eine sehr merkwürdige Erfahrung, die Moralität, die uns angeblich von Gott verliehen und so tief eingepflanzt wurde, als periodisches Phänomen zu sehen. Denn nach einer gewissen Anzahl von Monaten ist der ganze moralische Spuk vorüber, die Kritik des Über-Ichs schweigt, das Ich ist rehabilitiert und genießt wieder alle Menschenrechte bis zum nächsten Anfall. Ja bei manchen Formen der Erkrankung findet in den Zwischenzeiten etwas Gegenteiliges statt; das Ich befindet sich in einem seligen Rauschzustand, es triumphiert, als hätte das Über-Ich alle Kraft verloren oder wäre mit dem Ich zusammengeflossen, und dieses freigewordene, manische Ich gestattet sich wirklich hemmungslos die Befriedigung aller seiner Gelüste. Vorgänge, reich an ungelösten Rätseln!

Sie werden gewiß mehr als eine bloße Illustration erwarten, wenn ich Ihnen ankündige, daß wir über die Bildung des Über-Ichs, also über die Entstehung des Gewissens mancherlei gelernt haben. Der Philosoph Kant hat bekanntlich den Ausspruch getan, daß nichts ihm die Größe Gottes so überzeugend beweise als der gestirnte Himmel und das sittliche Gewissen in uns. Die Gestirne sind gewiß großartig, aber was das Gewissen betrifft, so hat Gott hierin ungleichmäßige und nachlässige Arbeit geleistet, denn eine große Überzahl von Menschen hat davon nur ein bescheidenes Maß oder kaum so viel, als noch der Rede wert ist, mitbekommen. Wir verkennen das Stück psychologischer Wahrheit keineswegs, das in der Behauptung, das Gewissen sei göttlicher Herkunft, enthalten ist, aber der Satz bedarf der Deutung. Wenn das Gewissen auch etwas in uns ist, so ist es doch nicht von Anfang an. Es ist so recht ein Gegensatz zum Sexual-

leben, das wirklich vom Anfang des Lebens an da ist und nicht erst später hinzukommt. Aber das kleine Kind ist bekanntlich amoralisch, es besitzt keine inneren Hemmungen gegen seine nach Lust strebenden Impulse. Die Rolle, die späterhin das Über-Ich übernimmt, wird zuerst von einer äußeren Macht, von der elterlichen Autorität, gespielt. Der Elterneinfluß regiert das Kind durch Gewährung von Liebesbeweisen und durch Androhung von Strafen, die dem Kind den Liebesverlust beweisen und an sich gefürchtet werden müssen. Diese Realangst ist der Vorläufer der späteren Gewissensangst; solange sie herrscht, braucht man von Über-Ich und von Gewissen nicht zu reden. Erst in weiterer Folge bildet sich die sekundäre Situation aus, die wir allzu bereitwillig für die normale halten, daß die äußere Abhaltung verinnerlicht wird, daß an die Stelle der Elterninstanz das Über-Ich tritt, welches nun das Ich genau so beobachtet, lenkt und bedroht wie früher die Eltern das Kind.

Das Über-Ich, das solcher Art die Macht, die Leistung und selbst die Methoden der Elterninstanz übernimmt, ist aber nicht nur der Rechtsnachfolger, sondern wirklich der legitime Leibeserbe derselben. Es geht direkt aus ihr hervor, wir werden bald erfahren, durch welchen Vorgang. Zunächst müssen wir jedoch bei einer Unstimmigkeit zwischen beiden verweilen. Das Über-Ich scheint in einseitiger Auswahl nur die Härte und Strenge der Eltern, ihre verbietende und strafende Funktion aufgegriffen zu haben, während deren liebevolle Fürsorge keine Aufnahme und Fortsetzung findet. Haben die Eltern wirklich ein strenges Regiment geführt, so glauben wir es leicht begreiflich zu finden, wenn sich auch beim Kind ein strenges

Über-Ich entwickelt, aber die Erfahrung zeigt, gegen unsere Erwartung, daß das Über-Ich denselben Charakt unerbittlicher Härte erwerben kann, auch wenn die Erziehung milde und gütig war, Drohungen und Strafen möglichst vermieden hat. Wir werden auf diesen Widerspruch später zurückkommen, wenn wir die Triebumsetzungen bei der Bildung des Über-Ichs behandeln.

Von der Umwandlung der Elternbeziehung in das Über-Ich kann ich Ihnen nicht soviel sagen, wie ich gerne möchte, zum Teil weil dieser Vorgang so verwickelt ist, daß seine Darstellung sich nicht in den Rahmen einer Einführung fügt, wie ich sie Ihnen geben will, zum anderen Teil, weil wir selbst nicht glauben, ihn voll durchschaut zu haben. Begnügen Sie sich also mit den folgenden Andeutungen. Die Grundlage dieses Vorganges ist eine sogenannte Identifizierung, d. h. eine Angleichung eines Ichs an ein fremdes, in deren Folge dies erste Ich sich in bestimmten Hinsichten so benimmt wie das andere, es nachahmt, gewissermaßen in sich aufnimmt. Man hat die Identifizierung nicht unpassend mit der oralen, kannibalistischen Einverleibung der fremden Person verglichen. Die Identifizierung ist eine sehr wichtige Form der Bindung an die andere Person, wahrscheinlich die ursprünglichste, nicht dasselbe wie eine Objektwahl. Man kann den Unterschied etwa so ausdrücken: Wenn der Knabe sich mit dem Vater identifiziert, so will er *sein* wie der Vater; wenn er ihn zum Objekt seiner Wahl macht, so will er ihn *haben*, besitzen; im ersten Fall wird sein Ich nach dem Vorbild des Vaters verändert, im zweiten Falle ist dies nicht notwendig. Identifizierung und Objektwahl sind in weitem Ausmaß unabhängig voneinan-

der; man kann sich aber auch mit der nämlichen Person identifizieren, sein Ich nach ihr verändern, die man z. B. zum Sexualobjekt genommen hat. Man sagt, daß diese Beeinflussung des Ichs durch das Sexualobjekt besonders häufig bei Frauen vorkommt und für die Weiblichkeit charakteristisch ist. Von der bei weitem lehrreichsten Beziehung zwischen Identifizierung und Objektwahl muß ich Ihnen schon einmal in den früheren Vorlesungen gesprochen haben. Sie ist so leicht an Kindern wie an Erwachsenen, normalen und kranken Menschen zu beobachten. Wenn man ein Objekt verloren hat oder es aufgeben mußte, so entschädigt man sich oft genug dadurch, daß man sich mit ihm identifiziert, es in seinem Ich wieder aufrichtet, so daß hier die Objektwahl gleichsam zur Identifizierung regrediert.

Ich bin von diesen Ausführungen über die Identifizierung selbst durchaus nicht befriedigt, aber genug, wenn Sie mir zugeben können, daß die Einsetzung des Über-Ichs als ein gelungener Fall von Identifizierung mit der Elterninstanz beschrieben werden kann. Die für diese Auffassung entscheidende Tatsache ist nun, daß diese Neuschöpfung einer überlegenen Instanz im Ich aufs Innigste mit dem Schicksal des Ödipuskomplexes verknüpft ist, so daß das Über-Ich als der Erbe dieser für die Kindheit so bedeutungsvollen Gefühlsbildung erscheint. Wir verstehen, mit dem Auflassen des Ödipuskomplexes mußte das Kind auf die intensiven Objektbesetzungen verzichten, die es bei den Eltern untergebracht hatte, und zur Entschädigung für diesen Objektverlust werden die wahrscheinlich längst vorhandenen Identifizierungen mit den Eltern in seinem Ich so sehr verstärkt. Solche Identifizierungen als Niederschläge

aufgegebener Objektbesetzungen werden sich später im Leben des Kindes oft genug wiederholen, aber es entspricht durchaus dem Gefühlswert dieses ersten Falles einer solchen Umsetzung, daß deren Ergebnis eine Sonderstellung im Ich eingeräumt wird. Eingehende Untersuchung belehrt uns auch, daß das Über-Ich in seiner Stärke und Ausbildung verkümmert, wenn die Überwindung des Ödipuskomplexes nur unvollkommen gelingt. Im Laufe der Entwicklung nimmt das Über-Ich auch die Einflüsse jener Personen an, die an die Stelle der Eltern getreten sind, also von Erziehern, Lehrern, idealen Vorbildern. Es entfernt sich normalerweise immer mehr von den ursprünglichen Elternindividuen, es wird sozusagen unpersönlicher. Wir wollen auch nicht daran vergessen, daß das Kind seine Eltern in verschiedenen Lebenszeiten verschieden einschätzt. Zur Zeit, da der Ödipuskomplex dem Über-Ich den Platz räumt, sind sie etwas ganz Großartiges, später büßen sie sehr viel ein. Es kommen dann auch Identifizierungen mit diesen späteren Eltern zustande, sie liefern sogar regelmäßig wichtige Beiträge zur Charakterbildung, aber sie betreffen dann nur das Ich, beeinflussen nicht mehr das Über-Ich, das durch die frühesten Elternimagines bestimmt worden ist.

Ich hoffe, Sie haben bereits den Eindruck empfangen, daß die Aufstellung des Über-Ichs wirklich ein Strukturverhältnis beschreibt und nicht einfach eine Abstraktion wie die des Gewissens personifiziert. Wir haben noch eine wichtige Funktion zu erwähnen, die wir diesem Über-Ich zuteilen. Es ist auch der Träger des Ich-Ideals, an dem das Ich sich mißt, dem es nachstrebt, dessen Anspruch auf immer weitergehende Vervollkommnung es zu erfüllen bemüht ist.

Kein Zweifel, dieses Ich-Ideal ist der Niederschlag der alten Elternvorstellung, der Ausdruck der Bewunderung jener Vollkommenheit, die das Kind ihnen damals zuschrieb. Ich weiß, Sie haben viel von dem Gefühl der Minderwertigkeit gehört, das gerade die Neurotiker auszeichnen soll. Es spukt besonders in der sogenannt schönen Literatur. Ein Schriftsteller, der das Wort Minderwertigkeitskomplex gebraucht, glaubt damit allen Anforderungen der Psychoanalyse Genüge getan und seine Darstellung auf ein höheres psychologisches Niveau gehoben zu haben. In Wirklichkeit wird das Kunstwort Minderwertigkeitskomplex in der Psychoanalyse kaum verwendet. Es bedeutet uns nichts Einfaches, geschweige denn etwas Elementares. Es auf die Selbstwahrnehmung etwaiger Organverkümmerungen zurückzuführen, wie die Schule der sogenannten Idividualpsychologen zu tun beliebt, erscheint uns ein kurzsichtiger Irrtum. Das Gefühl der Minderwertigkeit hat starke erotische Wurzeln. Das Kind fühlt sich minderwertig, wenn es merkt, daß es nicht geliebt wird, und ebenso der Erwachsene. Das einzige Organ, das wirklich als minderwertig betrachtet wird, ist der verkümmerte Penis, die Klitoris des Mädchens. Aber der Hauptanteil des Minderwertigkeitsgefühls stammt aus der Beziehung des Ichs zu seinem Über-Ich, ist ebenso wie das Schuldgefühl ein Ausdruck der Spannung zwischen beiden. Minderwertigkeitsgefühl und Schuldgefühl sind überhaupt schwer auseinander zu halten. Vielleicht täte man gut daran, im ersteren erotische Ergänzung zum moralischen Minderwertigkeitsgefühl zu sehen. Wir haben dieser Frage der begrifflichen Abgrenzung in der Psychoanalyse wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Gerade weil der Minderwertigkeitskomplex so populär geworden ist, gestatte ich mir, Sie hier mit einer kleinen Abschweifung zu unterhalten. Eine historische Persönlichkeit unserer Zeit, die noch lebt, aber gegenwärtig in den Hintergrund gerückt ist, hat von einer Schädigung während der Geburt eine gewisse Verkümmerung eines Gliedes behalten. Ein sehr bekannter Schriftsteller unserer Tage, der am liebsten Biographien hervorragender Personen bearbeitet, hat auch das Leben dieses von mir bezeichneten Mannes behandelt. Nun mag es ja schwer sein, das Bedürfnis nach psychologischer Vertiefung zu unterdrücken, wenn man eine Biographie schreibt. Unser Autor hat darum den Versuch gewagt, die ganze Charakterentwicklung des Helden über dem Minderwertigkeitsgefühl, das jener körperliche Defekt wachrufen mußte, aufzubauen. Er hat dabei eine kleine, aber nicht unwichtige Tatsache übersehen. Es ist gewöhnlich, daß Mütter, denen das Schicksal ein krankes oder sonst benachteiligtes Kind geschenkt hat, es für diese ungerechte Zurücksetzung durch ein Übermaß von Liebe zu entschädigen suchen. In dem zur Rede stehenden Falle benahm sich die stolze Mutter anders, sie entzog dem Kind ihre Liebe wegen seines Gebrechens. Als aus dem Kinde ein großmächtiger Mann geworden war, bewies dieser durch seine Handlungen unzweideutig, daß er der Mutter nie verziehen hatte. Wenn Sie sich an die Bedeutung der Mutterliebe für das kindliche Seelenleben besinnen, werden Sie die Minderwertigkeitstheorie des Biographen wohl in Ihren Gedanken korrigieren.

Kehren wir zum Über-Ich zurück! Wir haben ihm die Selbstbeobachtung, das Gewissen und die Idealfunktion zugeteilt. Aus unseren Ausführungen über

seine Entstehung geht hervor, daß es eine unsäglich wichtige biologische wie eine schicksalsvolle psychologische Tatsache zu Voraussetzungen hat, nämlich die lange Abhängigkeit des Menschenkindes von seinen Eltern und den Ödipuskomplex, die beide wieder innig miteinander verknüpft sind. Das Über-Ich ist für uns die Vertretung aller moralischen Beschränkungen, der Anwalt des Strebens nach Vervollkommnung, kurz das, was uns von dem sogenannt Höheren im Menschenleben psychologisch greifbar geworden ist. Da es selbst auf den Einfluß der Eltern, Erzieher u. dgl. zurückgeht, erfahren wir noch mehr von seiner Bedeutung, wenn wir uns zu diesen seinen Quellen wenden. In der Regel folgen die Eltern und die ihnen analogen Autoritäten in der Erziehung des Kindes den Vorschriften des eigenen Über-Ichs. Wie immer sich ihr Ich mit ihrem Über-Ich auseinandergesetzt haben mag, in der Erziehung des Kindes sind sie streng und anspruchsvoll. Sie haben die Schwierigkeiten ihrer eigenen Kindheit vergessen, sind zufrieden, sich nun voll mit den eigenen Eltern identifizieren zu können, die ihnen seinerzeit die schweren Einschränkungen auferlegt haben. So wird das Über-Ich des Kindes eigentlich nicht nach dem Vorbild der Eltern, sondern des elterlichen Über-Ichs aufgebaut; es erfüllt sich mit dem gleichen Inhalt, es wird zum Träger der Tradition, all der zeitbeständigen Wertungen, die sich auf diesem Wege über Generationen fortgepflanzt haben. Sie erraten leicht, welch wichtige Hilfen für das Verständnis des sozialen Verhaltens der Menschen, z. B. für das der Verwahrlosung, vielleicht auch welch praktische Winke für die Erziehung sich aus der Berücksichtigung des Über-Ichs ergeben. Wahrscheinlich sündigen die so-

genannt materialistischen Geschichtsauffassungen darin, daß sie diesen Faktor unterschätzen. Sie tun ihn mit der Bemerkung ab, daß die „Ideologien“ der Menschen nichts anderes sind als Ergebnis und Überbau ihrer aktuellen ökonomischen Verhältnisse. Das ist die Wahrheit, aber sehr wahrscheinlich nicht die ganze Wahrheit. Die Menschheit lebt nie ganz in der Gegenwart, in den Ideologien des Über-Ichs lebt die Vergangenheit, die Tradition der Rasse und des Volkes fort, die den Einflüssen der Gegenwart, neuen Veränderungen, nur langsam weicht, und solange sie durch das Über-Ich wirkt, eine mächtige, von den ökonomischen Verhältnissen unabhängige Rolle im Menschenleben spielt.

Im Jahre 1921 habe ich versucht, die Differenzierung von Ich und Über-Ich beim Studium der Massenpsychologie zu verwenden. Ich gelangte zu einer Formel wie: Eine psychologische Masse ist eine Vereinigung von Einzelnen, die die nämliche Person in ihr Über-Ich eingeführt und sich auf Grund dieser Gemeinsamkeit in ihrem Ich miteinander identifiziert haben. Sie gilt natürlich nur für Massen, die einen Führer haben. Besäßen wir mehr Anwendungen dieser Art, so würde die Annahme des Über-Ichs das letzte Stück Befremden für uns verlieren und wir würden von jener Befangenheit gänzlich frei werden, die uns doch noch befällt, wenn wir uns, an die Unterweltatmosphäre gewöhnt, in den oberflächlicheren, höheren Schichten des seelischen Apparats bewegen. Wir glauben selbstverständlich nicht, daß wir mit der Sonderung des Über-Ichs das letzte Wort zur Ich-Psychologie gesprochen haben. Es ist eher ein erster Anfang, aber in diesem Falle ist nicht nur der Anfang schwer.

*

Wir heißen jenes Unbewußte, das nur latent ist und so leicht bewußt wird, das Vorbewußte, behalten die Bezeichnung „Unbewußt" dem anderen vor. Wir haben nun drei Termini: bewußt, vorbewußt, unbewußt, mit denen wir in der Beschreibung der seelischen Phänomene unser Auskommen finden. Nochmals, rein deskriptiv ist auch das Vorbewußte unbewußt, aber wir bezeichnen es nicht so, außer in lockerer Darstellung oder wenn wir die Existenz unbewußter Vorgänge überhaupt im Seelenleben zu verteidigen haben.

Sie werden mir hoffentlich zugeben, das sei so weit nicht gar arg und erlaube eine bequeme Handhabung. Ja, aber leider hat die psychoanalytische Arbeit sich gedrängt gefunden, das Wort unbewußt noch in einem anderen, dritten, Sinn zu verwenden, und das mag allerdings Verwirrung gestiftet haben. Unter dem neuen und starken Eindruck, daß ein weites und wichtiges Gebiet des Seelenlebens der Kenntnis des Ichs normalerweise entzogen ist, so daß die Vorgänge darin als unbewußte im richtigen dynamischen Sinn anerkannt werden müssen, haben wir den Terminus „unbewußt" auch in einem topischen oder systematischen Sinn verstanden, von einem System des Vorbewußten und des Unbewußten gesprochen, von einem Konflikt des Ichs mit dem System Ubw, das Wort immer mehr eher eine seelische Provinz bedeuten lassen als eine Qualität des Seelischen. Die eigentlich unbequeme Entdeckung, daß auch Anteile des Ichs und Über-Ichs im dynamischen Sinne unbewußt sind, wirkt hier wie eine Erleichterung, gestattet uns, eine Komplikation wegzuräumen. Wir sehen, wir haben kein Recht, das ich-fremde Seelengebiet das System Ubw zu nennen, da die Unbewußtheit nicht sein aus-

schließender Charakter ist. Gut, so wollen wir unbewußt nicht mehr im systematischen Sinn gebrauchen und dem bisher so Bezeichneten einen besseren, nicht mehr mißverständlichen Namen geben. In Anlehnung an den Sprachgebrauch bei Nietzsche und infolge einer Anregung von G. Groddeck heißen wir es fortan das Es. Dies unpersönliche Fürwort scheint besonders geeignet, den Hauptcharakter dieser Seelenprovinz, ihre Ich-Fremdheit, auszudrücken. Über-Ich, Ich und Es sind nun drei Reiche, Gebiete, Provinzen, in die wir den Seelenapparat der Person zerlegen, mit deren gegenseitigen Beziehungen wir uns im Weiteren beschäftigen wollen.

Vorher nur eine kurze Einschaltung. Ich vermute, Sie sind unzufrieden damit, daß die drei Qualitäten der Bewußtheit und die drei Provinzen des seelischen Apparats sich nicht zu drei friedlichen Paaren zusammengefunden haben, und sehen darin etwas wie eine Trübung unserer Resultate. Ich meine aber, wir sollten es nicht bedauern und sollten uns sagen, daß wir kein Recht hatten, eine so glatte Anordnung zu erwarten. Lassen Sie mich eine Vergleichung bringen; Vergleiche entscheiden nichts, das ist wahr, aber sie können machen, daß man sich heimischer fühlt. Ich imaginiere ein Land mit mannigfaltiger Bodengestaltung, Hügelland, Ebene und Seenketten, mit gemischter Bevölkerung — es wohnen darin Deutsche, Magyaren und Slovaken, die auch verschiedene Tätigkeiten betreiben. Nun könnte die Verteilung so sein, daß im Hügelland die Deutschen wohnen, die Viehzüchter sind, im Flachland die Magyaren, die Getreide und Wein bauen, an den Seen die Slowaken, die Fische fangen und Schilf flechten. Wenn diese Verteilung glatt und reinlich wäre, würde ein Wilson

seine Freude an ihr haben; es wäre auch bequem für den Vortrag in der Geographiestunde. Es ist aber wahrscheinlich, daß Sie weniger Ordnung und mehr Vermengung finden, wenn Sie die Gegend bereisen. Deutsche, Magyaren und Slowaken leben überall durcheinander, im Hügelland gibt es auch Äcker, in der Ebene wird auch Vieh gehalten. Einiges ist natürlich, so wie Sie es erwartet haben, denn auf Bergen kann man keine Fische fangen, im Wasser wächst kein Wein. Ja, das Bild der Gegend, das Sie mitgebracht haben, mag im großen und ganzen zutreffend sein; im einzelnen werden Sie sich Abweichungen gefallen lassen.

Sie erwarten nicht, daß ich Ihnen vom E s außer dem neuen Namen viel Neues mitzuteilen habe. Es ist der dunkle, unzugängliche Teil unserer Persönlichkeit; das wenige, was wir von ihm wissen, haben wir durch das Studium der Traumarbeit und der neurotischen Symptombildung erfahren und das meiste davon hat negativen Charakter, läßt sich nur als Gegensatz zum Ich beschreiben. Wir nähern uns dem Es mit Vergleichen, nennen es ein Chaos, einen Kessel voll brodelnder Erregungen. Wir stellen uns vor, es sei am Ende gegen das Somatische offen, nehme da die Triebbedürfnisse in sich auf, die in ihm ihren psychischen Ausdruck finden, wir können aber nicht sagen, in welchem Substrat. Von den Trieben her erfüllt es sich mit Energie, aber es hat keine Organisation, bringt keinen Gesamtwillen auf, nur das Bestreben, den Triebbedürfnissen unter Einhaltung des Lustprinzips Befriedigung zu schaffen. Für die Vorgänge im Es gelten die logischen Denkgesetze nicht, vor allem nicht der Satz des Widerspruchs. Gegensätzliche Regungen bestehen nebeneinander, ohne ein-

ander aufzuheben oder sich voneinander abzuziehen, höchstens daß sie unter dem herrschenden ökonomischen Zwang zur Abfuhr der Energie zu Kompromißbildungen zusammentreten. Es gibt im Es nichts, was man der Negation gleichstellen könnte, auch nimmt man mit Überraschung die Ausnahme von dem Satz der Philosophen wahr, daß Raum und Zeit notwendige Formen unserer seelischen Akte seien. Im Es findet sich nichts, was der Zeitvorstellung entspricht, keine Anerkennung eines zeitlichen Ablaufs und, was höchst merkwürdig ist und seiner Würdigung im philosophischen Denken wartet, keine Veränderung des seelischen Vorgangs durch den Zeitablauf. Wunschregungen, die das Es nie überschritten haben, aber auch Eindrücke, die durch Verdrängung ins Es versenkt worden sind, sind virtuell unsterblich, verhalten sich nach Dezennien, als ob sie neu vorgefallen wären. Als Vergangenheit erkannt, entwertet und ihrer Energiebesetzung beraubt können sie erst werden, wenn sie durch die analytische Arbeit bewußt geworden sind, und darauf beruht nicht zum kleinsten Teil die therapeutische Wirkung der analytischen Behandlung.

Ich habe immer wieder den Eindruck, daß wir aus dieser über jeden Zweifel feststehenden Tatsache der Unveränderlichkeit des Verdrängten durch die Zeit viel zu wenig für unsere Theorie gemacht haben. Da scheint sich doch ein Zugang zu den tiefsten Einsichten zu eröffnen. Leider bin auch ich da nicht weitergekommen.

Selbstverständlich kennt das Es keine Wertungen, kein Gut und Böse, keine Moral. Das ökonomische oder, wenn Sie wollen, quantitative Moment, mit dem Lustprinzip innig verknüpft, beherrscht alle Vor-

gänge. Triebbesetzungen, die nach Abfuhr verlangen, das, meinen wir, sei alles im Es. Es scheint sogar, daß sich die Energie dieser Triebregungen in einem andern Zustand befindet als in den andern seelischen Bezirken, weit leichter beweglich und abfuhrfähig ist, denn sonst würden nicht jene Verschiebungen und Verdichtungen vorfallen, die für das Es charakteristisch sind und die so vollkommen von der Qualität des Besetzten — im Ich würden wir es eine Vorstellung nennen — absehen. Man gäbe was darum, wenn man von diesen Dingen mehr verstehen könnte! Sie sehen übrigens, daß wir in der Lage sind, vom Es noch andere Eigenschaften anzugeben, als daß es unbewußt ist, und Sie erkennen die Möglichkeit, daß Teile vom Ich und Über-Ich unbewußt seien, ohne die nämlichen primitiven und irrationellen Charaktere zu besitzen. Zu einer Charakteristik des eigentlichen Ichs, insofern es sich vom Es und vom Über-Ich sondern läßt, gelangen wir am ehesten, wenn wir seine Beziehung zum äußersten oberflächlichen Stück des seelischen Apparats ins Auge fassen, das wir als das System W-Bw bezeichnen. Dieses System ist der Außenwelt zugewendet, es vermittelt die Wahrnehmungen von ihr, in ihm entsteht während seiner Funktion das Phänomen des Bewußtseins. Es ist das Sinnesorgan des ganzen Apparats, empfänglich übrigens nicht nur für Erregungen, die von außen, sondern auch für solche, die aus dem Innern des Seelenlebens herankommen. Die Auffassung bedarf kaum einer Rechtfertigung, daß das Ich jener Teil des Es ist, der durch die Nähe und den Einfluß der Außenwelt modifiziert wurde, zur Reizaufnahme und zum Reizschutz eingerichtet, vergleichbar der Rindenschicht, mit der sich ein Klümpchen lebender Sub-

stanz umgibt. Die Beziehung zur Außenwelt ist für das Ich entscheidend geworden, es hat die Aufgabe übernommen, sie bei dem Es zu vertreten, zum Heil des Es, das ohne Rücksicht auf diese übergewaltige Außenmacht im blinden Streben nach Triebbefriedigung der Vernichtung nicht entgehen würde. In der Erfüllung dieser Funktion muß das Ich die Außenwelt beobachten, eine getreue Abbildung von ihr in den Erinnerungsspuren seiner Wahrnehmungen niederlegen, durch die Tätigkeit der Realitätsprüfung fern halten, was an diesem Bild der Außenwelt Zutat aus inneren Erregungsquellen ist. Im Auftrag des Es beherrscht das Ich die Zugänge zur Motilität, aber es hat zwischen Bedürfnis und Handlung den Aufschub der Denkarbeit eingeschaltet, während dessen es die Erinnerungsreste der Erfahrung verwertet. Auf solche Weise hat es das Lustprinzip entthront, das uneingeschränkt den Ablauf der Vorgänge im Es beherrscht und es durch das Realitätsprinzip ersetzt, das mehr Sicherheit und größeren Erfolg verspricht.

. . . .

Wir haben uns bisher durch die Aufzählung der Vorzüge und Fähigkeiten des Ichs imponieren lassen; es ist jetzt Zeit auch der Kehrseite zu gedenken. Das Ich ist doch nur ein Stück vom Es, ein durch die Nähe der gefahrdrohenden Außenwelt zweckmäßig verändertes Stück. In dynamischer Hinsicht ist es schwach, seine Energien hat es dem Es entlehnt, und wir sind nicht ganz ohne Einsicht in die Methoden, man könnte sagen: in die Schliche, durch die es dem Es weitere Energiebeträge entzieht. Ein solcher Weg ist zum Beispiel auch die Identifizierung mit beibehaltenen oder aufgegebenen Objekten. Die Objekt-

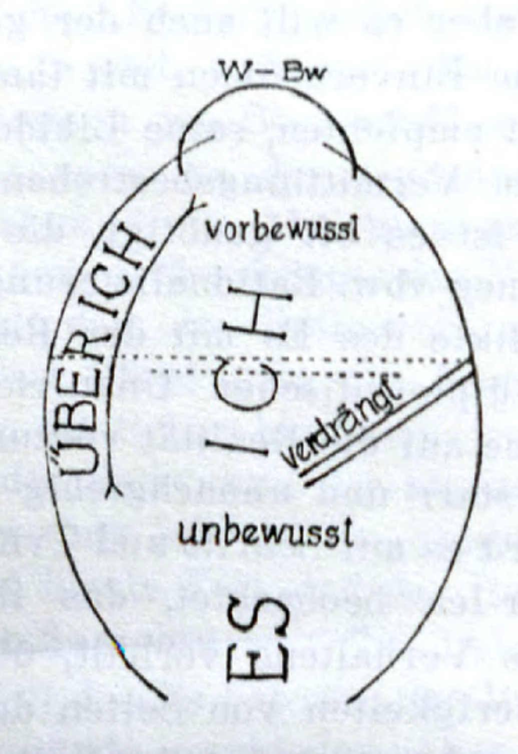
besetzungen gehen von den Triebansprüchen des Es aus. Das Ich hat sie zunächst zu registrieren. Aber indem es sich mit dem Objekt identifiziert, empfiehlt es sich bei dem Es an Stelle des Objekts, will es die Libido des Es auf sich lenken. Wir haben schon gehört, daß das Ich im Lauf des Lebens eine große Anzahl von solchen Niederschlägen ehemaliger Objektbesetzungen in sich aufnimmt. Im ganzen muß das Ich die Absichten des Es durchführen, es erfüllt seine Aufgabe, wenn es die Umstände ausfindig macht, unter denen diese Absichten am besten erreicht werden können. Man könnte das Verhältnis des Ichs zum Es mit dem des Reiters zu seinem Pferd vergleichen. Das Pferd gibt die Energie für die Lokomotion her, der Reiter hat das Vorrecht, das Ziel zu bestimmen, die Bewegung des starken Tieres zu leiten. Aber zwischen Ich und Es ereignet sich allzu häufig der nicht ideale Fall, daß der Reiter das Roß dahin führen muß, wohin es selbst gehen will.

Von einem Teil des Es hat sich das Ich durch Verdrängungswiderstände geschieden. Aber die Verdrängung setzt sich nicht in das Es fort. Das Verdrängte fließt mit dem übrigen Es zusammen.

Ein Sprichwort warnt davor, gleichzeitig zwei Herren zu dienen. Das arme Ich hat es noch schwerer, es dient drei gestrengen Herren, ist bemüht, deren Ansprüche und Forderungen in Einklang miteinander zu bringen. Diese Ansprüche gehen immer auseinder, scheinen oft unvereinbar zu sein; kein Wunder, wenn das Ich so oft an seiner Aufgabe scheitert. Die drei Zwingherren sind die Außenwelt, das Über-Ich und das Es. Wenn man die Anstrengungen des Ichs verfolgt, ihnen gleichzeitig zu gehorchen, kann man nicht bereuen, dieses Ich personifiziert, es als ein be-

sonderes Wesen hingestellt zu haben. Es fühlt sich von drei Seiten her eingeengt, von dreierlei Gefahren bedroht, auf die es im Falle der Bedrängnis mit Angstentwicklung reagiert. Durch seine Herkunft aus den Erfahrungen des Wahrnehmungssystems ist es dazu bestimmt, die Anforderungen der Außenwelt zu vertreten, aber es will auch der getreue Diener des Es sein, im Einvernehmen mit ihm bleiben, sich ihm als Objekt empfehlen, seine Libido auf sich ziehen. In seinem Vermittlungsbestreben zwischen Es und Realität ist es oft genötigt, die ubw. Gebote des Es mit seinen vbw. Rationalisierungen zu bekleiden, die Konflikte des Es mit der Realität zu vertuschen, mit diplomatischer Unaufrichtigkeit eine Rücksichtnahme auf die Realität vorzuspiegeln, auch wenn das Es starr und unnachgiebig geblieben ist. Anderseits wird es auf Schritt und Tritt von dem gestrengen Über-Ich beobachtet, das ihm bestimmte Normen seines Verhaltens vorhält, ohne Rücksicht auf die Schwierigkeiten von Seiten des Es und der Außenwelt zu nehmen, und es im Falle der Nichteinhaltung mit den Spannungsgefühlen der Minderwertigkeit und des Schuldbewußtseins bestraft. So vom Es getrieben, vom Über-Ich eingeengt, von der Realität zurückgestoßen, ringt das Ich um die Bewältigung seiner ökonomischen Aufgabe, die Harmonie unter den Kräften und Einflüssen herzustellen, die in ihm und auf es wirken, und wir verstehen, warum wir so oft den Ausruf nicht unterdrücken können: Das Leben ist nicht leicht! Wenn das Ich seine Schwäche einbekennen muß, bricht es in Angst aus, Realangst vor der Außenwelt, Gewissensangst vor dem Über-Ich, neurotische Angst vor der Stärke der Leidenschaften im Es.

Die Strukturverhältnisse der seelischen Persönlichkeit, die ich vor Ihnen entwickelt habe, möchte ich in einer anspruchslosen Zeichnung darstellen, die ich Ihnen hier vorlege.



Sie sehen hier, das Über-Ich taucht in das Es ein; als Erbe des Ödipuskomplexes hat es ja intime Zusammenhänge mit ihm; es liegt weiter ab vom Wahrnehmungssystem als das Ich. Das Es verkehrt mit der Außenwelt nur über das Ich, wenigstens in diesem Schema. Es ist gewiß heute schwer zu sagen, inwieweit die Zeichnung richtig ist; in einem Punkt ist sie es gewiß nicht. Der Raum, den das unbewußte Es einnimmt, müßte unvergleichlich größer sein als der des Ichs oder des Vorbewußten. Ich bitte, verbessern Sie das in Ihren Gedanken.

Und nun zum Abschluß dieser gewiß anstrengenden und vielleicht nicht einleuchtenden Ausführungen noch eine Mahnung! Sie denken bei dieser Sonderung der Persönlichkeit in Ich, Über-Ich und Es gewiß nicht an scharfe Grenzen, wie sie künstlich in der politischen Geographie gezogen worden sind. Der Eigenart des Psychischen können wir nicht durch lineare Konturen gerecht werden wie in der Zeichnung oder in der primitiven Malerei, eher durch verschwimmende Farbenfelder wie bei den modernen Malern. Nachdem wir gesondert haben, müssen wir das Gesonderte wieder zusammenfließen lassen. Urteilen Sie nicht zu hart über einen ersten Versuch, das so schwer erfaßbare Psychische anschaulich zu machen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Ausbildung dieser Sonderungen bei verschiedenen Personen großen Variationen unterliegt, möglich, daß sie bei der Funktion selbst verändert und zeitweilig rückgebildet werden. Besonders für die phylogenetisch letzte und heikelste, die Differenzierung von Ich und Über-Ich, scheint dergleichen zuzutreffen. Es ist unzweifelhaft, daß das Gleiche durch pyschische Erkrankung hervorgerufen wird. Man kann sich auch gut vorstellen, daß es gewissen mystischen Praktiken gelingen mag, die normalen Beziehungen zwischen den einzelnen seelischen Bezirken umzuwerfen, so daß z. B. die Wahrnehmung Verhältnisse im tiefen Ich und im Es erfassen kann, die ihr sonst unzugänglich waren. Ob man auf diesem Weg der letzten Weisheiten habhaft werden wird, von denen man alles Heil erwartet, darf man getrost bezweifeln. Immerhin wollen wir zugeben, daß die therapeutischen Bemühungen der Psychoanalyse sich einen ähnlichen Angriffspunkt gewählt haben. Ihre Absicht ist ja, das Ich zu stärken, es vom Über-Ich

unabhängiger zu machen, sein Wahrnehmungsfeld zu erweitern und seine Organisation auszubauen, so daß es sich neue Stücke des Es aneignen kann. Wo Es war, soll Ich werden.

Es ist Kulturarbeit etwa wie die Trockenlegung der Zuydersee.

Have Dreams a Meaning?

By Ernest Jones, London

Dr. Ernest Jones, der Gründer der British Psychoanalytical Society und derzeit Präsident der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung hat im britischen Rundfunk einige Vorträge über Grundprobleme der Psychoanalyse gehalten; es hat auch eine Rundfunkdiskussion zwischen Jones und dem Professor der Psychologie Dr. Cyril Burt stattgefunden (in deutscher Übersetzung wiedergegeben in der Zeitschrift „Psychoanalytische Bewegung", Jahrg. V, 1933). Diese Vorträge erscheinen in einem vom Verlage George Allen & Unwin, London, gegenwärtig vorbereiteten Buche „How the mind works". Mit Zustimmung dieses Verlages gelangt hier einer der Vorträge in englischer Sprache zum Abdruck.

Those people who are interested only in material things are not likely to have much patience for the study of the very opposite. And what could be less material, less tangible, than dreams? So much so that one may well ask whether it is worth the trouble to study them at all. Would it not be better to dismiss them altogether, just as many practically minded people dismiss all kinds of what they would call spook-hunting?

Here at the start we strike the first point of interest in connection with dreams. It is, I think, easy to observe that they produce two opposite responses in people. Some people have what they feel is a healthy contempt for dream-life; they never give it a thought, and, if asked their opinion, would declare dreams to be mere nonsense, the disordered product of a tired brain, as obviously meaningless as the wildest ravings of a lunatic. Perhaps this last analogy

is worth pursuing. An eminent London physician once said to his colleagues, some fifty years ago, 'Find out all about dreams, and you will then understand about insanity'. The colleagues in question scornfully ignored the remark. They doubtless thought it ridicolous to talk about understanding such meaningless things as dreams or the ravings of the insane. Such people are probably in the majority. Others, however, experience a half-repelled fascination for dreams. They are at times haunted by the thought of them, their mood can be affected throughout the day by a particularly vivid or emotional one, and they are moved by a vague sense of significance about them. They feel that dreams have some meaning, that they come from s o m e w h e r e, that they could not be there at all without some reason, possibly even a purpose. With many people of this class their impressions degenerate into pure superstition. They attach quite arbitrary interpretations to various types of dreams: they believe that they can foretell the future and they allow their daily conduct to be guided or influenced by hints they derive from their dreams. You must all know people who will bet or gamble from numbers or other hints from dreams, who will postpone journeys because of a certain dream, and so on.

One cannot help wondering what is the essential difference between these two types of people, and perhaps also what it is about dreams that they should evoke opposite responses. At the present day I should imagine that most people have the former attitude, the scornful one, and it is noteworthy that this should be particularly true of scientists, including those who profess special knowledge of either the brain or

the mind. The other type—certainly the more superstitious members—are apt to belong to the less educated section of the community. It was not always so. Three hundred years ago the vast majority of the population took the second view, namely, that dreams are significant and if we go still further back we reach a time when every single person took this view, and when, moreover, it could be said that the more highly educated someone was, the greater was the attention he paid to dreams: in other words, the position in this matter was once the exact opposite of what now prevails. It certainly looks as if we were wasting our time on such a topic when, the better educated people are the more do they disdain it as worthless. And yet the matter is not so simple as this. Indeed, an interesting possibility opens up here. It is not unthinkable that the attitude of scientists towards dreams may proceed not from their science, but from more human sources. Let us keep our minds open if we can. It would not be the first time that science had gone astray in ignoring popular wisdom, and that is specially true in psychology.

Whish Fulfilment

In one sense dreams must, of course, have a meaning, that is, be capable of rational explanation, when we know enough about them. In this sense a shower of rain has a meaning. But the far more interesting question is whether dreams have a meaning in a narrower sense. One occasionaly comes across dreams where a meaning is unmistakable. For instance, it has often been observed in Polar expeditions that men undergoing extreme privation are very apt to dream they are enjoying savoury meals in

their favourite restaurant. And with children is not rare to find that on the night after a disappointment they dream they are enjoying the very treat, circus or what not, of which they have been deprived. Freud tells an amusing story of a little boy who had to carry a basket of strawberries as a birthday present to an old grand-father. That night the child was heard to mutter out of a dream, 'eaten all the strawberries!' His dream had put matters right. In both these cases it is hard to avoid inferring a connection between the day and the night experiences and to say, 'Oh, yes, the poor things were making up in their imagination what was denied them in reality'. If we come to this simple conclusion, however, we are venturing a big step. For, just think, we are attributing to the mind during sleep an intelligent action with a definite aim, that of using the imagination for the purpose of allaying the pangs of disappointment, and we are attributing to dreams a definite function, that of soothing the pains encountered in real life. We are assuming that disturbing thoughts persist from the waking state into sleep, and that then during sleep some part of the mind remains active enough to deal with these thoughts by imagining the very opposite of them. According to this, the dream would be whispering to the sleeping child, like a fairy godmother, 'Sleep on and be happy. It is not true that you have been told you can't go to the circus. No, no, you are actually there, and just see how gay and delightful it all is'.

But softly! Surely we are building very far-reaching and almost fantastic conclusions on a very slender basis. After all, dreams of this kind are very

exceptional. Just think of the far commoner mass of nonsense we dream, full of impossible, contradictory or meaningless ideas of which we simply cannot make head or tail. Or think of nights broken by worrying and disturbing dreams, of the dreams of horror, disgust or terror which most of us have experienced one time or another. What was our fairy godmother doing then? We felt more like being hag-ridden, as it used to be called. In the face of them our pretty little theory dissolves like mist. And yet, in spite of this, psycho-analysis holds that this pretty little theory is true — not only for the rare dreams by which I illustrate it, but for every single dream that is ever dreamt. This must sound like midsummer madness. Surely it is the turn of psycho-analysts to be asked if their theories have any intelligible meaning, not whether dreams have. But perhaps there is method in their madness.

'The Guardian of Sleep'

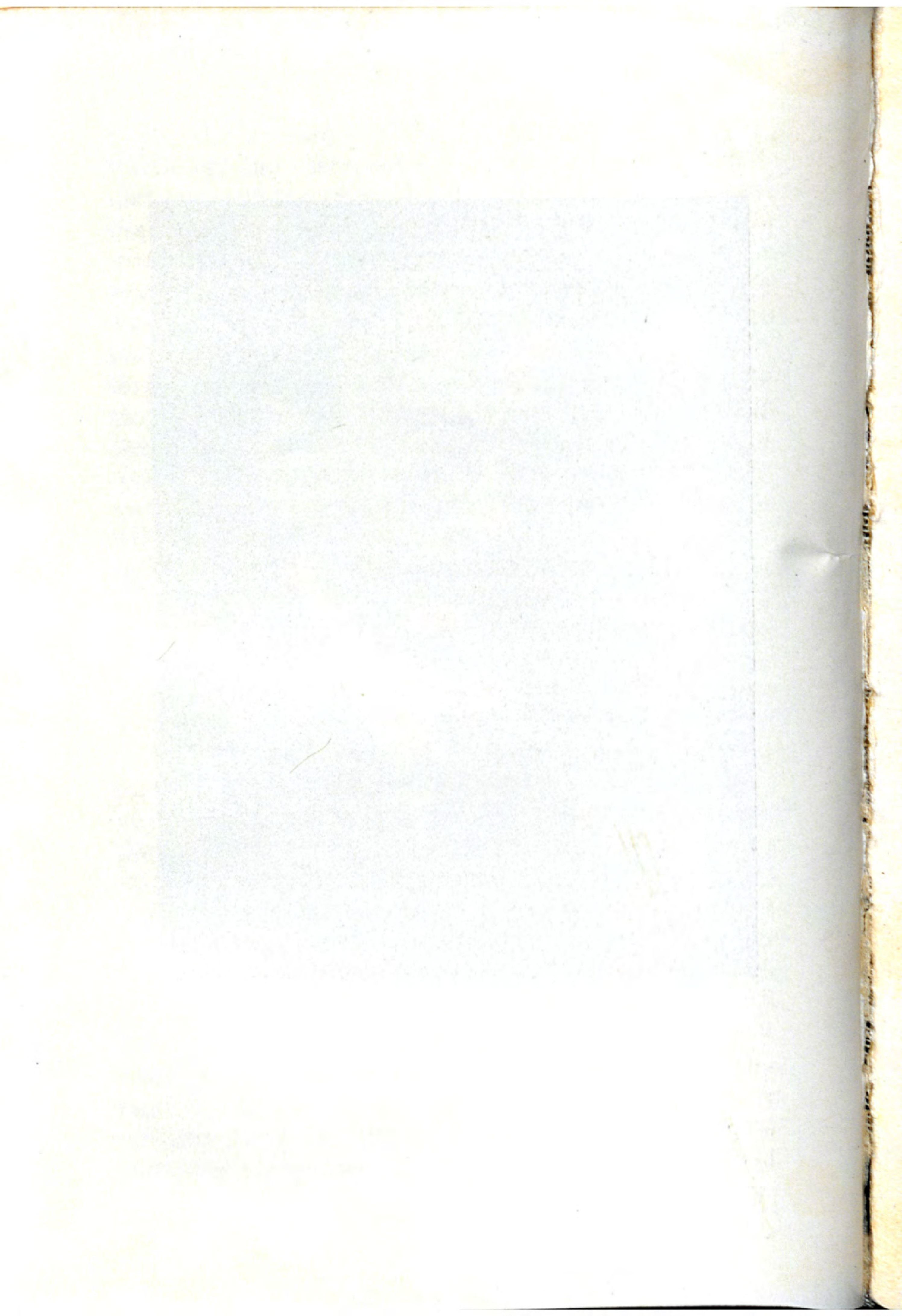
To begin with, I think we should all agree that dreamless sleep is the most refreshing, the most healthy, so that dreams must have something to do with whatever is disturbing one's sleep. Sleep can, of course, be disturbed by bodily causes, such as pain or noise, or by thoughts, worrying anxieties persisting from the day before. A very good sleeper can sleep through a good deal of disturbance without dreaming. A poor sleeper is apt to be half aware of the trouble even during his sleep. But why is it that sometimes he is aware of the trouble itself and at other times he dreams instead? That shows that the dream is not the same thing as the disturbing trouble itself: more likely it is some sort of reaction

to it. And in simple cases it is easy to see that it wards off the disturbance. I remember in the War that my patients often failed to waken to the alarming barrage of our guns during an air raid, and would instead dream that they were listening to some harmless noise, the roaring of a train or what not, so that they could go on sleeping. I have had several examples of tired sleepers who slept through the buzzing of an alarm clock and dreamt they were already in their office or lecture-room, a convenient arrangement whereby they spared themselves the effort of getting up and the trouble of transporting themselves to work. Behind this imaginary picture of being hard at work in the office there evidently lies the wish that they were there already without having the bother to get up and actually go there. It is a recourse to fancy in which the wish is fulfilled.

The modern theory of dreams, as of the unconscious altogether, we owe to Professor Freud of Vienna. I have already implied the essence of it in what I have just been saying. His theory is that dreams have a purpose or function: namely, to ward off anything that would disturb sleep. In fact, he calls the dream 'the guardian of sleep'. It is true that we often have disturbing dreams, but, strictly speaking, what is disturbing us is not the dream itself, but thoughts and anxieties which the sleeping mind is trying to ward off by converting them into a harmless and pleasant dream. Often it is not able to do this, and sometimes we even wake up with unpleasant or terrifying emotions. This means that the disturbing thoughts have got the upper hand: the mind has not been able to turn them into a pleasant dream. There



Dr. A. A. Brill
New York



is no doubt that when we are awake we have far more power of keeping under control any unpleasant thoughts, and we can often even banish them out of sight; that is to say, keep them in the unconscious by 'repression'.

Freud holds that the way in which the part of the sleeping mind which builds up dreams keeps disturbing thoughts at bay is a very simple one. It simply wishes that things were otherwise and then imagines that this wish is being fulfilled. He says that every dream represents a wish-fufilment and nothing else. This is certainly the simplest way to deal with an unpleasant thought: the only pity is that it does not often work in real life. When one is harassed by unemployment one simply indulges in the fancy that one has a cushy and well-paid job, one full of promising prospects. A young man has no luck in love. But in his imagination he woos a charming damsel who is happy to respond. How delightful! There is an old saying, 'If wishes were horses, beggars would ride', and that is the pith of the whole matter.

Thoughts in Disguise

You will say, I am sure, 'Yes, that's all very well, I can see the idea with a certain type of dream: for instance, when an Arctic explorer troubled by hunger dreams he is at the Ritz, or when a disappointed child dreams he is at the circus, and also perhaps in the warding-off dreams when disturbing noises are turned into something else. But this applies only to a very small number of dreams. What about the mass of dreams where all sorts of unpleasant things are happening and where we may even wake up with

discomfort or terror? Nothing could be more absurd than to apply this theory to such dreams, for both halves of it break down: our sleep is not being preserved, nor do the dreams bear any resemblance to any sort of wish-fulfilment'.

In saying this, however, you have passed by one little word in the description I gave of Freud's theory. He does not say that dreams are evidently wish-fulfilments. If this were evident I should not waste your time by talking to you about it. What he says is that they represent wish-fulfilments, and by that he implies that dreams, apart from the few simple ones I mentioned earlier, are not what they seem. They are disguises for other thoughts. A young woman dreamt that a giraffe was dancing in a circle: a cat came in the way but he kicked it over. What utter nonsense! Why take notice of such an idiotic dream? I asked her, however, what thougts the idea of a giraffe brought to her mind. She answered: 'It has a long neck. That reminds me of someone very nice who has a long neck, but he is married and to such a cattish woman'. You observe the 'but'. Were it not for that the gentleman would be free to offer the dreamer a circle—that is, a ring. The dream begins to have sense behind its nonsense (and it is sense that the young woman was rather loath to admit to herself, especially as it was connected with still further thoughts which she was decidedly unwilling to face). Let me give you another example. A lady dreamt she was driving in a trap with a certain man. The horse was a bay. They came to level crossing and saw a warning notice with only the word 'near' on it. A train came dashing along. The man tried to cross, but the horse refused

and turned round just in time, thus saving them. The man recalled to her a cousin who had once proposed to her when they were out driving. The word 'near' made her think of a 'near relative'. She thought it wrong to marry a near relative, on account of the risk to the children, and for this reason had refused her cousin's offer, although she was very fond of him. Her own name before marriage was Bay. The bay horse in the dream, who saves them from disaster, evidently stands for the dreamer herself, and the dream becomes full of meaning as soon as one recognises that little disguise.

So one thought, or image, may be the disguise for another one that is buried or kept out of the mind, as one says. Why should this simple notion arouse so much opposition? After all, we often use language for this purpose when we talk to other people: it happens every day in Parliament and at international conferences—to cite the most harmless of occasions. In fact, a cynic once said that the purpose of language was to conceal thought. We do this not only intentionally, but also unintentionally. Anyone psychologically minded often finds it easy to read between the lines of a letter, to infer from what is written thoughts that are not written but which are concealed behind the actual words. But what we find surprising is the idea that at times, for example during sleep, our own minds conture up thougths and images to disguise from ourselves other thougths which are pushing forward but which some part of the mind does not want to know about. It certainly does sound uncanny, and yet there is really nothing easier to prove about dreams than that they are made up of thoughts that have been altered or disguised.

Tracing a Dream to its Source

A flood of questions presses forward at this point. What are the different ways in which the underlying thoughts get altered? Are there any regular rules about the alterations? What can be the reason for this complicated process, and what can the thoughts be that have to be so thoroughly disguised? Above all, why ever should one disguise such a pleasant idea as the imaginary fulfilment of a wish? I will try to give you, however briefly, some answer to these questions, but first you will like to know a little more about how one investigates dreams to get to these underlying thoughts. That is not very difficult, and you can try it yourselves. You divide a dream up into its various parts and apply to each part separately Freud's method of free association about which I told you something in my first talk. That is to say, you concentrate on each part of the dream in its turn without doing any thinking and notice what ideas or memories come into your mind. Perhaps it is better to write them down. You then put your total results together and review them in the light of what you know about yourself.

There are well-defined ways in which the underlying thoughts get disguised. One is by simply fusing two ideas together into one. This sometimes happens with words or even names. Thus the name 'Eastgate' in a dream proved to be connected with two incidents, one of which took place at Eastbourne, the other at Margate, and the concealed thougth referred to something that the two incidents had in common. At other times the main accent or emotion is shifted from the idea to which it really belongs on to a subordinate one, so that, for instance, the dreamer is terrified, not

at the real source of danger, but at some unimportant detail. There are many other mechanisms, as they are called; for instance, the use of symbolism, or stock disguises, which makes the task of the interpreter easier when he knows how to recognise a symbol.

The underlying thoughts radiate from a central core which is always repressed: that is to say, it belongs to the unconscious region of the mind. This is, of course, not necessarily true of the disturbing thought that originally gave rise to the dream. But the great peculiarity of dream construction which Freud discovered—and it was a very remarkable discovery—is that the mind deals with thoughts that tend to disturb sleep by a very roundabout method. It first forges associations to bring these thoughts into connection with a repressed unconscious wish dating from childhood: it then imagines this wish as being fulfilled: and it then transforms the wish-fulfilment by the disguises of which I have just been speaking. This is an extraordinary procedure, but it has the fortunate advantage for the psychologist of affording him access into the deepest layers of the mind and the most intimate wishes of the personality. Nothing can give so profound an insight into the foundation of a person's character as to know what he dreams about. As Freud says, dream interpretation is the royal road to the unconscious. No wonder that this most intimate part of the mind has to be concealed and disguised, even during sleep.

Dreams are thus infantile wish-fulfilments. They are made up from the wishes that have unconsciously guided and influenced us most from our earliest childhood throughout life. They do not foretell the future,

as used to be believed: though often enough they come true because our deepest wishes are always trying to come true, and they sometimes succeed. Then the old saying comes true, that coming events cast their shadow before. But dreams teach us much more than things about the individual dreamer. For the deep wishes from which they spring are a most characteristic endowment of the whole human race, and contain broad hints about the early history and development of the human mind. Myths, legends, superstitions and other products of the imagination are constructed on the same pattern and are easy to read when one is familiar with the interpretation of dreams.

You will find, if you try to study dreams seriously, that they open up unexpectedly vast problems. But the gist of what I have told you here can be put in a very short sentence. What Freud discovered about dreams was that they mean just the same as our day dreams. Whether we dream by day or by night all we are really doing is wishing. How simple it all seems! But to discover what this wishing really is in its most deeply-buried sources—that is a very different matter. And the study of dreams led Freud to build up a whole new psychology, one that is revolutionising all we previously believed about ourselves. So we may well say of dreams that 'the stone the builders rejected, the same is become the head of the corner'.

De la mort et des fleurs

par Marie Bonaparte, Paris

Dès qu'un moribond a rendu le dernier soupir, des gens qui, de son vivant, n'auraient pas songé à lui offrir une pâquerette, s'apprêtent à lui envoyer des gerbes et des couronnes.

Cependant qu'entre des cierges ou des bougies il va se cadavérisant d'heure en heure davantage, son lit se recouvre, s'entoure de fleurs variées, plus ou moins abondantes seulement suivant les classes sociales.

Mais si les fleurs qui saluent le départ des grands de ce monde sont profusion, le pauvre lui-même, ce jour-là, recevra de ses amis ce que leurs derniers sous leur permettent d'acquérir des marchandes des rues en humbles violettes. Et lorsque le corbillard, des pauvres ou des riches, sera venu emporter le mort, les fleurs suivront. Sur le drap noir recouvrant le cercueil du pauvre se détachera le bouquet de violettes; aux funérailles des grands, des chars entiers, précédant le corbillard, n'ont pour mission que le transport des fleurs.

Au cimetière, quand le corps aura été descendu dans la terre pour y pourrir, par-dessus s'entasseront toutes le fleurs. Puis, dans le cimetière bientôt déserté des vivants, vainement splendides, elles se flétriront sous la pluie, le soleil, le vent.

De loin en loin, aux jours prescrits par le calendrier ou aux anniversaires, de pieuses mains reviendront fleurir le tombeau. Et cette association entre les morts et les fleurs est si sacrée, si profonde, que quiconque, comme moi écrivant ces lignes, a tant soit peu l'air de contester sa nécessité, semble sacrilège.

*

Cependant, de l'instant où il ferme les yeux pour ne les plus rouvrir, le mort ne peut plus voir les fleurs. Et pas plus que ses yeux enfoncés, son nez pincé ne les peut percevoir: en vain, pour lui, roses et lys déversent dans l'air leurs parfums. Sa chair blêmie ne sait plus que jurer sinistrement avec la fraîcheur des roses et des lys, et que mêler ses relents d'avant-tombe à leur parfum de champ ou de jardin.

Du point de vue de la raison, mieux vaudrait offrir une pâquerette à un vivant, qu'une couronne de roses à un mort. Mieux vaudrait surtout consacrer tant d'argent gaspillé en fleurs aux grandes funérailles à doter un dispensaire ou un hospice. Mais tous, tant que nous sommes, croyants ou incroyants, à l'exception des rares rationalistes qui décrètent et observent vraiment, ce qui n'est pas aisé, le „Ni fleurs ni couronnes", nous continuons à fleurir les morts.

Pourquoi? Quelle force impérieuse nous y pousse, et maintient, malgré tout, la tradition?

*

On croit comprendre du moins les croyants. Le défunt ne fait pour eux que partir en voyage, et souvent l'on apporte au train, au bateau, à ceux qui partent, des fleurs. Il y aurait là comme un dernier salut de la terre, par ce qu'elle peut porter de plus poétiquement beau, à ceux qui s'en vont à destination du ciel.

Mais les incroyants continuent la tradition. Il n'y a souvent pas moins de fleurs aux obsèques civiles qu'aux funérailles religieuses, et bien rares sont les gens, quelle que soit leur conviction d'athéisme, qui délibérément, par principe, auraient le courage de ne jamais plus envoyer à un mort une fleur. Ils

rationalisent leur sentiment en s'expliquant que c'est „pour la famille". La famille du défunt, certes, tient de son côté à la tradition. Mais ce raisonnement n'explique pas pourquoi, de part et d'autre, on y tient si fermement.

*

Il est d'autres circonstances où l'on offre, cette fois aux vivants, des fleurs. Ce sont les fêtes, les mariages, ou la cour que l'on fait aux femmes.

Le don des fleurs est en effet un cadeau hautement symbolique: la psychanalyse nous a appris à reconnaître dans la fleur un symbole des organes génitaux humains, symbole qui ne fait d'ailleurs, ici, que s'édifier sur la réalité qu'est la fleur.

Mais la fleur, organe de la reproduction végétale, est le plus souvent bisexuée et, de même est bisexué son symbolisme. Tantôt elle figure les organes de la femme, grâce aux creux entre ses pétales: la rose aux multiples replis est ainsi le symbole par excellence de l'organe féminin, et doit à ce profond symbolisme inconscient les chants magnifiques dédiés à elle par Ronsard, ce grand amoureux de la femme.

Tantôt la fleur, qui porte donc aussi les étamines et se dresse si souvent, fière, sur sa tige, figure l'organe mâle, et c'est cette signification phallique qui est la sienne, principalement, lorsqu'un amoureux offre des fleurs à sa dame — s'offrant par ce truchement, lui-même, avec son phallus, à elle.

Ce dernier sens symbolique du don de la fleur va le mieux nous aider à comprendre pourquoi l'on fleurit les morts.

*

Dans l'*Oiseau bleu*, quand les enfants, à la recherche de l'oiseau, détenteur du secret des choses et du bonheur, arrivent au cimetière, leur guide, la

Lumière, les laisse dans les ténèbres, pour attendre, minuit ayant sonné, que s'ouvrent les tombes dans l'une desquelles l'oiseau miraculeux pourrait être recelé. Minuit sonné, Tyltyl tourne à son doigt le diamant magique, qui les doit faire se desceller. „Une terrifiante minute de silence et d'immobilité; après quoi, lentement, les croix chancellent, les tertres s'entr'ouvrent, les dalles se soulèvent.“ Et Mytyl, épeurée, se blottissant contre Tyltyl, s'écrie: „Ils sortent! ... Ils sont là! ...“ Mais „alors, de toutes les tombes béantes monte graduellement une floraison d'abord grêle et timide comme une vapeur d'eau, puis blanche et virginale et de plus en plus touffue, de plus en plus haute, surabondante et merveilleuse, qui peu à peu, irrésistiblement, envahissant toutes choses, transforme le cimetière en une sorte de jardin féerique et nuptial, sur lequel ne tardent pas à se lever les premiers rayons de l'aube. La rosée scintille, les fleurs s'épanouissent, le vent murmure dans les feuilles, les abeilles bourdonnent, les oiseaux s'éveillent et inondent l'espace des premières ivresses de leurs hymnes au soleil et à la vie. Stupéfaits, éblouis, Tyltyl et Mytyl, se tenant par la main, font quelques pas parmi les fleurs en cherchant la trace des tombes.“ Alors Mytyl, cherchant dans le gazon, demande: „Où sont-ils, les morts? ...“ Et Tyltyl, cherchant de même, répond: „Il n'y a pas de morts ...“ — Le rideau tombe.

J'ai rapporté toute la dernière page de cette belle scène parce que je le pense: avec ce sens profond de l'inconscient qui est celui des grands artistes, et de Maeterlinck en particulier, celui-ci a, dans cette page, figuré l'essentiel du symbolisme des fleurs par rapport à la mort.

La fleur, en effet, que l'on envoie aux défunts et aux funérailles, a toujours pour mission de dire, dans son muet langage, ce que proclame, en toutes lettres, Tyltyl dans l'O i s e a u b l e u. La fleur sur le lit mortuaire, sur le cercueil ou sur la tombe, a pour fonction de nier la mort.

Tout symbole phallique est symbole de vie, et ceci par essence, par appui au réel: n'est ce pas le phallus qui perpétue la vie, qui la fait, de génération en génération, tel le phénix, renaître de ses cendres? La fleur, elle aussi, renaît chaque printemps, tel le phénix, des cendres de la terre. Aussi mettre une fleur sur le lit, le cercueil, la tombe d'un mort, équivaut à transposer symboliquement, au domaine psychique du deuil individuel, ce que est vrai au domaine réel de la vie de l'espèce, qu' „il n'y a pas de morts . . .“

Or l'inconscient de chacun de nous se sent immortel. Il trouve dans le symbolisme d'éternelle résurrection de la fleur une expression exquise de ce profond sentiment, et c'est pourquoi les humains ne renoncent qu'avec tant de peine à recouvrir de fleurs leurs morts.

Ce n'est pas, en effet, que le seul espoir de retrouver le disparu qui est ainsi célébré, que la mort d'un être aimé qui est par là niée: c'est, au fond, jusqu'à notre propre mort. La négation, comme chez Maeterlinck, est au pluriel.

La négation de la mort „par la fleur“ n'est d'ailleurs pas la seule. Par d'autres symboles phalliques la mort peut être niée. En particulier, par la flamme. Tel est le sens des flammes allumées, à de certains jours, dans certains cimetières, sur toutes le tombes, à Vienne notamment, où, au soir des Morts, l'immense

cimetière municipal semble une ville vivante où chaque défunt, dans sa maisontombe, veillerait. Tel doit aussi être le sens du cierge ou de l'humble bougie auprès des lits mortuaires.

Et notre Soldat inconnu, sous l'Arc de Triomphe, voit, si l'on peut parler ainsi, la mort de tous les héros disparus, qu'il figure, niée sous la double forme de la flamme perpétuelle qui brûle sur sa tombe et les fleurs, sans cesse renouvelées par l'hommage universel, qui l'environnent.

*

Moi-même, malgré ceci que j'écris, puis difficilement m'empêcher de porter quelques fleurs aux morts. J'ai beau me dire que cela n'est pas conforme à mes convictions intellectuelles: je puis rarement m'en empêcher.

Je me console de cette faiblesse, de cet attardement aux modes archaïques du sentiment, en me disant qu'en transposant un peu son sens, ce geste peut pourtant quelque peu se justifier.

Il n'est pas, en effet, qu'un simple acte de rachat tardif — ce qu'il peut sembler parfois — des négligences de notre coeur envers les vivants... Les enfants, dans l'*Oiseau bleu*, l'avaient déjà appris avant de hanter le cimetière: pour qui a aimé, le disparu continue en nous à vivre, tels les grands parents de Tyltyl au Pays du Souvenir. Et par là, c'est au souvenir que nous gardons d'eux, à leur vie en nous persistante, c'est au dedans de nous que nous offrons des fleurs aux morts.

Mais ce serait là une bien faible immortalité que celle bornée à la durée de notre souvenir, à nous qui devrons aussi bientôt disparaître. Et la fleur sur la tombe a droit à proclamer une immortalité plus

réelle; elle dit qu'à la fleur flétrie une autre fleur succédera, qu'au père l'enfant survivra.

Elle pose même, à qui sait l'entendre, la grande question de l'éternité de la vie auprès de l'éternité de la mort, non pas au sens théologique, mais au sens biologique, astrophysique.

Car on peut se le demander, si, dans l'Univers, la Vie, la matière animée, n'a pas même âge éternel que la matière inanimée, la Mort.

Der Tod und die Liebe

(In memoriam Arthur Schnitzler)

Von Theodor Reik

Aus dem Buche „Nachdenkliche Heiterkeit“, Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien, 1933. In diesem Werke finden sich u. a. Beiträge über „Der Glaube an die ‚Allmacht der Gedanken‘ im Witz“, „Psychologie wider Willen“, „Humor und Gnade“. Andere Abschnitte sind in der Zeitschrift „Psychoanalytische Bewegung“, Jahrg. V, 1933, erschienen.

I.

Kann auch er, der ernsteste Feind der Menschen und ihr letzter Freund, Gegenstand heiterer Betrachtung werden? Ist das Luststreben so groß, daß es noch mit Entsetzen Scherz treibt? Ja, auch das ewige Antlitz kann selig befreit lächeln wie das jener *Inconnue de la Seine*, die den Frieden gesucht und gefunden hat und kann hohnvoll grimassieren wie die steinerne Maske jenes Kriegers.

Dem Dichter erscheint das Bild eines großen Marionettentheaters, das die Aufschrift „Zum großen Wurstel“ trägt. Es steht im Wiener Prater. Bürger, Soldaten, Mädchen harren der Vorstellung. Nicht nur die Figuren auf der Marionettenbühne haben etwas kasperlhaft Stereotypes; auch die im Zuschauerraum. Ein Wohlwollender, ein Bissiger, ein Naiver tauschen ihre Meinungen über das Theater und seinen Direktor aus. Dieser fungiert in gezwungenem Hochdeutsch als Prologus und Ausrufer zugleich. Der Vorhang hebt sich. An sichtbaren Fäden erscheinen die Marionetten und deklamieren ihre Rollen, der Held, das süße Mädel, der Herzog und die Herzogin, der Raison-

neur, von den Zwischenreden der Zuschauer lebhaft, witzig oder behaglich unterbrochen. Der Marionettenheld, der aus einer neuen grünlackierten Schachtel stammt, erhält den Besuch zweier Freunde, die ihn in einem Duell vertreten sollen. Der Herzog von Lawin hat ihn, den er für den Geliebten der Herzogin hält, gefordert. Unser Held gehörte gerade zu den wenigen, die es nicht waren, ist ihr ein gänzlich Fremder. Nun aber, da sich sein Schicksal vollenden will, erscheint die Herzogin, die sich ihm, dem Todgeweihten, vom nahen Ende Gezeichneten geben will. Auch der blutgierige Herzog erscheint durch die Aussicht auf den nahen Tod des Rivalen versöhnlicher gestimmt. Auch Liesel kommt, süßes Mädel und Geliebte des Helden und nicht nur dieses Helden.

Ein heiteres Spiel, von Schmerzlichem umrandet, bringt Verwirrungen des Herzens und der Sinne auf eine armselige Marionettenbühne, die nur ein fernes Abbild des Lebens darstellt. Das süße Mädel, der gedankenvolle Held, dem sich der Zeitbegriff vor dem Ende seltsam verwandelt und den so spät Zweifel an den Begriffen Schuldig und Unschuldig überkommen. Man merkt, der Dichter macht sich über die Probleme, die ihn sonst umdrängen und bedrängen, lustig. Ein düsterer Kanzlist, Vater des süßen Mädels, tritt drohend an den Helden und Verführer heran, milde verzeihend erscheint Lieses Bräutigam. Am Ende steht der Held, betrogener Betrüger, von keinem geliebt, nicht einmal von einem gehaßt, allein, ein Marionetten-Herr von Sala, und sehnt sich nach der letzten Ruhe. Dunkel verhüllt erscheint der Tod.

Die Zuschauer des Kasperltheaters sind in steigendem Maße unruhig geworden. Ein paar Skandalmacher pfeifen. Der Dichter ist verzweifelt; der Di-

rektor bittet die Herrschaften konsterniert um Ruhe. Der wohlwollende und der bissige Zuschauer zanken; es kommt zu einem wüsten Marionettentheaterskandal. Die Figuren selbst halten keine Disziplin mehr und eine von ihnen, eben jene, die den Tod spielt, schreit in den Trubel:

„Lacht' sich heut' im eig'nen Haus
Publikum und Dichter aus,
Mag sich zum Beschluß im Reigen
Ehrlich auch der Tod erzeigen."

Mit einem Male steht er als Wurstel da.

An dieser Stelle läßt man das Buch sinken. Hier glaubt man die Stimme des Dichters persönlicher zu hören als sonst. Hat er die schwere Todesangst, unter der er als kräftiger und gesunder Mann litt, hier selbst parodiert? Es ist dieselbe Angst, in dieser Kasperlverkleidung noch unheimlicher als dort, wo sie sich offen, unabweisbar und bedrückend in den hellen Tag drängte. Man glaubt wieder in ernste stahlblaue Augen zu sehen und den ruhigen Klang einer Stimme zu hören, die man geliebt hat. Wir trafen einander zum letztenmal am Semmering — wenige Wochen vor seinem Tod. Immer wieder gingen wir die Spiralenwege rings um das Südbahnhotel. Das Gespräch war auf dem Umwege über persönliche und allgemein psychologische Themen wieder beim Problem des Sterbens angelangt wie manchmal vorher. „Nein, Sie irren sich", sagte er stehenbleibend, „der eigene Tod ist doch vorstellbar. Wenn wir versuchen, uns selbst tot vorzustellen, sehen wir freilich nicht uns selbst, sondern eine Puppe vor uns liegen."

Die Erinnerung belichtet mir den verborgenen Sinn dieses Kasperlspieles besser und eindringlicher

als eine Reihe literarischer Essays. Sie wirkt wie ein lebensvoller Kommentar, zu dem Spiel auf dem Marionettentheater, das die Holländer so hübsch „*Poppenkast*“ nennen. Der Tod ist die Puppe aus der letzten Schachtel.

Die Vorstellung des Todes als des großen Wurstels ist kein heiterer Gegensatz zu der gewohnten Vorstellung des beweglichen Skelettes. Wir ahnen, daß die Entstehung dieser besonderen dichterischen Vorstellung jener anderen ähnlich ist. Der Tod hat sich den Griechen einer bestimmten Kulturperiode als ein schöner Jüngling dargestellt, als Bruder des Schlafes. Uns ist er selbst zu einem Toten, zu einer Menschengestalt im Verwesungszustande geworden. Der Einfluß der christlichen Anschauung in dieser Vorstellungswandlung ist unverkennbar. Die Todesvorstellung einer Zeit ist sehr bezeichnend dafür, wie sie das Leben sieht. Für das späte Christentum war der lebendige aktive Mensch ein Wesen, das beständig und in jeder Minute das letzte Gericht erwartet. Wenn in Schnitzlers Marionettenspiel der Tod als Wurstel auftritt, so kann dies nur bedeuten, daß der Mensch in seiner Lust und seinem Leid als eine komische Figur erscheint, wenn man sein Glück und Elend, die er so wichtig nimmt, unter dem Gesichtspunkt der Todesnähe sieht. „*Qualis artifex pereo*“, soll Nero bei seinem Untergang gerufen haben. „Was für ein Wurstel stirbt mit mir“, könnte jeder Sterbliche sagen, wäre er fähig, im letzten Augenblick sein Leben mit einem Blick zu übersehen und zu beurteilen. Wäre er fähig zu erkennen, wie lächerlich es war, das Treiben ernst zu nehmen, könnte er verstehen, wie wenig von dem abhing, was er im Größenwahn des Gesunden seinen Willen nannte und daß er tat, was er tun

mußte, wenn er glaubte, es tun zu wollen. Es ist möglich, daß das Leben unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit anders erscheint. Hier auf der Marionettenbühne erscheint es *„sub specie mortis"*. Man spielt mit uns noch dann, wenn wir selbst zu agieren glauben. Eine solche Ansicht ist ebenso traurig wie heiter: ihr Charakter wechselt mit dem Standpunkt des Betrachters. Wir werden alle an unsichtbaren Drähten gezogen. Der Optimist versichert fröhlich, es gehe alles wie am Schnürchen.

So gesehen, erscheint der Tod als Demaskierung. Auch die letzten Masken fallen. Was sich sonst in düsterer und tragischer Gestalt dem Dichter gezeigt hat, wird gelegentlich schon früh von der heiteren Seite gesehen. Früh schon erkennt er, der den Ruhm ersehnt, daß es Nachwelt auch nur für den Lebenden gibt. Der Schatten, der von Anfang an auf Schnitzlers Dichtung fiel, konnte gelegentlich groteske Sprünge machen.

II.

In Schuberts „Unvollendeter", die Schnitzler geliebt hat, erklingt inmitten blühender Anmut und Innigkeit, inmitten jener unvergänglichen Melodie, die aus ein paar Akkorden und ein paar Intervallen aufsteigt, die Mahnung an das Schreckliche, an das drohende Ende. So verbinden sich Stimmungen zärtlicher und sinnlicher Liebe bei Schnitzler organisch mit Gedanken an das Sterben. Lebendige Stunden sind ihm nicht solche, welche von der Liebe beherrscht werden, sondern die, in welchen der Tod milder erscheint, der Gedanke an das Sterben nicht mehr jede Liebesregung auszulöschen vermag. Dann kann er in Dramen und Erzählungen darstellen, wie der

Ruf des Lebens über Gräber klingt. *Media morte in vita sumus.*

Noch in der heitersten Betrachtung ist es unverkennbar, wie Liebe und Tod sich diesem Dichter immer als ein einziges Problem darstellen, wie sich, traurig oder spöttisch, der Tod über jedes Liebespaar beugt. Auch dies ist dem Dichter nicht verborgen, wie noch der stumme und allgegenwärtige Todestrieb den Absichten des Eros dienstbar gemacht wird. Noch in komisch gestalteten Szenen erscheint flüchtig an der Schlafzimmertür der Tod, der die Menschen zu Paaren treibt. Jene Junggesellenwohnung in der Schwindgasse, die im „Reigen" eine vorüberrauschende Szene zwischen einer Frau und einem Mann sieht, hört folgendes Dialogfragment:

Die junge Frau (faßt die Hände des jungen Herrn, die sich zu verirren drohen).

Der junge Herr: „Das Leben ist so kurz."

Die junge Frau: „Aber das ist ja kein Grund ..."

Der junge Herr (mechanisch): „O ja ..."

Das so mechanisch Gesagte gibt den Blick in die Werkstätte jener großartigen Triebmechanik frei, der die beiden kleinen Menschen folgen. Noch aus dem milden Stumpfsinn dieses jungen Herren aus der Wiener Jeunesse dorée spricht die elementare Naturkraft, die aus der Todesnähe Kapital für die Sexualität schlägt. In diesem Liebesspiel, in dem die Partner in ihrem triebhaften Automatismus etwas seltsam Marionettenhaftes haben wie in jenem Puppenspiel, beugt sich der strenge Thanatos der Herrschaft des Eros.

Auch über diesen komischen Danse macabre wölbt sich erkennbar der große Bogen zwischen dem Lie-

ben und dem Sterben. Das Miteinander und Gegeneinander von Sexual- und Aggressionstendenzen, ihre Mischungen oder Legierungen hat Schnitzler immer wieder dichterisch zu gestalten versucht. Dieses Problem durchdringt sein Werk von der entscheidenden Szene seiner Dramen an bis zu einem gelegentlichen und flüchtigen Wort in einer Skizze. In der „Liebelei“ sind zwei verliebte Paare fröhlich beisammen; es klingelt draußen und herein tritt der Tod. Es verschlägt wenig, daß er hier in Gestalt eines betrogenen, bürgerlichen Ehemannes erscheint. In diesem Frühwerk spielt er noch eine Episodenrolle; er trägt keinen Eigennamen; „ein Herr“ kommt zu Besuch. In späteren Dramen wird er die Hauptrolle übernehmen. Auch dort kommt er anonym, doch er könnte „der Herr“ heißen. In immer reicheren und bedeutsameren Variationen werden nun die beiden Themen einander gegenübergestellt und nebeneinander gestellt. „Warum“, fragt Johanna den Herrn von Sala im „Einsamen Weg“, „warum reden Sie denn vom Sterben?“ „Gibt es denn einen anständigen Menschen, der in irgend einer guten Stunde in tiefster Seele an etwas anderes denkt?“ Es ist dieselbe Frage und fast dieselbe Antwort, nur ins Scherzhafte gewendet, die eine der Gestalten des Romanes „Der Weg ins Freie“ einem Freunde hinwirft: „Sagen Sie, Nürnberger, glauben Sie noch an den Tod? Wegen der Liebe frag' ich schon gar nicht mehr.“

Der Dichter, der so scherzen konnte, wenn es den letzten Ernst galt, wußte wie wenige andere in unserer Zeit, daß alles Denken und Tun der Menschen von jenen zwei mächtigen Urregungen bestimmt ist: von der Sehnsucht, geliebt zu werden, und von der Angst, zu sterben.

Psychologisches über Krieg und Pazifismus

Von Edward Glover, London

Edward Glover, M. D., Director of Scientific Research am Londoner Psychoanalytischen Institut, hat im Sommer 1932 in Genf an einer Sommerschule der Völkerbundsligen in einem Kurs Gesichtspunkte entwickelt, die der Psychoanalytiker zum Problem von Krieg und Frieden beizutragen hat. Die Vorträge sind nunmehr gesammelt unter dem Titel: War, Sadism and Pacifism im Verlag George Allen & Unwin, London erschienen. Wir bringen im folgenden mit Genehmigung des Verlages Auszüge aus dem ersten Kapitel; die Übersetzung besorgte Walter Schmideberg, London.

Wer einen Psychotherapeuten auf dem Gebiete der Friedensorganisation antrifft, mag ihn mit Fug und Recht fragen, warum er denn die Grenzen seines eigenen Wissensgebietes überschritten habe und ob er seine Ansprüche auf ernstliches Gehör auch gebührend rechtfertigen könne. Der Psychologe seinerseits ist bereit, sein Beglaubigungsschreiben vorzulegen. Er hat tatsächlich zwei gute Gründe *bona fide* vorzugehen. Erstens ist Friedenspropaganda ja ein Teil der angewandten Soziologie, und der Psychologe, wenn auch vertrauter mit der Bezeichnung „Massenpsychologie“, kann die Erscheinung des Krieges sowohl als auch die Reaktionserscheinung des Friedens füglich als zu seinem Wissensgebiete gehörig betrachten. Zweitens darf er begründete Neugierde auf dem Gebiete einer, man möchte fast sagen, ärztlichen Diagnose zeigen. In den Reden einiger hochstehender Persönlichkeiten des Völkerbundes wird dessen Tätigkeit mit einem Kreuzzug verglichen und ein ehemaliger Ministerpräsident Großbritanniens sagte, sein

Fundament müsse der Glaube sein. Nun müßte man doch meinen, daß das Ziel der Friedenspropaganda, die Beseitigung des Krieges, von der Mehrzahl der denkenden Menschen fraglos angenommen würde. Und doch ist es nötig, daß eine Schar von Enthusiasten andauernd Friedenspropaganda betreiben muß, deren Erfolg zur Zeit noch äußerst zweifelhaft ist. Die Initiative der Menschen zur Verhütung des nächsten Krieges wird durch die Erinnerung an den letzten großen Krieg, der „die Kriege aus der Welt schaffen sollte", getrübt und sie verliert dadurch an Energie und Stetigkeit.

Es wäre für uns am einfachsten, die Kriegsimpulse der Menschheit dafür verantwortlich zu machen, aber es hieße Verrat an aller Tradition wissenschaftlicher Forschung begehen, wollten wir uns mit dieser Betrachtung begnügen. Wenn ein Organ erkrankt ist, so ist doch die Hauptaufgabe des Arztes, nicht bloß die Erkrankung festzustellen, sondern vielmehr zu ergründen, warum die übrigen noch gesunden Teile des Organes die Störung nicht erfolgreich, z. B. durch Mehrleistung ausgleichen konnten. In der gleichen Weise müssen wir untersuchen, warum die natürliche Initiative des Nachkriegspazifismus so rasch an treibender Kraft einbüßt und ob die Strategie des Friedenskreuzzuges nicht an einem verborgenen Riß oder einer inneren Schwäche krankt.

Bevor wir dieses Problem systematisch untersuchen, möchte ich Ihnen, ähnlich wie der Vertreter einer pharmazeutischen Fabrik, eine Probefolgerung zusammen mit einem Musterbeispiel für die Arbeitsweise des Psychologen vorlegen. Eine typische Folgerung lautet: Ein großer Teil der Friedensbemühungen läßt sich genau auf

die gleichen Triebquellen zurückführen, wie die Kräfte, die den Krieg entfesseln. Mehr technisch ausgedrückt, heißt es, daß die aggressiven Regungen, die zuerst gegen Personen der Außenwelt gerichtet waren, kurzschlußartig gegen das eigene Selbst gewendet werden und dann zur Niederhaltung dieser gleichen Aggression dienen. Die tiefe Übereinstimmung zwischen den friedensfördernden und den kriegauslösenden Impulsen beeinträchtigt die Wirkungsweise pazifistischer Maßnahmen. Unter kritischen Umständen können die letzteren sogar ihren aggressiven Charakter offen äußern. Hieraus ergibt sich eine therapeutische Folgerung: Der schwankende Charakter der pazifistischen Bemühungen kann am schnellsten und sichersten ausgeglichen werden, indem man die Aufmerksamkeit auf die Übereinstimmung zwischen den kriegerischen und pazifistischen Instinkten lenkt.

Die Untersuchungsmethoden, mittels deren wir zu diesen Ergebnissen kommen, setzen zum Teil eine spezialisierte Technik voraus, teils beruhen sie auf der einfachsten Beobachtung. Es wurde z. B. festgestellt, als man die psychischen Reaktionen von Soldaten auf Kriegserlebnisse studierte, daß in Gegensatz zu solchen Situationen, die Grauen und Abscheu hervorrufen, es auch solche gab, die — vorausgesetzt, daß der Beobachter sich in Sicherheit befand —, eine Art Faszination bewirkten. Viele Soldaten heben die eigentümliche Genugtuung hervor, die sie empfanden, wenn ein Volltreffer in ein alleinstehendes Haus einschlug und sie das ganze Gebäude in Rauch und Staub aufgehen sahen. Jeder objektive Betrachter kann ein Gegenstück zu dieser Beobachtung liefern:

Wenn ein Kind mit großem Eifer ein Haus aus Bausteinen errichtet hat, so wird es recht häufig dieses wieder mit einem Faustschlag zerstören. Auf Grund dieses Vergleiches nimmt der Psychologe an, daß beiden Reaktionen der gleiche psychische Vorgang zugrunde liegt. Er mag sogar so pessimistisch sein und sagen, eine erfolgreiche Friedenspropaganda müsse — ähnlich wie Mildtätigkeit zu Hause — in der Kinderstube beginnen. Ob treffend oder nicht, diese Ansicht ist keineswegs neu. Die Schlacht von Waterloo, so heißt es in England, wurde auf den Spielplätzen von Eton gewonnen. Psychologisch folgerichtig ist nur zu sagen, daß sie in einer Kinderstube Korsikas ausgeheckt wurde.

*

Um die Beziehungen zwischen Krieg und Frieden systematisch zu untersuchen, müssen wir die beiden Phänomenen zugrundeliegenden Triebregungen beschreiben. Hiebei stoßen wir auf zwei Schwierigkeiten: erstens bestehen Meinungsverschiedenheiten über die Klassifizierung der menschlichen Triebe und zweitens ist die Sammlung erreichbaren Materials, soweit überhaupt ausgeführt, sehr oberflächlich. Welche Klassifizierung Sie auch immer annehmen, ob Sie an der gewöhnlichen Dreiteilung in Sexual-, Selbsterhaltungs- und soziale Triebe festhalten oder ob Sie die kompliziertere der deskriptiven Psychologie mit einem Dutzend oder mehr spezifischen Trieben vorziehen, so gibt es jedenfalls einen praktischen Prüfstein, an dem alle Klassifizierungen gemessen werden können. Die Annahme erscheint zweckmäßig, daß jeder Trieb, dessen Störung zu einem Konflikt im psychischen Haushalt oder zu einer Erkrankung führt, von besonderer Bedeutung für das Individuum

sei. Die von Psychoanalytikern an Neurosen und verschiedenen Formen der Geisteskrankheiten ausgeführten Untersuchungen haben ergeben, daß diesen Erkrankungen tiefgehende Störungen des Sexualtriebes (im weitesten Sinn), sowie schwere Schädigungen der Mechanismen, die zur Abwehr der aggressiven und destruktiven Tendenzen dienen, zugrundeliegen. Diese Beobachtungen entsprechen der Einteilung der Instinkte in zwei Haupttypen, nämlich triebhafte und reaktive. Grob gesagt, das seelische Gebäude eines Menschen beginnt zu schwanken, wenn er irgendwie nicht imstande ist, seine destruktiven Tendenzen, seine Sexualtriebe oder eine belangvolle Verschmelzung dieser beiden zu beherrschen.

Auf Grund dieser Einteilung ist der erste Schritt zur Forschung verhältnismäßig einfach: Es ist klar, daß die Kriegsimpulse den Zerstörungstrieben gleichgesetzt werden können. Diese Auffassung erweist sich jedoch als zu einfach. Das Studium der Kriegsgeschichte nötigt uns zu einer umfassenderen Gruppierung: Wir finden, daß die Triebe im Kriege sich in Zerstörung (belebter und unbelebter Objekte), in Bemächtigung (meist aber nicht ausschließlich unbelebter Objekte), in sexueller Aggression, Mord, Raub und Schändung äußern. Aber auch dies ist noch nicht vollständig. Hand in Hand mit der Lockerung primitiver Triebregungen geht eine Verstärkung gewisser Reaktionsbildungen, gewöhnlich als ritterliche Tugenden gepriesen, Hingebung an Ideale, mutige Selbstaufopferung und Kameradschaft, heldenhafte Leistungen moralischer und psychischer Tapferkeit, Ausdauer usw. Diese Feststellung, wenn auch schon vollständiger, wird den Tatsachen noch immer nicht gerecht. Es wurde bis jetzt tatsächlich noch

kein Versuch gemacht, die psychischen Phänomene des Krieges zu sammeln und zu sichten. Begabte Literaten haben es versucht, doch beginnen sie ihre Kriegserzählungen und Autobiographien mit starker persönlicher Voreingenommenheit und nie mit einer vollkommen psychologischen Objektivität. Wenn auch praktische Maßnahmen erst später erörtert werden sollen, so fühlt man sich doch schon hier versucht eine Frage zu stellen, die einen Prüfstein bildet: Wieviele Millionen werden vom Völkerbund selbst oder auf dessen Anregung hin von anderen für die Erforschung der psychologischen Probleme und Triebphänomene des Krieges aufgewendet? Wieviele psychologische Gesellschaften sind in den verschiedenen Ländern der Erde Tag und Nacht bemüht, das Rätsel der menschlichen Konflikte, sei es der persönlichen oder der Gesellschaft zu lösen? (Ich habe seither mit Hilfe von Captain Small die interessante Feststellung gemacht, daß nicht ein Penny für die unmittelbare Erforschung der Kriegsphänomene ausgegeben wird, während auf der anderen Seite hunderttausende von Pfunden für die Erforschung des Krebses, der Lepra, der Masern, der Mund- und Fußkrankheiten usw. zur Verfügung stehen. Ein merkwürdiges Beispiel mangelhaften menschlichen Selbsterhaltungstriebes!)

In Ermangelung eines ausgiebigeren statistischen Forschungsmaterials ist man auf die verstreuten Berichte, d. h. auf Einzeluntersuchung von Soldaten und schließlich auf die Beobachtung der Triebäußerungen kleiner Kinder und primitiver Völker angewiesen. Selbst die oberflächlichste Untersuchung der Erlebnisse von Soldaten, zeigt, daß es neben der allgemeinen Entfesselung des Destruktionstriebes im

Kriege noch zu einem weiteren Durchbruch bizarrer Triebregungen kommt. Wie könnte man z. B. sonst den Impuls eines Korporals erklären, der — im Frieden ein braver Kanzleischreiber — jede erdenkliche Gelegenheit benutzte, um über den Grabenrand zu klettern, um den feindlichen Gefallenen im „Niemandsland“ die Zähne zu ziehen? Wenn dies auch ein etwas ungewöhnlicher Fall ist, so zeigt er doch klar, daß in diesem Menschen Kräfte am Werk waren, die ihn zu Gewalttätigkeit, Verstümmelung und Trophäenjagd trieben. Es besteht tatsächlich eine Übereinstimmung zwischen seinen atavistischen Impulsen und den Kriegsgewohnheiten der Kopfjäger auf Borneo, ganz zu schweigen von dem einstmaligen Skalpierungszeremoniell der Indianer. In weiterer Verfolgung dieser psychischen Übereinstimmung kommt man zu dem Schluß, daß das Andenkensammeln auf Schlachtfeldern, z. B. von Pickelhauben in den gleichen Trieben wurzelt; den gleichen Quellen dürfte wohl auch der Trieb alter Jungfern entstammen, auf ihren Ferienreisen Veilchen samt der Wurzel auszugraben, um sie daheim vor ihrem Fenster zu pflanzen. Sei dem wie immer, die Klassifizierung der erreichbaren Tatsachen zeigt, daß im Kriegsfalle neben den von der menschlichen Gesellschaft ständig sanktionierten Impulsen und den für die Kriegszeit gutgeheißenen Tötungs- und Zerstörungstrieben, man noch auf eine ganze Reihe von Impulsen stößt, die selbst das Kriegsministerium nicht gut heißen würde. Die erste Gruppe bezieht sich nun auf Tätigkeiten oder Impulse, die nicht so sehr auf die Vernichtung des Feindes abzielen, sondern einen dunklen Zerstörungstrieb besonderer Art darstellen (z. B. Verstümmelung), die

zweite enthält diese Zerstörungstriebe mit einer manifesten Beigabe sexuellen Charakters (Verstümmelung der Geschlechtsteile) und die dritte endlich manifeste Sexualtriebe, aber ungewöhnlicher Art (die sogenannten sexuellen Perversionen). Diese Gruppierung wird für uns um so bedeutungsvoller, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß ein großer Teil der psychischen Energien im frühen Kindesalter zur Bewältigung fast genau derselben Triebe aufgewandt wird. An der Entwicklung des primitiven Destruktionstriebes ist folgendes bemerkenswert. Während unter bestimmten Umständen Triebe von Aggression, Zerstörung und Bemächtigung der Selbsterhaltung dienen können (z. B. beim Saugen an der Brust) und bei anderen wieder zur Intensivierung des Liebeslebens verwandt werden (wie bei leidenschaftlichen Zärtlichkeiten), durchläuft jedes Individuum ein Entwicklungsstadium, in dem das Zufügen von Schmerz Selbstzweck wird. *In dieser Beziehung steht der Mensch in der Naturgeschichte wohl einzig da.* Beim Studium der sadistischen Perversionen Erwachsener kann man sich von dieser Tatsache gründlichst überzeugen, wo die sexuelle Befriedigung vornehmlich in den dem Liebesobjekt zugefügten Schmerzen besteht. Die „Jack the Ripper"-Verbrecher, von denen in der letzten Zeit so viel die Rede war, sind nur ein übertriebener Ausdruck dieses Sadismus. Kurz, *der Krieg ist vielleicht der dramatischeste Beweis dafür, daß die Destruktionstriebe vollkommen von biologischen Zielen abgelöst sein können und rein persönliche Regungen befriedigen.*

Es ist nun an der Zeit, diesen Gedankengang mit mehr praktischen Überlegungen zu verknüpfen. Das Kriegs- und Friedensproblem ist kein in sich abgeschlossenes. Die Hauptaufgabe der Pazifisten ist nicht nur die Vermeidung von Kriegsgefahren; er hat sich nicht allein mit einer Anzahl manifester Destruktionstriebe, sondern mit einem ganzen Komplex gemischter Triebe archaischer Herkunft auseinanderzusetzen. Die Mehrzahl dieser archaischen Triebe sind im Leben des Erwachsenen nicht mehr manifest, sie sind, wie wir sagen, unbewußt. Und diese unbewußten Triebe sind im Seelenleben jedes Individuums dauernd wirksam. Wir wollen von nun an die wichtigsten Triebmischungen, die der destruktiven und Liebesimpulse, Sadismus nennen, wenn sie gegen die Außenwelt und Masochismus, wenn sie gegen das eigene Selbst gerichtet sind. Ein gewisser Grad von Sadismus kann sowohl im Liebesleben, wie in den sonstigen menschlichen Beziehungen bewußtseinsfähig bleiben, der größere und mächtigere Anteil aber bleibt im normalen Leben unter der Schwelle des Bewußtseins. Wir können daher die Erscheinungen im Kriege nicht eher beschreiben, bevor wir nicht das genaue Ausmaß dieser unbewußten sadistischen Kräfte genau erkannt haben, als auch die ebenfalls unbewußten Methoden ihrer Beherrschung, Unterdrückung und Verschiebung, Maskierung oder Verleugnung.

Um nun einen Augenblick zur Friedenspropaganda zurückzukehren: Wenn der brave Kanzleischreiber, den ich Ihnen als eine Art Trophäenjäger geschildert habe, nun Sekretär einer Friedensorganisation wäre, würden Sie seiner Zuverlässigkeit oder Tüchtigkeit ganz trauen? Oder wären Sie einverstanden, einen

solchen Menschen in einer verantwortlichen Stellung zu sehen, etwa als Staatssekretär im Auswärtigen Amt oder als Gesandter bei einer fremden Macht? Bedenken Sie, daß seine sadistischen Neigungen aller Wahrscheinlichkeit nach vollkommen unbewußt geblieben wären, wenn sie nicht durch das Erlebnis des Krieges aufgepeitscht worden wären. Ja, es ist durchaus möglich, daß er, wenn er noch am Leben ist, alle seine Kriegsabenteuer vergessen hat und nun ein eifriger Vorkämpfer der Friedensidee geworden ist. Aber würden Sie ihm selbst unter diesen Umständen Vertrauen schenken, wenn bei einer plötzlichen internationalen Krise das Zünglein an der Waage zwischen Krieg und Frieden schwankt?

*

Hier kommen wir nun zur zweiten Phase unserer Untersuchung. Auf die Frage, wie es möglich ist, daß ein Mensch vom Vorhandensein solch mächtiger Triebströmungen nichts weiß, muß ich Ihnen antworten, daß die Ursache davon in eben noch mächtigeren Abwehrmechanismen liegt. Verdrängung, um einen technischen Ausdruck zu gebrauchen, ist die mächtigste und in einem gewissen Sinne sicherste Art, einen Trieb niederzuhalten. Das Resultat erfolgreicher Verdrängung ist ja, daß wir nicht die leiseste Kenntnis von der Existenz eines Triebes haben und auch durch die Vereitlung dieses Triebes nicht die geringste Störung unseres körperlichen oder seelischen Wohlbefindens wahrnehmen. Auf eine genaue Beschreibung der komplizierten Wirkungsweise dieses Mechanismuses kann ich mich hier nicht einlassen, ich möchte nur so viel sagen, daß sie eine Zurückziehung psychischer Energien von einem psychisch überbelaste-

ten Gebiet bedingt, um eine Stärkung der Energiebesetzung auf jenen Gebieten vorzunehmen, die geeignet sind, die Gefahrenzone zu isolieren. Ich möchte nur hinzufügen, daß die Verdrängung, ihrem Wesen nach ein Fluchtmechanismus, sich biologisch ebenso, wenn nicht mehr, bewährt hat, als jede andere Art von Flucht. Durch ihre Hilfe können primitive Triebe derart abgeschwächt werden, daß der Rest auf, wie wir es genannt haben, bewußtseinsfähige Reaktionsbildungen verwandt werden kann. Verdrängung ist eine gigantische Selbsttäuschung, von der das Ich nichts erfährt. Sie ist, biologisch gesprochen, wie ein Analytiker sich einst ausdrückte, der Vater der Lüge, aber — wie alle Mechanismen — durch die Nützlichkeit gerechtfertigt. Die Gefahren der Verdrängung aber liegen in den Gefahren der unvollständigen Verdrängung. Sollte ein Gedanke als Repräsentant des verdrängten Triebes sich drohend dem Bewußtsein nähern, sind die Folgen nicht abzusehen. Das Bewußtsein kann sich wie ein scheuendes Pferd benehmen, das die Wagendeichsel zerschlägt. Selbst wenn eine Vorstellung noch so sicher abgeschlossen zu sein scheint, so kann, wenn die Spannung einer unbekannten aber unerfüllten Regung sich bemerkbar macht, leicht eine Katastrophe eintreten und eine ganz und gar unbeteiligte Person als Blitzableiter verwendet werden. Wenn aber die verdrängte Vorstellung bewußt gemacht werden kann und es gelingt, die affektive Spannung gleichzeitig auf ihre Quellen zurückzuführen, sind sowohl der einzelne, wie die Gesellschaft geschützt. Zumindestens wird eine Atempause gewonnen, in der bewußte Überlegung und Urteil Zeit haben, sich zu betätigen.

Die Erscheinung des „Säbelrasselns" ist ein gutes Beispiel für die Gefahren und Unsicherheiten mangelhafter Verdrängung. In seiner offiziellen Form stellt es bloß die aggressive Seite diplomatischer Verwicklungen dar, doch wird es natürlich weitgehend von der manifest pazifistischen diplomatischen Tätigkeit verdeckt. Der Mann aus dem Volke braucht nicht aus dem gleichen Grund seine kriegerischen Phantasien geheim zu halten. Gewöhnlich stellt für ihn das Politisieren über internationales Recht und Unrecht eine nützliche Ersatzhandlung, ein Ventil für die Affektspannung dar, dessen tiefste Quelle infantiler Sadismus ist. In Krisenzeiten aber mag diese Affektentladung dazu beitragen, das Verhalten einer Person zu Krieg oder Frieden zu bestimmen. Sie werden beobachtet haben, daß man nicht sofort voraussagen kann, in welcher Richtung die Waage ausschlagen wird. Für eine solche Voraussage ist die Kenntnis der verschiedensten Faktoren nötig. Die Tatsache bleibt jedoch bestehen, daß das Individuum hiebei mehr von seinen unbewußten Nöten als von rationellen Überlegungen sozialer Notwendigkeit beeinflußt wird.

*

Die Gefahr mangelhafter Verdrängung liegt nicht einfach darin, daß der primitive Sadismus sich in ungeeigneter Richtung entladen könnte. Die mangelhafte Verdrängung selbst kann wieder irrationalen Haß erzeugen. Dieses Faktum kann durch die Analyse neurotischer Patienten bewiesen werden. Große Quantitäten von Angst und Schuldgefühl müssen entladen werden, bevor ein Symptom verschwindet. Man erkennt bald, daß das Symptom einen spontanen Versuch darstellt, die Angst zu bewältigen, — meistens

allerdings einen erfolglosen Versuch. Viele neurotische Symptome werden schlechthin Angstzustände genannt, andere wiederum heißen Phobien. Bei den letzteren wurde eine intensive Angst vor etwas Unbekanntem auf eine schon bekannte Vorstellung oder Situation verschoben (Angst vor Haustieren, Messern, Lebendig-begraben-werden, Angst vor geschlossenen Räumen, Gewitter usw.). In diesen Fällen war die Verdrängung mangelhaft; die ursprüngliche Vorstellung wurde zwar verdrängt, aber der mit ihr verknüpfte Affekt ist ins Bewußtsein gedrungen. Am auffallendsten aber ist die Beobachtung, daß vor Entladung der Angst — deren Ursprung unbekannt ist — ein sonst liebenswürdiger Patient nicht nur plötzlich Widerwillen und intensive Feindseligkeit entwickelt, sondern sich beeilt, diese Feindseligkeit gegen die nächste erreichbare Person zu richten. Dies ist gewöhnlich der Analytiker, der, welche Mängel er auch immer haben mag, doch nichts dazu getan hat, was diese plötzliche Veränderung der Gefühle des Patienten erklären könnte. Haß erzeugt Angst, Angst wiederum weckt Haß; Angst und Haß zusammen tragen den Zerstörungskeim in sich.

Es ist nicht schwierig hiefür Bestätigungen zu finden. Beginnen wir mit der vergleichenden Psychologie: Es ist bekannt, daß auch ein sonst zahmes Tier angreifen wird, wenn es hilflos in die Enge getrieben wird. Nun ein Beispiel aus der Kinderpsychologie. Ein Kind, das sich fürchtet, bekommt leicht Wutanfälle. Ein schlimmes Kind ist ein verängstigtes und von Schuldgefühl gequältes Kind. Ein aggressives und zerstörungslustiges Kind ist durch Schuldgefühl und Angst gelähmt. Dies wirft ein Licht auf das

ganze Problem der Feindseligkeit. *Haß ist nicht nur ein Ausdruck aggressiver Regungen, sondern kann auch als Schutz gegen innere Ängste dienen.* Das Kind wird von einem unversöhnlichen Feind, nämlich der unerträglichen Spannung seiner primitiven Regungen bedrängt. Diese können nicht nur nicht befriedigt werden, sondern ihr Drang steigert sich durch die Versagung; Versagung führt zur Angst und Angst ist der Feind des Seelenfriedens. Wenn so der kritische Punkt erreicht ist, benimmt sich das Kind wie ein geängstigtes Tier und beißt.

Man ist versucht hier halt zu machen und eine Parallele aus dem Völkerleben zu ziehen: So könnte man z. B. sagen, daß eine kriegslustige Nation in Wirklichkeit eine ängstliche ist und daß es die Aufgabe der dieser kriegslustigen Nation zugeteilten Gesandten sei, die Ursachen dieser Angst in dem Lande aufzudecken und diese zu beruhigen. Solange wir aber die Beziehungen zwischen der Psychologie des Einzelnen und der Masse nicht erörtert haben, dürfen wir dieser Versuchung nicht nachgeben. Um auf unser Kind zurückzukommen, das, wie ich sagte, von der Unversöhnlichkeit seiner eigenen Triebregungen in die Enge getrieben, sich umdrehen und beißen wollte. So lange es sich aber auch drehen mag, es findet keinen Feind. *Der triebhafte Feind ist ja in seinem Inneren und unbekannt.* Was nun geschieht, beruht auf einer gewissen Logik. Die Erfahrung hat es gelehrt, daß die Außenwelt ihm das Leben schwer macht, ihm Entbehrungen auferlegt, es seiner Freiheit beraubt, es bestraft, ihm — allgemein gesprochen — seelische und körperliche Schmerzen bereitet. Kurzum, die

Außenwelt benimmt sich oft wie ein Feind. Durch diese Erfahrungen beeinflußt, kommt es nun aus seiner Ecke heraus und macht sich auf die Suche nach einem Feind. Das nächste belebte oder unbelebte Objekt nimmt es sich zum Angriffsziel und greift an, wie ein Büffel. Das Geheul dieser von Angst gepeinigten Geschöpfe kann man in allen Parkanlagen Europas hören und zweifellos sind auch in diesem Augenblick viele Eltern und Kinderpflegerinnen damit beschäftigt, sich nach der Hitze des Gefechtes die blauen Flecken zu reiben und die zerbrochenen Spielsachen aufzulesen. Hier sehen wir den Höhepunkt des von uns Projektion genannten Mechanismus. Projektion bedeutet eine psychische Verschiebung; den Versuch, einen inneren (psychischen) Reiz in die Außenwelt (Realität) zu verlegen, einen inneren Feind durch einen äußeren zu ersetzen. Dieser Mechanismus ist einer der frühesten Mechanismen, der im Notfall eine nützliche Funktion erfüllt, dessen Beibehaltung im Erwachsenenalter aber eine der größten Gefahren für unsere Zivilisation bedeutet. Und gerade in Massenbeziehungen wirkt er mit ganz besonderer Intensität. Wenn eine Vorstellung eine von der Gesellschaft anerkannte Regel beeinträchtigt, so wird sie gewöhnlich in Form eines herabsetzenden Vergleichs nach außen gewendet. Für den Durchschnittsengländer ist Paris die „fröhliche" Stadt, nicht London, weil er natürlich selbst nicht fröhlich ist. Während des Krieges war dieser Mechanismus noch mehr im Schwung. Immer war es der „Feind", der das rote Kreuz beschoß, im besetzten Gebiet raubte, Verwundete kastrierte und kreuzigte und der die Leichen seiner eigenen Leute zu Kerzen verarbeitete.

Hier helfen uns ethnologische Spekulationen, unseren Gesichtspunkt zu erweitern. Irgendwo in der Mitte zwischen den Kämpfen der Kinderstube und den Kriegen Erwachsener stehen die Kämpfe primitiver Stämme. Das Studium dieser Phänomene zeigt, daß die Projektion hiebei einen wichtigen Antrieb ihrer Kriegsunternehmungen bildet. Wir kennen den animistischen Glauben der Wilden und wissen, daß er die Welt mit bösen Geistern bevölkert hat; *sie stellen eine Projektion seiner eigenen primitiven Triebe dar, die zu bewältigen, er solche Mühe hat.* Darum glaubt er, daß er sich in einer ständigen Gefahr von Seiten dieser gefährlichen und bösartigen Wesen befindet. Das kleine Kind verhält sich sehr ähnlich. Wir wissen, daß die Kopfjagden der Primitiven weitgehend Zeremoniellen dienen, die mit der animistischen Auffassung der Welt eng verknüpft sind. So ist es naheliegend, daß die Kämpfe der verschiedenen Stämme nicht bloß einer ökonomischen Notwendigkeit und dem Selbsterhaltungstrieb entspringen. Diese Kämpfe dienen zur Ablenkung von Trieben nach außen, die, wenn nicht befriedigt, zur Auflösung der Familie oder des Stammes führen könnten. *Wir können mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß diese Verlegung der Konflikte in die Außenwelt einer bestimmten Phase der biologischen Entwicklung entspricht.* Sie könnten einwenden, das sei eine pessimistische Auffassung, aber ich glaube das nicht. Wenn auch schließlich der Chinese sein Haus niederbrannte, um ein Schwein zu braten, so haben Erfahrung und Überlegung schließlich doch zu geeigneteren Kochmethoden geführt.

Allein über diese eine Seite des Krieges könnten Bände geschrieben werden. Abgesehen von der primitiven Projektion des Sadismus, die ich beschrieben habe, kann dieser Mechanismus durch die verschiedensten Stadien seiner Entwicklung verfolgt werden[1]).

Der Ausbruch eines Krieges, der ja eine (sozial gerechtfertigte) Ableitung der Feindseligkeit gegen den Mann (den Feind, Eroberer) gewährt, verstärkt auf der anderen Seite das Freundschaftsbündnis zwischen den Männern des eigenen Landes in hohem Grade. Nichts kann Männer inniger binden, als ein „gerechter" Krieg. Pazifisten, die den Nationalismus als Kriegsursache beschuldigen, sollten dabei diese ungemein wichtigen sexuellen Faktoren, die im Nationalgefühl gebunden sind, nicht übersehen[2]).

Ich sagte, daß die Projektion ein archaischer Mechanismus sei, der sich in den Angelegenheiten Erwachsener als gefährlich erweisen könne; damit ist aber noch nicht alles gesagt. Wie die meisten

---

[1]) Die Stabilität der männlichen Gesellschaft beruht weitgehend auf zwei Faktoren: a) auf der sublimierten Homosexualität (Freundschaft, sozialen Bindungen usw.), b) auf der Fähigkeit, die Feindseligkeit auf weniger belangvolle Mitglieder der männlichen Gesellschaft zu projizieren. Die Mischung dieser Regungen ist aber weitgehend unsicher und unzuverlässig.

[2]) Übrigens ist es bemerkenswert, wie sehr diese wichtigen sexuellen Faktoren vernachlässigt werden. Wenn man einen Mann aus dem Volke fragt: „Wer ist der Feind, den ihr bekämpfen wollt?", so wird er gewöhnlich antworten: die männliche Bevölkerung einer Nation, wie die Englands, Frankreichs oder Deutschlands, oder die Afghanen, Basutos und Chinesen anführen. Er ist überzeugt, daß er nicht gegen die afghanischen, chinesischen oder Basuto-Frauen kämpfen wird. Wahrscheinlich wäre er tief empört, wenn man ihm zeigen wollte, daß die Wahl seines Feindes von Anfang an offensichtlich durch sexuelle Faktoren bestimmt wird.

Mechanismen, die eine Notlösung darstellen, ist auch die Projektion ungeeignet, den dauernden Drang der Triebe zu bewältigen. Ein Hungriger kann seine Tischgenossen versichern, daß sie hungrig seien, aber wenn der Beginn der Mahlzeit sich ungebührlich lange verzögert, kann er nicht umhin zuzugeben, daß er selbst hungrig sei. Sollte er übrigens versuchen, seinen Hunger durch Kauen des Tischtuches zu beruhigen, so wird er bald merken, daß diese Art der Befriedigung doch einen wesentlichen Nachteil hat. Es ist richtig, daß andere Triebe (z. B. gewisse Formen der Sexualtriebe) längere Zeit hindurch unbefriedigt bleiben können, schließlich aber doch durch künstliche Hilfe oder Täuschung beherrscht werden müssen. Verdrängung ist, wie wir gesehen haben, ein günstigerer Mechanismus als die Projektion, aber sie hat auch den ernstlichen Nachteil, nicht immer erfolgreich zu sein. Wenn nun diese und andere primitiven Mechanismen versagen, kommt es zu einer Krise unseres Trieblebens.

*

Ich habe mich bemüht, in groben Zügen die wichtigsten primären Abwehrmaßnahmen, die für die Unbeständigkeit der Friedensbetätigungen verantwortlich zu machen sind, aufzuzeigen, und muß mich im folgenden mit einem einzigen Beispiel eines sekundären Abwehrmechanismus begnügen, der jedoch als dauerndes Hindernis auf dem Wege objektiver Forschung liegt.

Die Menschheit hat die Denkprozesse in einem solchen Ausmaße rationalisiert, daß die Annahme, sie auch für irrationelle Zwecke dienstbar zu machen, kaum glaubhaft erscheint. Und doch wird ein großer

Teil rationellen Denkens gerade darauf verwandt. In zahllosen Gelegenheiten diskutieren, formulieren und begründen wir unsere Motive nur zu dem einzigen Zweck, einen dunklen Antrieb zu verdecken, der durch bloß automatische Abwehrmechanismen nur unvollkommen verborgen geblieben wäre. Diesen Verschleierungsprozeß sind wir gewohnt als Rationalisierung zu bezeichnen. Das bemerkenswerteste Beispiel einer Rationalisierung war im zwanzigsten Jahrhundert vielleicht die im Herbst 1914 aufgetauchte Version, der Weltkrieg diene „der Abschaffung von Kriegen".

Wenn wir uns also an die große Aufgabe machen, die Äußerungen des menschlichen Sadismus zu erforschen, müssen wir allen Versuchungen widerstehen, uns durch Einwände welcher Art auch immer ablenken zu lassen. Wenn wir also das Soldatenspiel der Kinder, Jagd- und Rennsport Erwachsener, das Schach- und Bridgespiel der Klubs, die ewigen Fehden der verschiedenen Schulen der Ästhetik und die Diskussionen der Debattierklubs miteinbeziehen, dürfen wir uns nicht durch die Proteste der Liebhaber dieser Wettkämpfe ablenken lassen. Wenn wir die Geschichte der menschlichen Strafe von den ersten bösen Blicken, Worten oder Schlägen im Kinderzimmer, zur Prügelstrafe und dem Pranger in englischen Schulen und Gefängnissen, oder zu den gesetzlich sanktionierten Foltern in China und dem geheiligten Kannibalismus mancher Primitiver verfolgen, müssen wir allen soziologischen Argumenten widerstehen, die diese Phänomene von denen des Krieges trennen wollten. Und wenn wir die Geschichte des Masochismus erforschen, die asketischen Übungen religiöser Sekten in allen Ländern, den Geist, der

Reformbewegungen aller Art beflügelt, studieren, dürfen wir uns nicht von den empörten Protesten derjenigen einschüchtern lassen, die erklären, all das habe ja mit dem Kriege nichts zu tun. Nur wenn die Ergebnisse dieser psychologischen Feststellungen uns so vertraut geworden sind, wie unser eigener Schatten, werden wir erfolgreich an die schwierige Aufgabe gehen können, unseren eigenen Sadismus richtig einzuschätzen. Und nur, wenn wir in der Lage sind, unsere eigenen Aggressions- und Haßregungen, die der Bewältigung von Konflikten dienen, richtig zu erkennen, können wir hoffen, das Problem des Krieges einmal zu einem rein akademisch-wissenschaftlichen auszugestalten.

Kurzum, man kann sich kaum der Folgerung verschließen, daß die Friedenspropaganda an einem fundamentalen Fehler krankt, oder daß ihre Bemühungen zutiefst jedenfalls auf ein falsches Ziel gerichtet sind.

Vom praktischen Standpunkt können die Pazifisten in zwei Klassen eingeteilt werden. In diejenigen, die, so sehr ihnen auch ökonomische Argumente zusagen, doch von ethischen Motiven geleitet werden. Letzten Endes könnte man sagen, kehren sie zu dem kategorischen Imperativ, der uns aus den zehn Geboten bekannt ist, zurück. Andere wiederum werden, so sehr sie auch ethische Momente vorschützen, zutiefst doch von der Empörung über die sinnlose Zerstörung und Verschwendung im Kriege geleitet. Für sie ist an Stelle des ethischen Gebotes ein nationalökonomischer Aphorismus getreten: es lohnt nicht zu töten. Für die einen ist der Krieg etwas fluchwürdiges, für die anderen ist er eine empörende Vernichtungsorgie.

Ein dritter und hievon völlig verschiedener Standpunkt ist der des Psychotherapeuten: Der Krieg ist der Ausdruck von Konflikten zwischen menschlichen Triebregungen, ein Versuch, Schwierigkeiten und innere Probleme zu lösen. Man kann ihn auch als Massenwahn auffassen, darf aber dann nicht vergessen, daß der Wahnsinn einen dramatischen Versuch darstellt, einen individuellen Konflikt zu bewältigen, einen Selbstheilungsversuch, der in der Hoffnung unternommen wurde, einer drohenden Explosion zu entgehen, der aber in verzweifelter Auflösung endet.

Nach der Ansicht des Psychotherapeuten ist jeder Versuch, die Aufmerksamkeit auf ethische und ökonomische Überlegungen zu richten und dabei die tieferliegenden psychologischen Faktoren zu vernachlässigen, nicht nur ein Hindernis des wahren Fortschrittes, sondern auch ein völlig überflüssiger Kraftaufwand. Sollte ein Psychologe genügend falsch beraten sein, eine Philosophie in Sprichwörtern herauszugeben, so würde er zweifellos versucht sein, Formulierungen folgender Art vorzuschlagen: Willst Du den Krieg vermeiden, rüste für den Frieden; die Anstrengungen des Friedens sind nicht geringer als die des Krieges; bewältige Deine eigene Aggression und die Aggression der Nationen wird sich von selbst erledigen. Und wenn der Psychologe gezwungen wäre, die Erfahrungen der angewandten Psychologie des Einzelnen in eine Formel zu konzentrieren und das Allheilmittel, das die Psychologie einem kriegsbesessenen Menschengeschlechte zu bieten hat, in einem Satz zusammenzufassen, so würde dieser die Form eines neuen sechsten Gebotes annehmen: Erkenne Deinen eigenen (unbewußten) Sadismus!

Masochismus und Selbstbestrafungs-tendenzen bei Charles Baudelaire

Von René Laforgue, Paris

Aus dem Werke „Der gefesselte Baudelaire", Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien 1933.

Überschaut man das Leben und das Werk Baudelaires, so fällt es nicht schwer, jene Selbstbestrafungsmechanismen zu entdecken, von denen wir gesprochen haben, jenes Bedürfnis, auf irgend welche Art geschlagen zu werden. Wir verstehen, warum er sich öffentlich vom General Aupick ohrfeigen ließ[1]), warum er es erreichte, daß ihm die Türe gewiesen wurde, warum

---

[1]) Porché schreibt darüber (La vie douloureuse de Ch. B., deutsch: Der Leidensweg des Dichters Baudelaire, Berlin 1930): „Dem Heim der Seinen zog Baudelaire die Kaffeehäuser des linken Ufers vor. Er war fast nie zu Hause, oder aber, wenn er an den Empfangsabenden des kürzlich zum Kommandanten der Generalstabsschule ernannten Generals einmal erschien, verstand er es, sich durch beständige Sticheleien unangenehm zu machen. Herr Aupick runzelte die Stirn, Caroline zitterte. Mit einem Wort, seit einigen Monaten war ein neues Gewitter im Anzuge.

Im Laufe eines festlichen Diners brach es aus. Auf eine unschickliche Bemerkung des Jünglings hin gab ihm der General einen scharfen Verweis. Um den Tisch herum tiefes Schweigen. Baudelaire, gedemütigt, sprang bleich vor Wut auf und obwohl er außer sich war, sagte er höflich zu seinem Stiefvater: ‚Monsieur, Sie haben mir gegenüber schwer gefehlt. Dies verdient eine Zurechtweisung, ich werde die Ehre haben, Sie zu erwürgen.'

Der ruhige Ton, in dem diese Drohung ausgesprochen wurde, gab der ganzen Szene noch einen Schein von Überlegung und Wahnsinn zugleich, der die Gäste und den General selber in Bestürzung versetzen mußte. Aber schon machte der Rasende Miene, sich auf Aupick zu stürzen. Da ohrfeigte ihn dieser und Baudelaire hatte im Tumulte umgeworfener Sessel einen Nervenanfall." (S. 44.)

er mit den Wucherern ständig Verdrießlichkeiten hatte, mit seinem Vormund, mit der Mulattin Jeanne, warum er die Beute der Geschlechtskrankheit, des Opiums, des Alkohols wurde. Viele, oft sehr ernste Vergehen haben bei derartigen Kranken meistens keinen andern Zweck als den, sich für die Auflehnung gegen die väterliche Autorität eine Strafe zu sichern, für die Auflehnung gegen den Vater, den man einerseits haßt und verachtet, dem man anderseits aber, ohne es sich eingestehen zu wollen, seine Bewunderung zollt. So lagen die Verhältnisse sicher auch für Baudelaire, was seinen Stiefvater, ja vielleicht sogar, was Ancelle anbetrifft. Man fordert diesen Vater heraus, um ihn zu bekämpfen, dann aber auch, um diesen Haß, den man braucht, wenn man Baudelaire ist,

---

Wir geben hier eine weitere Stelle wieder, in der die Rolle der Schlagephantasien deutlich zum Ausdruck kommt:

„Aber das Folgende war noch unvorhergesehener: Von der Reise, an die Herr Aupick als erster gedacht hatte und die von den vorsichtigsten Bekannten allgemein gebilligt wurde, bringt Baudelaire eine einzige Erinnerung zurück, die einzige wenigstens, welche ihn augenblicklich verfolgt, ja sogar quält, die an eine Negerin, welche auf der Insel Mauritius ausgepeitscht wurde. Die Szene hatte ihn, wenigstens im Augenblicke selber, eher abgestoßen. Es handelte sich um eine öffentliche Züchtigung, welche von einem Pflanzer für einen geringfügigen Diebstahl verabfolgt wurde. Die Sklaverei war auf der Insel erst seit dem Jahre 1834 abgeschafft worden und die früheren Sitten lebten noch lange fort. Nun aber tauchten alle Einzelheiten dieses Bildes im Geiste des Reisenden wieder auf. Das Groteske paart sich mit der Grausamkeit und diese mit der Unanständigkeit. Aus dieser Zusammensetzung wächst eine späte, vergebliche Begierde, hartnäckig wie ein Nervenschmerz." (S. 62.)

Es liegt auf der Hand, daß Baudelaire nicht auf die Reise nach der Insel Mauritius gewartet hatte, um diese Schlagephantasie zu züchten. Schon längst hatte er es erreicht, „geschlagen zu werden".

wenigstens scheinbar zu rechtfertigen, diesen Haß, der zum Lebenszweck wird, in Wirklichkeit aber nur eine Fiktion ist. Man stürzt sich auf ihn, etweder um dem Eingeständnis einer schrecklichen Minderwertigkeit zu entgehen, dem Einbekennen seiner Schwäche, die man sich nicht verzeiht, oder um in einem künstlichen Kampf, der das Leben zersetzt, stark zu scheinen, oder um eine Angst, ein Unglück, deren man sich schämt, ableugnen zu können.

Eine tragische Komödie! Die Auflehnungen Baudelaires maskieren im Grunde genommen ein überfeines Empfindungsvermögen, das schamvoll sich zu äußern zögert, aus Angst vor dem Lichte und dem Lächerlichsein sich nicht zu behaupten wagt und das anstatt mit Kinderaugen zu lächeln, sich oft in Überspanntheiten, ja zuweilen sogar ins Verbrechen flüchtet. Das ist vielleicht bei manchen Exhibitionisten der Fall. Ihre neurotische Hölle besteht darin, eine strafbare Handlung begehen zu müssen: s i c h z u e x h i b i e r e n. Sie exhibieren sich, um entdeckt, gedemütigt, gestraft zu werden und dazu verdammt zu sein, ewig Mißerfolg zu haben. Der Fall Baudelaires weist ebensolche, wenn auch nur latente, Exhibitionstendenzen auf. Seine Gewohnheit, den Gegner mit paradoxen Argumenten zu entwaffnen, und sein Zynismus bezwecken wohl unbewußt nichts anderes, als den Schlag und Gegenschlag herauszufordern. Denselben Zielen dient seine Tendenz zur Unordnung und zur Lüge. Und ebenso hat der Dichter aus seiner Sprache ein allmächtiges Organ gemacht, um die Menschen bis ins Herz zu treffen. Dieses Organ ersetzt für ihn gewissermaßen ein „wundenschlagendes, seufzerlösendes Schwert“ ... Er erreicht durch sein Wort, daß das Herz von Millionen von Menschen rascher schlägt,

was sein großes Minderwertigkeitsgefühl kompensiert. Aber auch auf diesem übertragenen Gebiete benimmt er sich so, daß es zum Prozesse kommen muß, d. h. zur öffentlichen Verurteilung seiner Werke. Alles was er unternimmt, führt zu einer Art unfruchtbarer Unrast.

Betrachten wir in diesem Zusammenhange, wie Porché den Aufrührer Baudelaire darstellt:

Die ersten Schüsse der Februartage fielen auf dem Boulevard des Capucines; schon werden die Barrikaden aufgestellt. Was für ein Hasten und Jagen in der Nacht vom 23. auf den 24. im Herzen der alten Faubourgs. Bei Tagesanbruch steht ganz Paris in Waffen. Schon schlägt man sich in der rue de Valois, in der rue Saint-Honoré. Bugeaud wird überrannt. Der König, Louis Philipp, dankt, angsterfüllt, in seniler Nachgiebigkeit ab und flieht in einer Kutsche auf der Avenue de Neuilly, während die Revolutionäre die Tuilerien besetzen.

Wo ist indessen Baudelaire? Er steht auf der Seite des Aufstandes. Erinnerungen an Gelesenes, Erinnerungen an selbsterlebte Geschehnisse, Erinnerungen aus dem Jahre 1830 in Paris, aus dem Jahre 1834 in Lyon, stiegen ihm in den Kopf mit der unbedeutenderen an ein kleines Scharmützel lokaler und ökonomischer Natur, dem er 1844 auf der Ile Saint-Louis beigewohnt hatte, als das Pariser Volk sich gegen die Gesellschaft, welche an den Brückeneingängen eine Gebühr erhob, auflehnte und deren Büroräume plünderte.

Heute aber greift der Tumult weiter um sich. An der Ecke der Rue Buci plündert die Menge einen Waffenladen. Baudelaire gehört zur Rotte. Seine blutrote Krawatte zeigt seine politische Überzeugung. Er bemächtigt sich eines Gewehres und einer gelbledernen Patronentasche. „Ich habe mitgekämpft“, bemerkt er einen Augenblick später zu seinem Freunde Buisson, der sich zufällig dort befindet. Die Waffe und das Lederzeug sind sichtlich neu. Baudelaire übertreibt. Vielleicht hat er ein wenig zu viel Weißwein zu sich genommen. Auf jeden Fall haben die Kneipen in diesen Tagen der Gewalttätigkeit nicht gestreikt.

Der Dichter ist äußerst erregt. „Man muß den General Aupick erschießen", wiederholt er wie einen Refrain. Es handelt sich jetzt um nichts weniger als um politische Ideen. Was scheren ihn, selbst jetzt in dieser Minute, wo er in ihren Reihen steht, die Republikaner? Auch die Bürgerlichen interessieren ihn kaum. Beim bloßen Gedanken an das Gesicht, das Ancelle in diesem Augenblick schneiden muß, schüttelt er sich vor Lachen. Etwas anders noch beschäftigt ihn. In erster Linie sucht er in diesem Handgemenge Sensationen. Ist er nicht ein Künstler, ein Künstler, der in sein Notizbuch diesen fürchterlichen kleinen Satz geschrieben hat: „Ich verstehe, daß man eine Sache aufgeben kann, einzig um zu wissen, was man empfindet, wenn man einer anderen dient." Und anderswo: „In jedem Wechsel liegt etwas Niederträchtiges und Angenehmes zugleich, dem etwas von der Untreue und dem Flüchten anhaftet. Dies genügt, um die französische Revolution zu erklären." Dies, könnte man wenigstens hinzufügen, dürfte genügen, um die Beteiligung Baudelaires an der Revolution des Jahres 1848 zu erklären, gibt er uns in diesem Ausspruche doch gewissermaßen sein eigenes Gefühl preis.

Und wenn von den Straßen jener heiße Hauch weht, daß man die winterliche Brise nicht mehr spürt, wie könnte man mit einem so reizbaren, von den Betäubungsmitteln zerrütteten Nervensystem einem solchen Sturme widerstehen? Außerdem macht das Opium alles unwirklich, oder übertreibt das Geschaute. Einige Schüsse werden zu einem ununterbrochenen Gewehrfeuer. Die Barrikade ist riesengroß. Ein im Rauche erspähter roter Fetzen an einem Stockende wird zum gewaltigen Symbol. In den tiefsten Schichten der Seelen weben und erwachen Dinge, von deren Dasein man keine Ahnung hatte: das Bedürfnis, Rache zu üben, persönliche Rache zuerst, gewiß (man muß Herrn Aupick erschießen), dann aber auch anonyme, allgemeine Rache, die teuflische Lust der Zerstörung. (S. 121—123.)

Wir möchten hier auch die Schilderung jener Zeit wiedergeben, in der Baudelaire sich als Kandidat der französischen Akademie aufstellen läßt. (Es ist ihm natürlich nur gelungen, „geschlagen" zu werden.)

Baudelaire war also der Meinung, wenn es ihm gelänge, die Schwelle der Akademie zu überschreiten, würde das gegen ihn gehegte Mißtrauen auf der Stelle aufhören. Seine Überlegung war gewiß richtig, enthielt aber einen Zirkelschluß, denn dieses Mißtrauen war es gerade, welches jede Erfolgsmöglichkeit ausschloß.

Wie zu erwarten war, wurde anderseits die Kunde von der Kandidatur des Verfassers der „Blumen des Bösen" für den Fauteuil Scribe in den literarischen Kreisen und Kaffees, sowie von der kleinen Presse mit Zetergeschrei und Witzen aufgenommen. Baudelaire wurde als ein Abtrünniger, der aus dem Lager der Unabhängigen in das der Offiziellen überging, beschimpft und verhöhnt. Baudelaire antwortete Flaubert, der aus seiner Abgeschiedenheit in Croisset diesen unüberlegten Streich mißbilligt hatte: „Wie, haben Sie nicht erraten, daß Baudelaire bedeutete: Auguste Barbier, Théopile Gautier, Flaubert, Leconte de Lisle, das heißt: reine Literatur?"

Kurzum, im Monat Dezember begann der Dichter seine Besuche zu machen, und zwar zu Fuß, wie er sagt, und „zerlumpt". Aber hüten wir uns, diesen letzten Ausdruck wörtlich zu nehmen. Baudelaire war immer sehr sorgfältig, ja gewählt gekleidet. Erst zwei, drei Jahre später begegnete man ihm manchmal in schäbigen Kleidern. Aber auch dann noch, ja selbst im äußersten Elend, ließ er vom Luxus der weißen, makellosen Wäsche nicht ab.

Mehrere Akademiker wichen ihm aus. So war es ihm unmöglich, Ponsard anzutreffen, für den ihm Asselineau einen Einführungsbrief mitgegeben hatte. Ebenso wenig Glück hatte er mit Legouvé, de Sacy, mit Saint-Marc Girardin, er traf nicht einmal Prosper Mérimée, obwohl er ihn persönlich kannte.

Villemain, der ständige Sekretär der Akademie, empfing ihn von oben herab. „Ich habe nie irgendwelche Originalität besessen, mein Herr", soll er zum Kandidaten gesagt haben. Worauf der andere, nicht ohne Heimtücke erwidert haben soll: „Mein Herr, was wissen Sie davon?" Vom Besuche bei Viennet brachte er folgende berühmt gewordene Definition mit: „Es gibt nur fünf Gattungen der Poesie, mein Herr, die Tragödie, die Komödie, die epische Poesie, die Satire und die leichte Dichtungsart, zu der die Fabel

zählt, in der ich Meister bin." Aber ist dies alles authentisch?

Henri Patin, der Latinist, war sehr liebenswürdig. Ebenso Sandeau, für den ihm Flaubert eine Empfehlung mitgegeben hatte. In den von Sandeau an den Dichter gerichteten Worten liegt indessen nicht wenig (wohl unfreiwillige) Ironie: „Vielleicht, vielleicht gelingt es Ihnen, in der Wahl für den Fauteuil Lacordaire die Stimmen einiger Protestanten zu ergattern."

Baudelaire hatte in der Tat die seltsame Idee gehabt, auf die Kandidatur für den Fauteuil Scribe zu verzichten, um sich um den Fauteuil Lacordaire zu bewerben. Für diese zum mindesten unerwartete Wahl gab er folgenden Grund an: „Lacordaire ist ein Priester der Romantik und ich liebe ihn." Dieser Grund war aber selbst denen unannehmbar, die dem Dichter das größte Wohlwollen bekundeten (ich meine natürlich seiner Person, denn seine Kandidatur nahm niemand ernst). Man sah darin nur eine neue Exzentrizität.

Sainte-Beuve, ein schwankender Charakter, der aber über eine glänzende Intelligenz verfügte, war diesmal sprachlos: Wie konnte ein Mann wie Baudelaire, dessen Überlegenheit keinem Zweifel unterlag, mit 40 Jahren noch solche Eseleien begehen? Diesem durchtriebenen Kritiker, der vor der Autorität, der Hierarchie eine hohe Achtung besaß, und der in der Kunst, die Einflüsse abzuwägen, sehr erfahren war, mußte ein solches Verkennen der sozialen Beziehungen, ihrer Regeln, ihres Spiels und ihrer Handhabung unverständlich sein.

Für soviel Einfalt gibt es in der Tat nur eine Erklärung: Baudelaire kannte von der Gesellschaft nur einen kleinen Zipfel: die Bohème.

Als Sohn bürgerlicher Eltern hatte er schon in seinem frühesten Alter mit der Gesellschaft gebrochen. Er war ein Dandy, aber nicht ein Dandy der Salons wie Musset, sondern eher ein Dandy der Kaffees, der Restaurants, der Ateliers, der Kasinos und der verrufenen Häuser.

„Onkel Beuve" hatte am Anfang, freilich ohne sich zu kompromittieren, seinem „teuren Kinde", das in dieses tolle akademische Unternehmen verwickelt war, einen Beweis seiner zärtlichen Besorgnis geben wollen. Bei dieser Ge-

legenheit hatte er in einer Art von Übersicht der verschiedenen Kandidaturen, die am 20 Januar 1862 im „Constitutionnel“ erschien, Baudelaire jenen bekannten Paragraphen gewidmet, in welchem von Kiosk und Kamtschatka die Rede ist. Aber jetzt beging der Kandidat, dem er die Ehre erwiesen hatte, seine Ansprüche öffentlich zu verteidigen, eine große Ungeschicklichkeit, indem er sich, er, der Verfasser „der Blumen des Bösen“, für den Fauteuil Lacordaires bewarb! Man mußte es bei diesem Phantasten durchsetzen, daß er sofort dem ständigen Sekretär der Akademie seine Verzichtleistung anmeldete. Am 9. Februar schrieb Sainte-Beuve an Baudelaire: „Lassen Sie die Akademie so, wie sie ist, viel mehr erstaunt als chockiert, und verletzen Sie sie nicht, indem Sie Ihren Versuch anläßlich eines Toten wie Lacordaire erneuern.“ Dieser Ton seitens des weibischen Sainte-Beuve war der einer Drohung. Der Dichter täuschte sich nicht darüber. Ohne weiter darauf zu beharren, sog er sich vom Kampfplatze zurück.

Einer ersten Regung folgend, die ihm eigentümlich ist, und um sich zu rächen, beabsichtigte er dann, über den Geist und den Stil des Herrn Villemain, „diese seelenlose Mandragora“ einen Artikel zu schreiben, von dem man nach seinem Tode einen Entwurf in seinen Papieren gefunden hat. Dieser Plan eines Artikels ist sogar so weit ausgeführt, daß man sich fragte, was Baudelaire zurückhalten konnte, ihn zur Veröffentlichung zu vollenden. In einer Stunde wäre die Sache erledigt gewesen. Wollte er sich, nachdem er sich die Sache überlegt hatte, doch die Zukunft offenhalten?

Aber der unheilbarste Schaden im bittern Schicksal Baudelaires bestand darin, daß selbst sein Denken, der schöpferische Geist, auf den er so stolz war und der ihn unsterblich machen sollte, gezüchtigt worden war. Sein Gehirn war der Gehirnsyphilis verfallen, der klaffenden Wunde einer physischen und seelischen Kastration. Aber schon vor diesem letzten Untergang war sein Denken gezeichnet. Wir haben uns bereits weiter oben über die Hemmung Baudelaires geäußert, wir haben aber dabei nicht Zeit ge-

funden, auf eine andere Selbstbestrafung, auf ein Versagen einzugehen, die sein Geistesleben treffen: auf die Lüge im Leben Baudelaires.[1])

Wir können begreifen, von welch absoluter Leidenschaft, einer Leidenschaft, die zur Qual werden konnte, und die selbst vor der Selbstaufopferung nicht zurückschreckte, seine Wahrheitsliebe beseelt war. Er hat bewiesen, welch heroischer Selbstverleugnung er fähig gewesen, wenn es galt, für das, was ihm wahr und recht erschien, einzustehen. Und trotzdem wird er nie dazu kommen, diese Wahrheit — die auch ein Ideal, auch eine Mutter ist — je zu erfassen. Er müß lügen, ob er will oder nicht, aber dieser Drang zur Lüge, der ihn sogar dazu treibt, gegen sich selbst unwahr zu sein, zeigt sich nach dem vorher Gesagten in einem völlig anderen Lichte. Die Wahrheit spontan und direkt zu äußern wird für dieses subtile und gequälte Gewissen zum Äquivalent einer Inzesterfüllung, und gerade da, wo er es mit seinem „*bon sens*“ hätte tun können. Ich glaube auch nicht, daß man in dieser Beziehung zufällig von „*bon sens*“ spricht. In den Fällen, in denen die normale Sexualität verdrängt wird, ist der „gesunde Menschenverstand“ dazu verurteilt, sein Ziel mehr oder weniger sichtbar zu verfehlen, und zwar je nachdem es dem Individuum gelingt, diese schreckliche Minderwertigkeit zu maskieren. Das Denken drückt sich nur in gewundener Form aus und darf sein wahres Gesicht nur durch eine mehr oder minder poetische Symbolik hindurch zeigen. Die wahre, wirkliche Gedankenwelt, gleichsam eine im Feuerkreise gefan-

[1]) Siehe R. Laforgue: „*L'imagination et ses troubles*“ in „Le Temps“ v. 27. XI. 1930 und E. Dupré: „*Pathologie de l'imagination et de l'émotivité*“, Paris, Payot, 1925.

gene Walküre, offenbart sich nur, wenn man durch dieses Produkt der Zensur hindurch zu lesen versteht.

Meistens tritt die Lüge bei dieser Art von Kranken offen zutage. Sie zeichnen sich durch eine Ausdrucksweise aus, welche um der von ihr ausgehenden starken Imagination willen wirkt, durch eine Sprache, die aber in bezug auf die Tatsachen an den Problemen vorbeigeht. Der Autor verbietet es sich selbst, das Problem zu lösen und bemüht sich vergebens, zum wirklichen Verständnis der Dinge vorzuschreiten. Der ganze Wirbelwind von Ideen läuft auf ein unfruchtbares Sichquälen hinaus, es irrlichtert in der Phantasie eines Mythomanen. Wir berühren hier eine besonders tragische Seite gewisser Existenzen, deren Denken nicht über den „Saum" der Erkenntnis hinauskommt, obwohl es ständig um die ihm unzugängliche Wahrheit kreist. In diesem Zusammenhange muß daran erinnert werden, daß die „*Fleurs du Mal*" zuerst „*Les Limbes*" (der Saum) heißen sollten.

Es ist bekannt, daß Baudelaire oft bei offener Lüge ertappt wurde, daß er sich häufig in offensichtliche Widersprüche verstrickte.

Um aber zu verstehen, welcher Grad des Verfalles durch diese Bestrafung des „*bon sens*" erreicht werden kann, muß man sich das Verhalten der Schizophrenen in Erinnerung rufen. Man findet unter ihnen Kranke, die jede Möglichkeit verloren haben, sich in einer normalen Sprache auszudrücken. Die Inkohärenz ihrer Rede, das Gansersche Symptom, gewinnt nun von unserem Gesichtswinkel aus gesehen eine ganz besondere Bedeutung; das gleiche gilt auch von dem Faktum, daß sie unmöglich aus eigenen Kräften dem Abgrund, von dem ihr Denken verschlungen

wird, entrinnen können. Es liegt aber nicht in unserer Absicht, hier auf das Problem der Beziehungen zwischen Genie und Irrsinn näher einzugehen, wir kehren zu den Symptomen Baudelaires zurück.

Dichtung als archaisches Erbe

Von Walter Muschg

Aus „Imago, Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie, ihre Grenzgebiete und Anwendungen", herausgegeben von Sigm. Freud, Jahrgang XIX, 1933.

Ein Kind wächst auf in dieser Welt, den Eltern vertrauend, Nahrung und Spiele genießend, der Menschen und des Lichtes froh. Eines Tages zum erstenmal, dann immer öfter und unzweifelhafter wird es die schwankende Fragwürdigkeit des Menschendaseins schmecken: die Nähe von Schmerz und Tod, die blutig brutalen Zwecke hinter dem freundlichen Anschein der Welt. Es stehen seit alters die Tore offen, in die der zur Reife erwachende Mensch sich vor dem Grauen der Erkenntnis retten kann. Das offenste und einladendste von allen ist in Europa seit dem Zerfall der Kirche die Kunst.

Ein Mensch hat sich, dieser breiten Straße folgend, dem liebhaberischen Genuß, der wissenschaftlichen Erforschung der Literatur, vielleicht sogar der Schriftstellerei ergeben (von den Schöpfern im strengsten Sinn ist hier nicht die Rede). Was wird er darin suchen und willkommen heißen? Eben die keusche Reinheit und Gefahrlosigkeit des Lebensaspekts, deren Fehlen in der Realität ihn so tief zurückschreckte und in das Reich der Phantasie hineintrieb. Kunst und Dichtung, so verstanden, sind herrliche Zufluchtsorte vor der grausam handelnden Welt, die schönste Entschädigung für das verlorene Paradies. Kein Wunder, daß sie so fanatisch als das Reich des Schönen, des Maßes, der sichtbaren Harmonie gepriesen werden; immer wieder haben ganze

Epochen in diesem unschuldigen Glanz das einzige Recht der Dichtung gesehen. Aber er ist nur das Idol einer neuen Unwissenheit, die Kulisse einer höheren Unreife. Auch hier wird einmal das Erwachen unabwendbar sein. Nur daß sich dieser Bruch selten im Rahmen des Einzellebens, — man denke an Tolstoi, — meist im größeren Zusammenhang der allgemeinen Entwicklung vollzieht, als Revolution eines Zeitstils, die, wenn sie tief greift, aus einer solchen Umdeutung der Kunst selber hervorgeht. Dann bricht die tröstliche bessere Welt, das Elysium der blut- und schreckenlosen Beseligungen, das eine ganze Epoche in der Dichtung besaß, als eine bloße Wunschgewißheit unversehens so gänzlich zusammen, daß die Neuerer gar nicht begreifen, was mit ihr verloren gehen soll, während die Alten den Sinn ihres ganzen Daseins angegriffen sehen und den Künstlern, wie politischen Rebellen, mit Gewehrläufen drohen. So stehen heute die Dinge — teilweise schon im Bewußtsein des Publikums, dem die sichere Freude an Theatern, Konzertsälen, Galerien vergällt ist, und ausnahmslos im Geist jener wenigen, auf denen das Schicksal der Kunst zu jeder Zeit geruht hat. Die meisten von ihnen haben schon bezeugt, daß sie den Glauben an jene unverbindliche Idealität der Kunst nicht teilen, daß ihn nach ihrer Meinung stets nur die abgeleiteten Talente vertreten haben. Es ist der Standpunkt, von dem wir hoffen, daß ihm die Zukunft gehöre.

Blickt man unvoreingenommen, nicht durch die Brille des nachklassisch-bürgerlichen Historikers auf die Geschichte der Literatur zurück, dann befällt einen zunächst ein Staunen über die Verschiedenartigkeit der Phänomene, die in den kursierenden

Handbüchern unter dem gleichen Titel verarbeitet werden. Es ist da ein biederes Neben- und Nacheinander von Lebensläufen und Leistungen, eine Bilderbuchlandschaft für erwachsene Leute, die wahrhaftig verdient, eine Welt für sich zu heißen. Das Lebensgeräusch dringt nicht in den abgeschlossenen Raum dieses Pantheons, dieser stil- oder geistesgeschichtlichen Wandelgänge, in denen ein kultivierter Mann nach getanem Lebenswerk, eine geistvolle Dame der Gesellschaft sich heimisch fühlen können wie nirgends sonst. Ein wirklicher Dichter, die Geburt eines echten Kunstwerkes sehen freilich so völlig anders aus, daß die Verfasser dieser Lehrbücher und ihre Leser ahnungslos an ihnen vorübergehen, sofern sie ihnen je begegnen. Zieht man einen Faden aus dem malerisch komponierten Teppich der geschriebenen Historie, geht man einem ihrer Fakten, dann einem zweiten, dann vielen in die realen Voraussetzungen nach, so verändert sich das Bild unabsehbar. Es wird zu einem Konglomerat von ungelösten, weil unlösbaren Problemen, ja von finster erregenden Katastrophen, denen nur die geschichtliche Einreihung das Entsetzliche, Aufwühlende, Moral und Gesellschaft Aufhebende nehmen kann. Wo hängt in der Wirklichkeit der furchtbare Kriminalfall von Kleists Selbstmord am Wannsee mit Hebbels Untreue an Elise Lensing, mit der Pathologie von Flauberts Einsamkeit oder Dostojewskis Martergram zusammen? Noch rätselhafter ist, welche wechselnden Funktionen die Dichtung in der Geschichte erfüllt hat: Dionysosfeier und Ahnenkult der attischen Tragödie, — wer wagt zu sagen, daß er dies versteht, — Vagantengesang der mittelalterlichen Volksepik, provençalische Minnelyrik, die luxuriösen Spiele in Rokoko-

Schlössern: wie läßt sich dies alles in einem Atem nennen? Ist der Name Dichtung Band genug dafür? Muß er nicht reißen, wenn man ihn über solche Berge und Abgründe der Fremdartigkeit spannt? Am merkwürdigsten aber kontrastiert der Gehalt, die Substanz der Dichtung mit der geltenden Meinung von ihr. Es wäre nicht möglich, daß die Extravaganz jeder neu auftretenden Dichtergeneration als abscheuliche Tempelverunreinigung abgelehnt würde, wenn nicht ein so einseitiges Vorurteil über die Dichtung in Kraft stünde. Ich meine, jeder vollsinnige Mensch, den man mit den großen Werken der Weltliteratur ohne viele Phrasen bekannt macht, müßte umgekehrt Ekel und Aberwillen vor so viel Blut, Verbrechen, Wollust und Perversität empfinden. Vergewaltigung, Blutschande, Flucht vor dem Doppelgänger, Aufruhr gegen Gesetz und Sitte, ein grelles Überschreiten aller Grenzen, dessen geringste Anzeichen in der Realität mit allen Machtmitteln der Justiz, des Staates, der sittlichen und geistigen Autorität unterdrückt werden, sind das tägliche Brot und Handwerkszeug der Dichtung. Wer diese nächtige Seite an ihr einmal gewahrt hat, fragt sich im Ernst, wie es möglich ist, daß ehrliche Männer seit langem mit Vorliebe solchen Greuel und Wahnsinn registrieren, ohne ihn ganz abnorm zu finden. Wer näher zusieht, bemerkt allerdings rasch, daß dieses Dunkel von der Geschichtsschreibung mit absichtlicher oder unbewußter Konsequenz an die Peripherie geräumt, in ästhetischen oder moralischen Bann getan oder verschwiegen wird. Der Psychologe erkennt überdies, daß sich in der beliebten Herabsetzung des einen Dichters gegen den andern — etwa Kleists gegen Goethe, Goethes gegen Schiller — viel unbewußter Haß gegen den

Dichter schlechthin verrät. Es gibt kaum einen großen Schöpfer, der in der Literaturgeschichte nicht schon geschmäht oder von einem andern Stilideal her verkleinert worden wäre. In der ganzen Kleist-Literatur spielt Goethe die Rolle des verständnislosen olympischen Bonzen, den Aposteln Weimars sind die Romantiker ein Literatengelichter geblieben, für die Hölderlin-Forschung ist Schiller der Widersacher des lyrischen Genies. Wir verstehen nur schwer, welche glückliche Norm öffentlicher Übereinkunft die Historiker gehindert hat, eine so unsaubere Materie fahren zu lassen, ja sie vielmehr in Stand setzt, sie volksbildend und erhebend zu finden. Wir verstehen es deshalb nicht, weil wir in diesen Hintergründen nicht mehr bloß peinliche Begleitumstände, sondern das Wesen der Sache sehen.

Ein großes Beispiel für die befremdliche Natur des Dichters ist Österreichs Klassiker: Franz Grillparzer. Wenige haben sie so sorgfältig und erfolgreich verhüllt wie er, bei wenigen widerspricht die tiefere Erkenntnis ihrer Gestalt so deutlich der Legende, die von ihnen umgeht. Das biographische Märchen weiß hier von dem ängstlichen Untertan Metternichs, dem verbitterten Archivdirektor zu erzählen, der von Zeit zu Zeit der unerträglichen inneren Spannung in Unbotmäßigkeiten gegen Vorgesetzte und Obrigkeit Luft verschafft: wer schlöße jedoch daraus auf der „Phantasie verworrne Riesenträume", die in seinem Werk gestaltet sind? Dies Werk selbst zerfällt wieder in zwei Sphären, die den Zwiespalt des Lebens in der dichterischen Ebene wiederholen: in einen Traum von unendlicher Schönheit und Schmerzverklärung, — „Sappho", „Des Meeres und der Liebe Wellen", — der Grillparzer berühmt gemacht hat,

und eine Vision sinnraubenden Grauens und lähmender Gefahr, — „Ahnfrau“, „Das goldene Vließ“, „Ein treuer Diener seines Herrn“, — vor der man erst begreifen lernt, aus welchen Quellen jene kristallische Flut von Wohllaut und Schönheit entsprang. Es ist kein Zufall, daß Grillparzers größtes, mythisches Werk, „Das goldene Vließ“, in der öffentlichen Schätzung so weit hinter seinen lichteren Träumen zurücksteht. Seine Medea läßt sich als erotische Wunsch- und Schreckgestalt nur mit Kleists Konzeptionen vergleichen, der Name Liebe reicht nicht zu für die Gefühle, die um sie entfesselt sind. Ihre Heimat Kolchis: ein giftiger Zauberboden, ein Acheron, wo unter einer Falltür in der Erde das von der Schlange bewachte Vließ mit Verderben droht. Dieses Vließ: bei allem Glanz eine ganz irreale Scheußlichkeit, Hände verbrennend, mit Blut besudelnd. Medea zeigt dem Geliebten den Weg zu ihm.

Medea (wild lachend).

Bebst du? Schauert dir das Gebein?
Hast's ja gewollt, warum gehst du nicht?
Starker, Kühner, Gewaltiger!
Nur gegen mich hast du Mut?
Bebst vor der Schlange? Schlange!
Die mich umwunden, die mich umstrickt,
Die mich verderbt, die mich getötet!
Blick hin, blick's an, das Scheusal,
Und geh und stirb!

Jason.

Haltet aus, meine Sinne, haltet aus!
Was bebst du, Herz? Was ist's mehr, als sterben?

Medea.

Sterben? Sterben! Es gilt den Tod!
Geh hin, mein süßer Bräutigam,
Wie züngelt deine Braut!
— — — — — — — — — — — —
Kein Götterauge seh es,
Dunkel hülle die Nacht
Unser Tun und uns!

Jason erholt sich nicht von dieser Tat, das Erbeben darüber bleibt in ihm, ohne daß er Worte dafür fände; er beschwört nur die Zauberin, von den wilden Bräuchen ihrer Heimat abzulassen, und zieht sie mit sich in sein helles Griechenland. Sie folgt ihm widerstrebend, sie gräbt bei der Ankunft ihr „Blutgerät“, die Requisiten ihrer Macht in die Erde — dorthin, wo auch das Vließ hätte bleiben sollen, da es offenbar mit schwarzem Stab und rotem Schleier eines Sinnes ist: ein Attribut des Weibes als Dämon. Dennoch ist das Unheil unvermeidlich. Die zaubernde Geliebte, die in ihrer Heimat dem Räuber als ein Lichtstrahl im Finstern erschien, steht in der hellenischen Tageshelle ganz dunkel da. Sie ist in Nacht und Graus gewonnen, die Menschen Korinths begegnen ihr mit Abscheu — aber nur ihr; den Jason nähmen alle auf, wenn er sie von sich täte. Und dieser sucht sie loszuwerden, verleugnet sich in ihr, der Geschwächten, Betrogenen — welcher Alptraum von Schuld, welche Mystik der Liebe. Der Mann ein Opfer der Verführung: dies ist Grillparzers besondere Wendung des Mythus. Sein Jason wendet sich von Medea, die nicht die Leier spielen, nur jagen, Spieße werfen und Tränke mischen kann, der Jugendgeliebten Kreusa zu: der Unberührten, Nie Befleckten, Reinen... Ist nicht dies alles erregender, vielsagender als Medeas rächender Kindermord? Wie wird diese Sphinx über die Grenze zwischen Nacht- und Tagwelt hin- und hergezogen, wie schön und furchtbar zugleich verkörpert sie die Unterwelt, mit der man nicht in Frieden leben kann. Der Wurm in der Höhe blinkt Jason aus ihrem Auge entgegen. „Und nur mit Schaudern nenn ich sie mein Weib.“ Wer sieht nicht die Ähnlichkeit dieses drachenhaften

Urweibes mit Brünhilde vor und nach der Bändigung? Wer nicht den Zusammenhang solcher Bilder mit den Entscheidungen, die Grillparzers Leben bestimmten: dem Gram über den Selbstmord der Mutter, mit der er zusammenwohnte, dem unerhörten Verzicht auf die schöne Kathi Fröhlich, die er als seine ewige Braut neben sich verwelken ließ?

Die Wahrheit ist: fast niemand sieht diese, niemand will es sehen oder mag es gelten lassen. Die unheimlichen Mysterien des Argonauten-Zyklus — um nur von ihm zu reden — sind aus dem Antlitz Grillparzers, das der Gebildete kennt, wie fortgewischt. Sie haben keinen wesentlichen Anteil an seinem Ruhm und seiner Gestalt. Dies rührt von jener Übereinkunft her, auf Grund deren die Kunst in der Zivilisation als ein Hort der Beruhigung, des Schönheitsgenusses gilt. Sie ist der zauberhafte Ersatz für die amorphe, bedrückend mit Häßlichkeit vermischte Realität. Was heißt das aber anders, als daß die Kategorien einer als unerträglich empfundenen Wirklichkeit, wenn auch gegensätzlich, auf sie übertragen werden? Ihr ganzes Anderssein soll in der Abwesenheit jener Kategorien bestehen. Sie wird also indirekt, unbewußt durch die Bewertung der außerkünstlerischen Wirklichkeit bestimmt. Sie wird nicht dem Namen nach, aber faktisch an dem Realitätsbegriff gemessen, den man in ihr außer Kraft sehen will. Das ist eine rein negative, unschöpferische Bestimmung der Kunst. Man darf sie nicht einfach verlogen nennen, da ihr die Tragödie einer Epoche zugrunde liegt. Sie hat aber, wegen ihrer Unreife und Blindheit, zur Folge, daß auf den Bahnen der Verdrängung jener selbe Realitätsbegriff gleichwohl alle Urteile über die Dichtung trägt. Sie ist mit ihrer

Leere auch schuld daran, daß die lebendige Beziehung zwischen Kunst und Gesellschaft seit langem so heillos zerfällt. Denn dieser Begriff von Wirklichkeit ist seinerseits falsch. Es ist der platt rationale, utilitarische Naturalismus, der die moderne Welt verseucht und ihr zum vornherein den Zutritt in die Sphäre der großen Dichtung verwehrt. Nur die konventionelle Schätzung der Kunst, die wieder ihre besondere Geschichte hat, verhindert die Wahrnehmung dieser Tatsache und versucht statt dessen, an den künstlerischen Leistungen für sich zu retten, was zu retten ist. Was die Größe von Kunst und Dichtung ausmacht, läßt sich vom Standpunkt des neuzeitlichen Naturalismus nicht erkennen, geschweige denn rechtfertigen. Ihm muß, was den Dichter am tiefsten bewegt, absurd oder monströs erscheinen. Die Aufnahme fast aller ursprünglichen Gestaltungen durch das Publikum und seine Kritiker, das äußere Los der Dichter zeigt es kraß genug. Eine Zeit des triumphierenden Materialismus, der moralischen Sekurität sichtet den Dichter notwendig aus einer falschen, feindlichen Perspektive. Sie schätzt seinen Wert am Maßstab des Intellekts, der politischen Vernunft und Humanität, der bestenfalls seinen Wirkungen angemessen ist. Goethes Bild hat darunter bis zur grotesken Verzerrung gelitten.

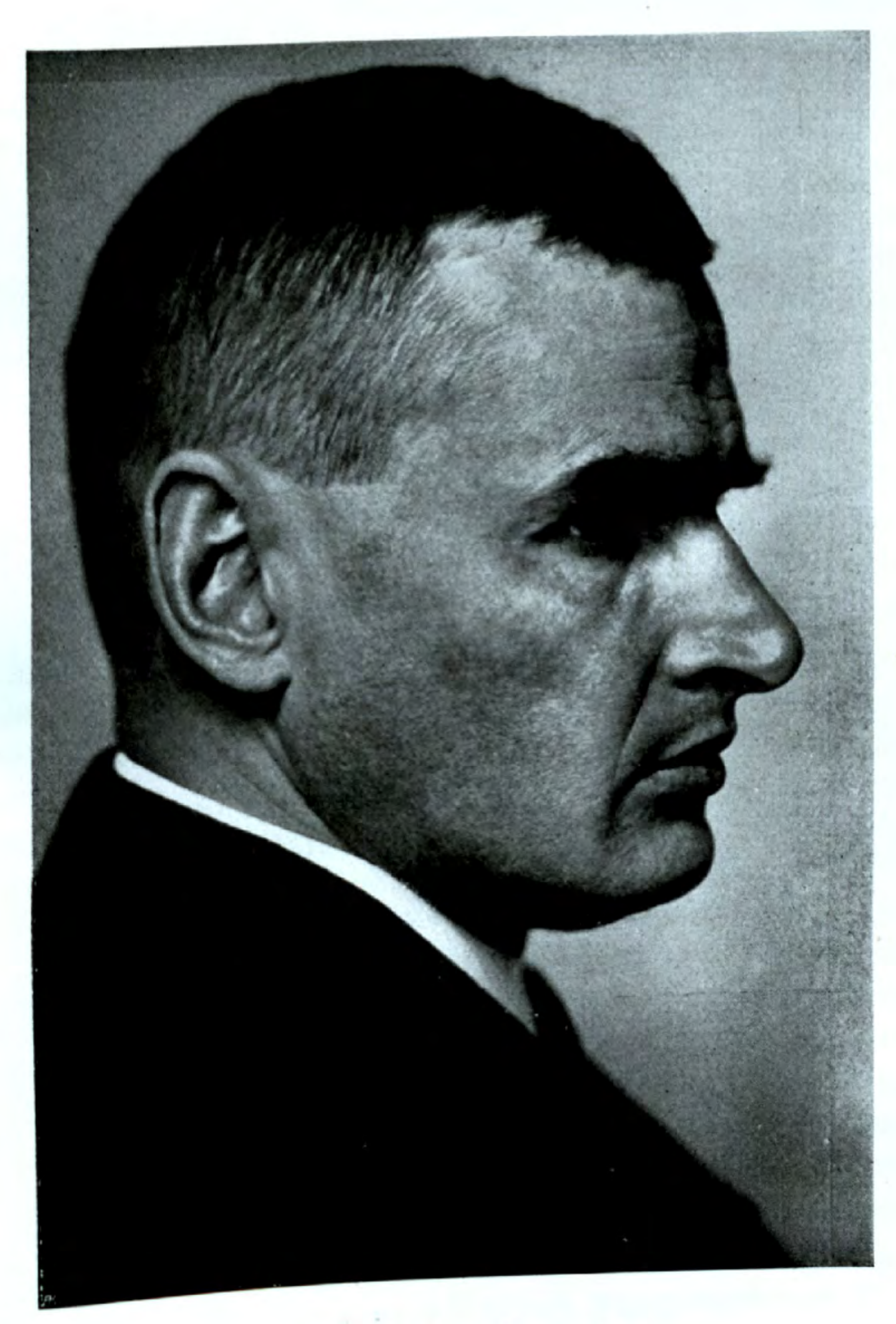
Dichtung hat mit dem modernen Begriff von Realität nichts zu schaffen. Ihr Gehalt ist in einer ganz andern Weise konkret, als der Mensch von heute und gestern glaubt. Der Vernunftmensch nimmt die Handlung eines klassischen Dramas für ein zwar erfabeltes oder phantasievoll verfärbtes, im Grund aber in seinem Sinn reales Geschehen. Die preußischen Offiziere der Louisen-Zeit sabotieren die Aufführung

des „Prinzen von Homburg", weil in dem Stück ihre Standesehre durch die Todesangst des Helden angetastet sei; die Schweizer begeistern sich an „Wilhelm Tell", dessen Sentenzen sie für die Wahlpropaganda benützen; der österreichische Kaiser versucht Grillparzer den „Treuen Diener seines Herrn" abzukaufen und als Manuskript aus der Welt zu schaffen, weil er das Werk als politisch gefährlich taxiert. Dies alles sind Episoden aus der Wirkung von Kunstwerken auf die Außenwelt; sie berühren sich nirgends mit dem Wesentlichsten der Werke, mit dem Geheimnis ihrer Entstehung. Und doch zeigt schon der formale Anblick etwa eines klassischen Dramas die Irrealität seines Gehalts. Seine Jamben, seine Monologe, sein Beiseitesprechen, die Personen, die nicht sehen und hören, wie zwei Schritte abseits ihre Ermordung ausgemacht wird: dies alles ist nicht real, sondern Spiel, es ist einer Mozartschen Spieloper verwandter als unserer Wirklichkeit. Dennoch benimmt sich im gegebenen Augenblick der Theaterbesucher oder Ästhetiker ganz so, wie wenn hier Realitäten zu würdigen wären, weil ihm jedes Unterscheidungsvermögen in dieser Richtung verloren gegangen ist. Er weiß nicht mehr mit dem Blut, was das heißt: Verwandlung, Spiel, und trägt einen trostlos verkehrten Ernst in das Ereignis hinein, der teils zu schwer, teils noch viel zu sorglos ist. Selbst wenn die Aufführung von Grillparzers Bancban-Tragödie einen österreichisch-ungarischen Krieg veranlaßt hätte, wäre dadurch nicht das Geringste über die Entstehungsmöglichkeit des Stückes ausgesagt gewesen. Der Krieg wäre irrelevant gewesen im Vergleich zu der verborgenen Tatsache, daß Grillparzer in der Bancban-Handlung ein weiteres ungeheuerliches

Gleichnis seiner eigenen Existenz geschaffen hat. Auch sie ist einer der verworrnen Riesenträume, in denen er Schuld und Sühne seiner Seele in geisterhafter Vergrößerung durchlebte. Die ganze Reihe seiner geschichtlichen Tragödien, zum Stolz und Rückhalt eines staatlichen Systems geworden, steht, wie das Werk jedes anerkannten Dichters, in diesem Doppellicht: sie ist die welthistorische Projektion von Konflikten in des Schöpfers Brust. Wer dieses gewaltige Schauspiel wahrhaft verstehen will, wird seine öffentliche Seite den klatschenden oder pfeifenden Theaterbesuchern überlassen. Er wird die unermeßlich ragenden Strahlenbündel der Dichterphantasie an ihren Brennpunkt zurückverfolgen und ihr geheimes Urbild in der Seelenkammer des Schöpfers suchen. Was dort draußen Wirkung war, ist hier Ursache, was dort Stoff, hier Erregung, was dort der Soziologie, der Weltgeschichte angehört, fordert hier, im Innern, Psychologie.

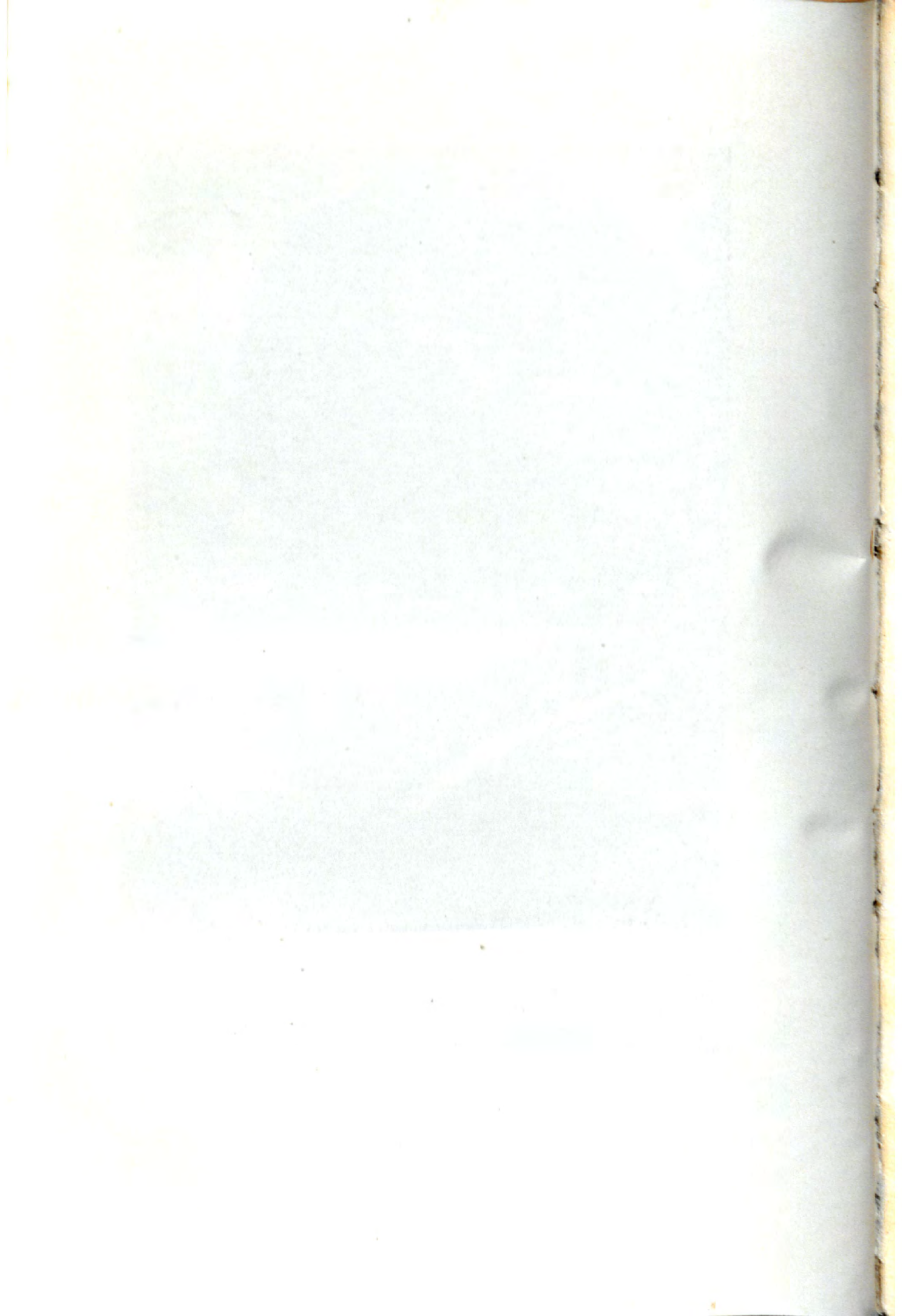
Die herrschende Meinung wehrt sich aufs äußerste gegen eine solche Umkehrung der Dinge, die den schöpferischen Menschen und sein Tun als das Erstgegebene nimmt. Tatsächlich muß sie die populäre Auffassung über den Dichter zerstören. Denn sein Weg durch die Geschichte, die Summe seiner sittlichen Wirkungen auf den Einzelnen und auf die Nation, also eben jene Brauchbarkeit, die man ihm zuschreibt, stellt sich, soweit sie nicht rückstrahlend sein Schaffen beeinflußt hat, als eine Erscheinung zweiten Ranges dar. Es entspricht dieser Überzeugung, daß sich in der Betrachtung der Kunst heute ein soziologischer Gesichtspunkt von einem psychologischen abspaltet — die Sauberkeit der Forschung kann von dieser Trennung nur gewinnen und setzt

das primäre Phänomen für den Sehenden desto klarer ins Licht. Diese primäre Erscheinung liegt in der Hervorbringung des Werks durch den Dichter: in einem Geschehen, einem nie ganz zu durchschauenden Prozeß, während für den, der nur die Wirkungen betrachtet, das Vorhandensein des Werks die selbstverständliche Voraussetzung ist. Tatsächlich gerät also auch der Begriff des Werkes für uns in wunderbare Bewegung. Nicht das Werk allein oder der Dichter allein, sondern das Zusammenbestehen beider ist das Urphänomen: die Bewegung des Dichters selber. Das Schöpferische, nicht die öffentliche Meinung über seine Vorzüge und Schwächen steht uns in Frage. Es gibt kein wichtigeres geistiges Problem als dieses, aber auch kein gefährlicheres. Zu viele Interessen, die mit dem Urphänomen Dichtung nichts zu schaffen haben, aber sich auf seine Wirkungen beziehen, werden durch die Unterscheidung betroffen — man denke allein an die Schule, die Staatsraison. Ob die neue Auffassung sich durchzusetzen vermag, ob dieses oder das kommende Jahrhundert ihre Vorstellung von der Problematik des Dichters bis zu jener Ursprünglichkeit revidieren werden, die wir in früheren Zeiten ganz offensichtlich und erschütternd in Kraft sehen, ist nicht vorauszusagen. Die konventionelle Übereinkunft über das Wesen der Kunst wurzelt so tief, die Überzeugung von der vernünftigen Grundlage des Daseins und also auch der künstlerischen Gestaltung gibt sich so unantastbar, daß wir alle — die Gegenwart beweist es — weit eher in Klagen über die unaufhaltsame Rationalisierung und Entzauberung der Erde ausbrechen, als daß wir uns zur Erkenntnis vom Vorhandensein des Wunderbaren bekehren ließen. Jeder schärft seinen Blick



Dr. Philipp Sarasin

Basel



bereitwilliger für das rettungslose Verschwinden alles altertümlichen Menschheitserbes als für die Unbegreiflichkeit der Dichtung, obschon, wenn die Technik wirklich den Sieg erringt, den alle fürchtend oder hoffend kommen sehen, die Zukunft mit demselben Kopfschütteln die Existenz von Dichtern im zwanzigsten Jahrhundert feststellen wird, mit dem wir heute von Menschen lesen, die Götterbesuch empfingen oder vor Sauriern fliehen mußten. Niemand wundert sich darüber, daß es heute noch Dichter gibt, keiner weiß, was das in Wahrheit bedeutet.

Die Kunst steht in einer uralten Tradition. Nichts, was wir in der Buntheit der Welt erblicken können, ist mit einem Maler oder Bildhauer so verwandt wie ein afrikanischer Wilder, der ein Bild von seinem Vorfahren oder seinem Jagdtier verfertigt, um seiner Herr zu werden. Was immer für Strecken der Entwicklung dazwischen liegen mögen: diese Ahnenschaft des Künstlers ist die offenkundigste, und sie ist unmittelbar gegeben, da in der Kindheit des einzelnen Menschen jene frühe Stufe noch immer wirksam ist. Auch der Dichter macht sich ein Bild von der Welt — diese Übereinstimmung überschattet alle Unterschiede im Gebrauch der Mittel. Nur unter diesem Vorzeichen ist heute noch eine Grundlegung der Kunst- und Literaturwissenschaft möglich. Die Hingabe des Schöpfers an sein Werk, seine Art des Umgangs mit der Welt und ihrer Verwendung für seine Absichten sind zu lächerlich oder unheimlich von den Gebräuchen des aufgeklärten Bürgers verschieden, hängen zu durchsichtig mit jener Vergangenheit zusammen, als daß dieser Satz sich widerlegen ließe. Wir wissen durch Freud, wo die wichtigste Brücke liegt, die uns mit der archaischen Welt verbindet: im

Traum. Freud hat auch die Fingerzeige für den Traumcharakter der Dichtung gegeben. Ich halte deshalb seine „Traumdeutung", über alles Spezielle ihrer Methode hinaus, für die vornehmste Urkunde einer neuen Betrachtung der Literatur. Am Traum ist mehr über das Wesen der Dichtung, über das Verfahren der dichterischen Intuition abzulesen als aus irgendeiner andern Erscheinung, die sich uns innerhalb der Kulturwelt zeigt. Der Professorenstreit über die Kunst als Nachahmung der Natur, der noch heute in etwas geschmeidigeren Begriffen geführt wird, erledigt sich im Hinblick auf die Gesetze der Traumbindung, selbst wenn sie uns nur oberflächlich zugänglich wären. Die Dichtung als Urphänomen hat am ehesten die Realität des Traums, sie ist durch und durch symbolisch wie er, naturalistisch wie er, geordnet und genau innerhalb rätselhafter Voraussetzungen wie er. Ihre Vorliebe für geschichtliche und mythologische Räume z. B. ist nicht würdiger zu erklären als mit den Besonderheiten der Traumszenerie, ihr Grundgesetz der Metamorphose nicht tiefer als mit den Verwandlungen der Traumgestalten, ihre Tiefe nicht schöner zu deuten als durch jene, die der Traum im schlafenden Menschen noch erschließt. Es gibt keine große Dichtung ohne die überwältigende Beziehung zum archaischen Grund, aus dem auch der Traum sich nährt. Dies ist das Furchtbare und Berückende an ihr, dies die Unwirklichkeit, die man an ihren Gebilden wahrnimmt. Sie ist ein Rückfall in diesen Grund, ein Relikt aus ihm. Deshalb paßt der Dichter nicht in seine Zeit, erweist er sich in seiner sozialen Verwendbarkeit jedem Buchhalter unterlegen. Er ist minderwertig, weil er gänzlich andersartig ist; er geht unter, weil er so un-

sinnig ist, das Gebilde von seiner Hand vollkommen ernst zu nehmen, ernster als irgend etwas um ihn her. Er zieht aus dieser wahnsinnigen Anlage jede Konsequenz: er mißhandelt Menschen, läßt sich selber mißhandeln, steigt auf Barrikaden, läuft wie ein Tropf herum, schlägt Vorteile aus, zieht sich in Wälder zurück, tötet andere oder sich selber. Seine Verwandtschaft mit dem Verbrecher, dem Geisteskranken ist unverkennbar, was ja nur seine archaische Richtung in anderer Weise bestätigt. Das Ziel, um dessenwillen er sich so verhält, — natürlich ist mit alldem nicht der Literatentyp, sondern der seltene schöpferische Gestalter gemeint, — ist ein fast verschollenes Ziel. Dinge, die niemand mehr kennt und glaubt, stehen dahinter und sind seine ehrwürdigste Legitimation — man muß nur bereit sein, die Linien seines Tuns weit genug nach der Seite zu verlängern, nach der sie zeigen. Hinter jedem Theaterstück spukt vorzeitliche Frühlingsfeier, Opferhandlung, perverser Maskentaumel alter Naturreligionen. Hinter einem Roman: der Gesang heidnischer fahrender Rhapsoden. Hinter einem Gedicht: der orgiastische Taumel exotischer Tänzer, die in tagelanger Orgie ihre Rhythmen schreien, bis sie sich schäumend am Boden wälzen. Nur wenige Dichter wissen um diese Vergangenheit und wecken sie in sich auf, aber diese wenigen sind die großen und ketten die gezähmten Kräfte wieder los. Ein Zacharias Werner ist nicht wegen seiner Hymnen auf Ausschweifung und Verwesung weniger mächtig als Kleist, — nur der Spießer glaubt dies, und selbst darin übertrifft die „Penthesilea" Werners Dramen, — sondern weil er diese Gesichte aus geringerer Tiefe heraufholt. Wer die erotische Zügellosigkeit Rabelais' oder der orientalischen Märchen, die

Unflätigkeit spätmittelalterlicher Fabulierer verachtet, sagt sich von breiten Epochen der Dichtung los. Dasselbe gilt von der zeitgenössischen Kunst: nur wer Grillparzers Behandlung des Stoffes blind gelesen hat, verwirft Hans Henny Jahnns atridenhafte „Medea“ wegen ihrer steinernen Greuelhaftigkeit. Er mißt Dichtung an der kümmerlich-zufälligen Realität, in der er zu Hause ist, nicht an ihrer eigenen. Er fürchtet sich vor einer Abgründigkeit, die vor ihm war, ohne die es kein fruchtbares Schaffen gibt, die das Sein erhält. Da diese Furcht allmächtig ist, kann man vermuten, daß sie auch die offene Anerkennung der dichterischen Dämonie verhindern wird. Ohne Zweifel liegt hier, jenseits der sachlichen Auseinandersetzung, der Widerstand, der die Aufnahme der modernen Forschungsprinzipien erschwert. Das Verständnis für die Tiefendimensionen der Lebensvorgänge, das nicht aus reinem Registrieren oder bloß denkerischer Beschäftigung resultiert, ist die seltenste, im Grund eben dichterische Begabung, weil sie selber Tiefe und Leidenschaft erfordert. Ein Mensch des ordnenden Intellekts wird immer nur konkrete Tatsachen, niemals dämonische Bewegung konstatieren. Man sehe sich die Stoffhuberei der meisten Kunst- und Literaturgeschichten daraufhin an. Nicht nur die Darstellung der schöpferischen Persönlichkeit, auch die Erfassung der ästhetischen Teilprobleme verrät fast durchwegs die unbewußte Verneinung des Dichterischen. Ich greife irgendein Beispiel heraus — sei es die vieldiskutierte Frage der historischen Treue in der Kunst. Es ist Tatsache, daß kein großer Dichter die geschichtliche Überlieferung, wenn er sie aufgreift, ohne willkürliche Veränderung behandelt. Man nennt dies seine poetische Freiheit

und streitet über ihre Berechtigung — schon aus dem Namen spricht die bloß negative Wertung. Vom Standpunkt der geschichtlichen und politischen Vernunft ist sie auch das einzig Mögliche und Erlaubte, was daraus hervorgeht, daß wir dem Dichter bei einer Gestalt der aktuellen Geschichte — nennen wir Hindenburg oder Stalin — unter keinen Umständen die Souveränität zubilligen würden, mit der Goethe den Egmont, Kleist den Prinzen von Homburg, Schiller die Elisabeth umgebildet haben. Der Dichter selbst wird schaffend diese Unterscheidung nie anerkennen, da sie sein Hoheitsrecht beleidigt, das der wissenschaftlich-rationalen Haltung unversöhnlich entgegensteht. Was uns an ihm als poetische Lizenz auffällt, ist nur ein aus dem Dunkel ins Tageslicht ragendes kleines Stück Kontur seiner wahren Geistigkeit. Wischen wir den Sand davon, so ahnen wir bald, welchem Ganzen es angehört: dem Mythus, der da verschüttet, riesengroß im Boden ruht. Dichterische Freiheit gegenüber den Geschehnissen ist ein Rest der mythischen, geschichtslosen Geistesverfassung. Geschichtliche Dichtung kann in ihrer Gesamtheit nur als das Fortleben dieses offiziell geächteten Vergangenheitsbildes voll gewürdigt werden. Der spätbürgerliche Novellist vom Schlag C. F. Meyers, der Archive durchsieht, sich aber trotzdem im Einzelnen kleine Abweichungen von den Quellen gestattet, steht in sehr lockerer Beziehung zu diesem vorwissenschaftlichen Prinzip, aber in Kleists ‚Penthesilea" oder in Gotthelfs „Schwarzer Spinne" triumphiert es noch ungebrochen und kann nicht mehr kritisch abgeurteilt werden, ohne daß die Werke selbst verworfen werden. Und was vom Verhalten des Dichters gegenüber der Geschichte gilt, haftet der dichterischen Welterfas-

sung als solcher an. Sie hängt aufs engste mit jenem zugleich Primitivsten und Größten zusammen, das wir kennen: der Mythenbildung, deren Gehalt eine visionäre Wahrheit, nicht rationale Richtigkeit, deren Mittel das Symbol, nicht die logische Verbindung ist. Auch dafür gibt es keine in Form und Bedeutung reichere Parallele als den Traum.

Die Abwehr, die diese Behauptungen zu gewärtigen haben, erklärt sich daraus, daß sie dem dichterischen Werk die Wirklichkeit, d. h. die bisher an ihm geschätzte und gepflegte Wirksamkeit rauben. Sie befreien es tatsächlich von jenem falschen Anspruch auf Realität, der ihm in unserer Zeit unterschoben wird. Die reine Imagination, das spielende Strahlungswunder, als welches es nach Abzug der handgreiflichen Konkretheit übrig bleibt, ist keine Lebenslust für den heutigen Durchschnittsmenschen mehr. Nun, diesem revoltierenden Liebhaber wäre ein Trost entgegenzuhalten, der ihn freilich kaum versöhnen wird: Die dichterischen Phantasien fallen allerdings mit einer Wirklichkeit zusammen, aber nicht mit der neuzeitlichen, sondern mit einer archaischen. In sehr alter Zeit ist wahrscheinlich der Held einer Tragödie wirklich gemordet, ist jeder gesungene Exzeß wirklich begangen worden. Das sind die frühesten, verlorenen Hintergründe jedes künstlerischen Spiels. Nur daß sie einst bestanden, kann die Dauer der Kunst erklären. Noch trifft man ja im Osten und Süden die kultischen Institutionen an, in denen sie weiterleben. Es regt sich nichts auf Erden, was nicht einmal die Autorität des Realen besessen hätte. Kein Kinderspiel, das nicht einmal blutig ernst, kein Zeitvertreib, der nicht einmal tödlich schwer gewesen wäre. Die Inspirationen der Dichter sind Erinnerun-

gen daran, je älter desto bezaubernder, je ernster desto größer. Ihre Werke haben seither diesen Charakter preisgegeben. Aber die Dichter selber verfallen ihm zuweilen noch, — auf katastrophalen Höhepunkten der Literaturgeschichte, die diese nach Möglichkeit zu verwischen sucht, — indem sie jenen alten Weg in traumhaftem Zwang zu Ende gehen.

Diese Einschränkung ist die einzige Erleichterung, die die große Dichtung in historischer Zeit durchgeführt hat. Die Katharsis, auf die sie abzielt, bedeutet noch immer die Bedrohung unseres gewohnten Lebensgefühls. Man sieht, diese These vom Wesen der Kunst führt nicht zu ihrer Verflüchtigung ins bloß Geträumte, sondern zu einer Steigerung ihres Charakters bis zur Furchtbarkeit. Das Spiel, das sie treibt, ist noch immer gefährlicher als der meiste Ernst des Lebens, dem wir uns widmen. Seine Tragweite ist so ungeheuer, daß wir allen Widerspruch und Spott, den es hervorruft, auf sich beruhen lassen können: den Widerspruch jener, die es nie fassen werden, daß in der Dichtung die Tiefe des Seins selber widerhallt, und das Lachen jener, die zwar Hölderlin in den Literaturgeschichten einen großen Dichter nennen, aber in der Wirklichkeit die Partei des Bankiers Gontard ergreifen, der den Sänger Diotimas aus seinem Hause wies. Es handelt sich darum, ob man die Dichtung ernst nimmt und bis wohin man ihr im Ernst zu folgen vermag. Sie ist entweder ein Organon des Lebens oder ein Ärgernis und eine Torheit.

Der archaische Charakter der Dichtung ist ihre höchste Würde und die wahre, echte Magie, die ihr innewohnt. Sie entschleiert das Alter der Welt, die meerhafte Tiefe, die das Heute trägt und die Zukunft

verbürgt. Verlegen wir den Sinn ihrer Gebilde nicht weiter dorthin, wo er nicht sein kann: in die klare Vernünftigkeit, in die strahlende Eignung für die rastlose Zweckhaftigkeit des Tages. In einem nach konsequenten Vernunftprinzipien geordneten Leben haben die Dichter keinen Raum. Plato verbannte sie aus seinem Staat, in Nietzsches wissenden Augen logen sie zu viel. Beide vertraten den Standpunkt der Utopie, der wahren Antithese zur dichterischen Schau. Der heutige Zustand der europäischen Kultur, deren Basis sich nicht so bald verschieben wird, erfordert eine ganz andere Einordnung der Kunst. Dieser Zustand ist so geartet, daß künstlerische Schöpfung in ihm noch immer den obersten Rang alles Schaffens behauptet: deshalb nämlich, weil diese Kultur ihrerseits archaisch gebunden ist und ihr tiefster Ausdruck umgewälzt würde, wäre der Grundcharakter der Dichtung selbst in Frage gestellt — die Lage der Dichtung im heutigen Rußland rührt an dieses Problem. Mit der Aufhebung der archaischen Bindungen fällt wahrscheinlich die Kunst selbst dahin; es ist kaum möglich, sie in ein vergangenheitsloses Leben zu verpflanzen. Damit müssen wir uns begnügen. Wir können auf die Frage nach dem Sinn der künstlerischen Schöpfung nur diese Antwort geben:

Es gibt Lebewesen in der Natur, die in Reaktion auf einen Defekt, einen schmerzhaften Eingriff in ihren Organismus Perlen produzieren. Der Zauber dieser Gebilde liegt nicht nur in ihrer Form und in ihrem Material, sondern in dem unbewußten Grauen des Menschen über ihre Herkunft, über die Geschichte ihrer Entstehung. Dies ist die Schönheit, die der Mensch seiner Vernunft zum Trotz am höchsten

schätzt und am liebsten sammelt — im Grund gibt es keine, die nicht so beschaffen wäre. In der Menschenwelt leben ähnlich rätselhafte Geschöpfe, die eine gramvolle Störung ihrer Existenz mit der Bildung von Schönheit erwidern: einem Wert, der ursprunghaft verbunden ist mit Krankheit und Bedrohung des Lebens. Nur die verborgene Schicksalsverwandtschaft kann es erklären, daß diese Frucht des Leides und der Todesnähe so hohe Würdigung erfährt. Wer dies verneint, leugnet die großartige Legitimität der Kunst: ihre lebenstiefe Unergründlichkeit. Etwas anderes ist es, ob man den Marktwert ihrer Gestaltungen für nebensächlich hält; er hat mit dem mysteriösen Sinn ihres Wachstums nichts zu tun. Ihr ganzes Geheimnis liegt in jener anfänglichen Doppelwirkung: der Versehrung eines Menschen und der Hervorbringung des heilenden Werks. Nur das Gesetz dieser Urerscheinung kann eine auf das Wesentliche blickende Kunstforschung interessieren. Sie lehnt schon die Kinderfrage nach dem Wert der beteiligten Schicksalsträger ab: ob dem Dichter oder seinem Werk mehr Ehre gebühre. Grillparzer, der seiner irdischen Braut das Glück vorenthält und sie statt dessen in so mancher Königin seiner Dichtung erhöht, ist über eine so befangene Alternative erhaben. Es ist nicht damit getan, daß man die verklärte Gestalt mit dem privaten Urbild identifiziert; sie läßt sich ja nicht „wirklich" auf dieses reduzieren, und selbst wenn es möglich wäre, hätte man nur einen Lebensvorgang rückgängig zu machen versucht und ihn überdies nur zur Hälfte nachgezeichnet. Das Neben- und Ineinander beider Größen ist das letztlich Sichtbare. Es spottet jeder vernünftigen Ableitung der einen aus der andern, weil der archaische

Lebensgrund dazwischen liegt und beide rechtfertigt, indem er sie trägt. Wir sehen nur diese: ein Menschenschicksal — die Schale, und die Perle — das Werk.

Krankheit, Schönheit und seelische Behandlung

Von Heinrich Meng, Basel

Aus einer unter dem Titel „Umstimmung des menschlichen Organismus durch seelischen Eingriff und Arznei" in der „Ärztlichen Rundschau" München 1931 veröffentlichten Arbeit.

Beim Versuch, kranke Menschen umzustimmen oder umzustellen, so daß sie wieder gesund werden und möglichst Widerstandskraft gewinnen, um gesund zu bleiben, müssen wir uns vorläufig hauptsächlich auf die Erfahrung verlassen. Weshalb im Versuch und am Krankenbett nach einer Arzneiverordnung, einem chirurgischen Eingriff, einer psychoanalytischen Kur, einem Ortswechsel der Mensch in seiner Faser sich geändert hat und seine Anpassung an seine In- und Umwelt besser wird, dafür bestehen zahlreiche Vermutungen, aber noch wenig exakte Grundlagen. Über das *post hoc* und *propter hoc* wurde viel gestritten, der Streit soll hier nicht erörtert werden.

Der entstellte Mensch setzt den nichtentstellten voraus. Der entstellte Mensch hat durch eine Störung in seinem psycho-physischen Betrieb so gelitten, daß er die Norm oder richtiger die seiner Individualität unter günstigen Bedingungen erreichbare Norm nicht verwirklicht. Die für jeden also „ideell" bestehende Norm bezieht sich auf Struktur und Leistung, auf Wesen und Aussehen. Struktur und Leistung sind, wie die gesamte Biologie lehrt, in Wechselbeziehung, wenngleich die Leistung bei gleicher Struktur, wenigstens soweit wir sie erkennen, wechseln kann. Und

ebenso entspricht das normale Aussehen einem normalen Sein und Wesen mit normaler Struktur und Leistung. Die Entstellung kann nun von außen ein bisher normal aussehendes Individuum, das dementsprechend auch normales Wesen, Struktur und Leistungsvermögen zu eigen hat, treffen. Solche exogene Entstellung kommt für die umstellenden Methoden erst dann in Betracht, wenn sich durch die exogene Entstellung auch eine innere Änderung entwickelt hat... Heute kommen immer mehr Menschen direkt wegen der Entstellung durch das Kranksein zum Arzt. Das „schlechte Aussehen" ist der geringste, alltägliche Grad der Entstellung...

Die jetzt lebende Ärztegeneration überzeugt sich immer mehr davon, wie intensiv die Psyche über Empfänglichkeit für Krankheit und Widerstandsfähigkeit, über Siechtum oder Heilbarkeit entscheidet, und weiter, wie tief der Krankheitsprozeß oft auf seelischem Wege Person und Schicksal beeinflußt. Bei längerer Zusammenarbeit von Arzt und Patient spürt der Arzt immer wieder, daß sein wichtigster Lehrmeister der Patient selbst ist, und daß er jede übernommene Lehrmeinung über den gesunden und kranken Menschen dauernd selbst erproben muß. Der Arzt, der sein selbstgefälliges (autistisches) Denken korrigiert, wird an seine wissenschaftlichen Anschauungen und an sein praktisches Handeln noch lange den gleichen Maßstab anlegen wie F r e u d an seine Psychoanalyse. Er meint von ihr: „Sie tastet sich in der Erfahrung weiter, ist immer unfertig, immer bereit, ihre Lehre zurückzuziehen oder abzuändern."

Die Resonanz des Menschen auf Schädlichkeiten ist verschieden, bei seiner Antwort oder Reaktion spielen sehr viele Faktoren eine Rolle, wir kennen

davon nur einen kleinen Teil. Sehr viele Reaktionen laufen ab, ohne daß der Patient oder der Arzt es merken: Abwehrvorgänge ohne eigentliche Krankheit. Eine schwere Vergiftung, eine massenhafte Infektion oder eine Explosion setzen katastrophale Schädigungen, die in ihrer Auswirkung wenig oder nichts mit Veranlagung und Stabilität der psychophysischen Einheit zu tun haben. Die Entstellung erfolgt in diesen Fällen vorwiegend unter der Brutalität des Eindringenden. Die meisten Entstellungen geschehen aber nicht katastrophal, sondern langsam, die Störungserreger stimmen zunächst nur um — sie verstimmen — und entstellen erst allmählich, wenn sie nicht in den Prozessen der Selbstregulierung vernichtet oder gebändigt werden. Das gilt für die Rachitis ebenso wie für den Diabetiker oder die Neurose. Jede Angina, jeder Rheumatismus, jede Ernährungsänderung und Schwangerschaft, jede Alterstufe stimmt um und gibt Anlaß zu einer eventuellen Entstellung.

Wenn ein Träger von 25 Warzen auf Suggestion oder durch Abtragung einer einzigen Warze alle übrigen verliert, so hängt das mit der seelischen Umstimmung zusammen, die eine Entstellung provoziert oder wieder aufgeben läßt. Dasselbe gilt aber auch für die Auslösung einer Fazialislähmung durch Zugluft und sogar für eine Fazialislähmung bei Alkoholismus oder Tuberkulose, wenngleich hier der Zusammenhang gar nicht offenbar ist und besonders die Behauptung überrascht, es sei die unbewußte seelische Umstimmung mit einer solchen Krankheitstendenz oft der Hauptgrund für das Auftreten einer solchen, anscheinend so rein somatisch bedingten Entstellung. Aber die psychoanalytischen Ergebnisse

über die Vorgänge, welche das Auftreten und die Heilung bedingen, bei sonst gleichbleibender Therapie, lassen solche Zusammenhänge sehr plausibel erscheinen.

Wie jede Krankheit umstimmen und entstellen kann, kann jeder Eingriff auch umstimmen oder entstellen. Wenn der Arzt Umstimmungsverfahren anwendet, muß er Klarheit haben, wie man das tut und weshalb man es tut, denn für jede Therapie gilt auch das Wort des chinesischen Weisen: „Wenn ein verkehrter Mann die rechten Mittel gebraucht, so wirkt das rechte Mittel verkehrt." Als Vorform der Entstellung tritt meist eine Verstimmung auf, in ihr kommt die Phase des noch nicht entschiedenen Kampfes der Selbstregulierung im Energiewechselsystem zum Ausdruck. Von dieser Komplikation beobachten wir viele Einzelerscheinungen, z. B. Linksverschiebung im Blutbild, Leukozytensturz, Fieber, Angst und Angstäquivalent, Pigmentänderung, Blasenbildung, Schmerz, aber wir wissen wenig Sicheres von dem eigentlichen Motor und Wesen dieser Verstimmung. Auch wenn wir künstlich eine heilsame Verstimmung setzen durch Arznei, Hormon, Wort, ist es sehr unsicher, wie daraus eine Besserung oder Heilung sich entwickelt. Unter der Wagner-Jaureggschen Umstimmung des Paralytikers beginnt im Fieber dauernde und nicht selten weitergehende Besserung. Unter dem Eingriff der Psychoanalyse erscheinen „passagere Symptome", z. B. ein Ekzem ähnlich wie bei den Pawlowschen Versuchen, bei denen ein Hund — unter einem künstlich gesetzten unlösbaren und darum dauernden Konflikt stehend — einen Hautausschlag produziert. Mit kleinen Tuberkulingaben werden beim Tuberkulösen Temperaturerhöhung und Husten

ausgelöst; passagere Symptome und Herdreaktionen liegen meist auf dem Heilweg. Zur Klärung der hier ablaufenden Vorgänge hat die Medizin der letzten Jahrzehnte ein gutes Stück beigetragen. Das Unbewußte im medizinischen Sinn wurde entdeckt. Es ist kein Zufall, daß man dem Sympathikus den Namen „Lebensnerv" gab, als man das vegetativ-endokrin-hormonale System in den Mittelpunkt der Forschung stellte. Es ist gelungen, bei einer Gruppe von Entstellten den Motor zu beeinflussen, von dem Verstimmung und Entstellung ausgehen.

Der Menschenarzt hat es schwerer als der Tierarzt. Im Laufe der hochdifferenzierten gehirnlichen und seelischen Entwicklung des Menschen wurden zahlreiche automatische Vorgänge für Gesunderhaltung und Abwehr gestört und durch bewußte Vorgänge erst beeinflußbar oder beeinflußt, später ersetzt. Die Unterschicht der für archaisch-psychisches Geschehen nötigen körperlichen Apparate ist überbaut von später erworbenen; entsprechend hat die Großhirnrinde sich immer mehr differenziert und den Hirnstamm überlagert; aus dem biologischen Unterbau psychischer Elemente hat sich die „Tiefenperson" und die „Kortikalperson" heraus entwickelt. Die seelischen Funktionen sind an Großhirnrinde und Hirnstamm gekoppelt; in letzteren wurzelt die verfeinerte intellektuelle und die „gemütliche" Entwicklung. Die Bereitschaft zu typischen und spezifischen Reaktionen auf körperliche und seelische Reize ist eine Gabe der Erregbarkeit, diese ist sowohl seelische Erregbarkeit als auch Erregbarkeit der Funktionen des vegetativen Nervensystems und des hormonalen Apparates. Jedenfalls regulieren die vegetativen Zentren, die man als vegetatives Gehirn bezeichnet, die

wichtigsten Lebensvorgänge und Abwehrfunktionen. Das Lebensgefühl, die Stimmung, das Triebleben, die Affektivität, Temperament und Charakter, aber auch die Anfälligkeit für Infektion, Neigung zu Ulkus und Karzinom, Wundheilung und Narbenbildung entscheidet das von der Psyche — nur vom Unbewußten — regierte vegetative Nervensystem. Die zellulären Stoffwechselvorgänge sind abhängig von dem „vegetativen Gehirn" und seinen Nerven — alte automatische Abläufe sind in lockerem oder engerem Zusammenhang mit Vorgängen im Großhirn, mit bewußten Funktionen. Das vegetative System übermittelt dem Großhirn fortlaufend die „Stimmung" der Zellen, der Organe und des Organismus, die lustvollen und die unlustvollen Lebensgefühle. Die menschliche Persönlichkeit wurzelt im Vegetativen[1]).

Das gesamte Soma steht unter der Herrschaft der Psyche, vor allem der Leistung des gesamten Nervensystems. Primär erkranken mehr Menschen seelisch als organisch, und die Art, wie ein Mensch eine Erkrankung aufnimmt und erlebt, ob er sich gegen sie wehrt, sich ihrer schämt oder aus ihr Gewinn zieht oder ihr mit nachträglichem Gehorsam begegnet, sind *wichtige Probleme der Diagnostik und Therapie des* **Entstellten.**

So ist die Psychoanalyse ein Weg für die umstellende Therapie auch vom Seelischen aus. Alle psychotherapeutischen Methoden, die das Unbewußte berücksichtigen und therapeutisch benutzen, nicht nur die Psychoanalyse, versuchen die Tätigkeit des seeli-

---

[1]) Groddeck hat anschließend an Schweninger die Gesamtheit alles Lebendigen „Es" genannt, Freud nennt alles Psychische, was nicht „Ich" (und Über-Ich) ist, „Es".

schen Motors zu regulieren, weil von ihm der Hauptantrieb zum Gesundbleiben, Krankwerden, Krankbleiben und Wiedergesundwerden im allgemeinen ausgeht. Alle Suggestionstherapie, auch die Hypnose, wirken, soweit sie körperliche Krankheiten ändern, auf diesem Wege. Alle seelischen Heilmethoden, die in den letzten 30 Jahren wissenschaftlich ausgebaut wurden, hängen mit der Freudschen Forschung zusammen. Seine Ergebnisse und eine Reihe von Forschungen, die sich an Freud anschlossen, lassen die Tragweite seiner Ideen für alle Zweige der Medizin erkennen, manches erst ahnen. Früher war Psychotherapie und seelischer Einfluß des Arztes identisch; die heutige Psychotherapie ist ein konsequentes Aufsuchen und Beheben von Krankheitsursachen oder Krankheitsbedingungen; die Person des Arztes ist nur der Mittler zwischen den einander richtig begegnenden Energien des Kranken selbst. Jeder Arzt, der mit Kranken umgeht, muß sich um die Grundlagen der seelischen Hygiene und der seelischen Therapie kümmern, des Kranken wegen und seiner selbst wegen: er wird gut tun, aus der Quelle, aus Freuds Werken, zu lernen.

Das Arbeitsgebiet der Psychoanalyse und der übrigen psychotherapeutischen Therapie sind vorwiegend Neurosen, Hysterie, Zwangsneurose, Phobien, Charakterverbildungen, sexuelle Perversionen, Schwierigkeiten des Liebeslebens. Noch immer unterschätzt man die Zahl der Menschen, welche durch diese Gründe ihre Arbeits- und Genußfähigkeit verlieren; sie sind verstört und seelisch entstellt. Wir sehen aber auch körperliche Entstellungen verschiedenster Art durch sie hervorgehen. Die Ursache zahlreicher organischer Leiden ist nicht selten in Konflikten im

Seelenleben des Patienten zu suchen, anderseits ist auch der psychische Überbau zahlreicher organischer Leiden und organischer Symptome vorhanden. Das Problem der Angst ist ein Zentralproblem des kranken Menschen. Aber nicht nur die Angst, auch das Schuldgefühl und das Strafbedürfnis, der Krankheitsgewinn als Ausdruck innerer Konflikte werden an der Zelle, am Zellverband, am Organsystem und am ganzen Menschen zum Austrag gebracht. Der Arzt muß bemüht sein, allmählich die „Organsprache" zu verstehen, zu übersetzen und auszunützen. Was jemand aus seinem Diabetes, aus seiner Tuberkulose, aus seinem Unfall und aus dem, was man Konstitution nennt, macht, hängt in hohem Maße ab von seiner seelischen Reife oder Unreife und von der Fähigkeit seiner Ärzte. Und das all kommt in äußerer Gestaltung und Entstellung zum Ausdruck. Die Sprache hat nicht instinktlos „Haß" und „häßlich" aus einem Stamm gebildet. Auch außerhalb der Psychoanalyse versteht man heute, wenn Analytiker darauf hinweisen, daß Menschen sich unter der seelischen Behandlung hormonal ändern und schöner werden, wenn Verkrampfungen, Hemmungen, destruktive Aggressionstendenzen gelöst werden, wenn der Patient lernt, einem ich-gerechten Ziel nachzustreben, die Fähigkeit zur Aufmerksamkeit und Konzentration wieder auszunützen, psychoanalytisch gesprochen, ein Stück Narzißmus in Objektlibido verwandelt, um ihn so in Schaffen und sozial brauchbare Leistung zu verwerten.

Diese kosmetische Wirkung der Psychotherapie ist oft bemerkt worden. Ob man ihr einen großen Wirkungswert in dieser Richtung zuschreibt, hängt hauptsächlich von der Meinung ab, wieweit man tief-

gehende Änderungen in Bezug auf Charakter und Persönlichkeit von der seelischen Behandlung erwartet. Das steht aber in enger Beziehung dazu, ob man eine korrekte Psychoanalyse vornimmt oder eine bloß suggerierende und rationale Therapie, oder ob man als Führer den zu Heilenden dauernd an sich bindet und dadurch festigt, oder sich nur mit Übertragungserfolgen unter Anwendung mehr oder minder guter psychoanalytischer Kenntnisse begnügt. Mit all diesen Methoden kann man die durch die psychische Störung gesetzte äußere Entstellung bessern oder beheben, soweit eben ein therapeutischer Erfolg erreicht wurde. Die Verschönerung wird mit den nächsten Rezidiven wieder weichen.

Der Psychoanalyse gebührt in ihrer kosmetischen Wirkung ein anderer Rang. Schwere Neurosen, und gerade diese zeigen typische Entstellungsformen, weichen überhaupt nur der Psychoanalyse, wenn man vorübergehende Übertragungserfolge außer acht läßt. Wir unterscheiden doch mit großer Sicherheit die schweren Zwangsneurosen und Hysterien, auch oft die Angsthysteriker oder Phobiker sofort beim ersten Sehen an ihrem Ausdrucke, der habituell geworden ist. Alle erfahrenen Psychoanalytiker haben als früher unerwarteten, später als vorausgesehenen Nebenerfolg für den Kranken wahrgenommen, daß Haltung, Bewegung, Blick und Ausdruck bei jüngeren Personen, auch die Züge selber freier, mutiger, ruhiger und direkt schöner werden. Das zeigt sich besonders bei Personen von eigentlich unschöner Gesichtsbildung; diese verlieren das Gequälte und Abstoßende, sie werden gewinnend, und, wie für die anderen Symptome, wirkt dann der bessere Erfolg in Leben, Arbeit und Liebe weiter verschönend, als ein richtiger

Circulus virtuosus, wenn man dieses Wort hier anwenden darf.

Die tiefgehende Psychoanalyse verändert immer auch das Triebleben des Kranken, es macht verdrängte Triebregungen bewußt und beherrschbar. Theoretisch könnte man nun meinen, wenn Haßregungen, perverse Triebkomponenten, die verdrängt waren, bewußt werden, so müßte dies erst recht als häßlicher Ausdruck im Antlitze des Menschen sich zeigen. Tatsächlich verraten sich auch solche verdrängte Regungen, wenn sie aktuell ins Bewußtsein treten. Sie kommen aber nur zum Ausdruck, wenn sie gerade verstärkt das Bewußtsein erfüllen, und verändern dann vorübergehend die Züge. Dauernden Einfluß gewinnen die bewußt gemachten Regungen weniger als die verdrängten, denn sie werden abreagiert oder verneint. Man kann das dahin ausdrücken, daß diese Art Entstellung das allgemeinste Konversionssymptom durch häßlichmachende Regungen sei.

Das wichtigste Moment ist aber, daß die Geschlechtlichkeit im engeren Sinne, also das genitale Lustverlangen, bei den Neurotikern meistens, immer bei den Hysterikern, nur unvollkommen befriedigbar ist. Die Frigidität ist für die weibliche Hysterie, die Potenzstörung für die männliche charakteristisch. Wenn die Psychoanalyse den Kranken von der dauernden Gereiztheit befreit, so wird dadurch eben die Schönheit des Menschen mit befreit; denn so wie häßlich von Haß kommt, so lieblich von Liebe; jede Therapie, die den Eros von Verkrampfung und Verquältheit erlöst, wirkt im hohen Grade kosmetisch.

Diese Erörterungen ließen sich in analoger Art für die Körperbewegungen, auch bis in Einzelunterschiede bei verschiedenen Neurosen fortsetzen. Wir

wollen aber nur auf die allgemeine Wirkung hinweisen, welche das Normalwerden des Sexuallebens, auch wenn keine sexuelle Befriedigung möglich ist, noch mehr, wenn normaler Geschlechtsverkehr ausgeübt wird, für den gesamten Stoffwechsel ausübt: Zirkulation, Ernährung und Stoffwechsel werden gehoben und erhalten ihren normalen Ansporn und Rhythmus und, was überhaupt für die verschönernde Wirkung der Psychotherapie so wichtig ist, Angstfreiheit und die normale Schlafpause werden hergestellt.

Die Gesundung von der Seele aus bewirkt eine Entgiftung des Organismus und erspart Medikamente. Seelische Gesundung ist auch deswegen Verschönerung von Seele und Körper. Wie das psychobiologisch zustande kommt, wissen wir im einzelnen nicht. Wir vermuten, daß der Inkretapparat durch den seelischen Einfluß umgestellt wird, daß die „Tiefenperson" das vegetative Nervensystem und das vegetative Betriebsstück der Zelle umstimmt. Mit dieser Annahme kann man z. B. verständlich machen, daß auch Rhythmus, Dauer und Stärke der Menses so stark von der Psyche abhängen, daß Triebkonflikte, Infantilismen und Nachwirkung früherer Geschehnisse so entscheidend die männliche Potenz beeinflussen und umgekehrt, daß die Psychotherapie hier helfend eingreifen kann. Man versteht auch leichter, warum die Blutzuckerzahl, die unter Angst und Kummer sich geändert hat, unter Psychotherapie normal wird, weshalb die Hypertonie, der Basedow und der Ikterus in engem Zusammenhang mit seelischen Schwankungen, Allgemeingefühlen und Triebkonstellationen stehen. Anderseits gibt es auch eine pathologische Schönheit, die z. B. bestimmte Formen der

Tuberkulose und der Hysterie auslöst. Die inneren Gesetze, nach denen die typische Melancholie häßlich macht, manche Melancholie und die normale Trauer eher schön machen, müssen ernstlich Gegenstand wissenschaftlicher Forschung sein, einer Forschung, die vor allem von Beobachtungen während der Psychoanalyse ausgehen kann.

Der narzißtische Gatte

Von Eduard Hitschmann, Wien

In einem hübschen Aufsatz über die durch dauernde Gefühle gefestigte Eheverbindung hat André Maurois abgeraten, bei der Wahl die Schönheit zu verachten und nur an den Charakter zu denken. „Häufig verkündet ein schönes Gesicht eine schöne Seele, ein dummes oder schlechtes Geschöpf kann niemals wahrhaft reizvoll sein. Suchen Sie daher die Schönheit oder die verborgene, versteckte Form der Schönheit, den Charme!“

Meine Vorsichtsmahnung vor gewissen schönen Männern knüpfe ich an diese gutgemeinten Worte an.

Ich meine nicht alle schönen Männer, sondern besonders die, welche wissend ihre Schönheit zur Schau tragen, wohlgepflegt und besonders gut gekleidet dahergehen. Sie brauchen viel Zeit zum Rasieren und Baden am Morgen, manchmal mehr als eine Frau. Egozentrisch, wie sie schon einmal sind — ich will nicht gleich sagen: egoistisch, aber doch von sich allzu sehr eingenommen —, nehmen sie das Badezimmer für Stunden in Beschlag, ehe sie den Familienmitgliedern weichen.

Dort ist ja auch ein großer Spiegel, in dem sie sich gerne bewundernd betrachten, ihre Muskeln, ihre Manneskraft immer wieder befriedigt feststellen. Aus ihrer überreichen Garderobe wählen sie dann mit Sorgfalt jedesmal das heute Zusagende.

Sie sind nicht ohne Hypochondrie: Wenn man sein Ich liebt, muß man auch um es besorgt sein, sich pflegen, sich jung und gefällig erhalten. Wenn sich etwa ein Lichten des Kopfhaares andeutet, leidet die Laune; aber der Kosmetiker wird schon das richtige Haarwasser empfehlen.

Man hält im allgemeinen nicht viel von den Ärzten, überhaupt von der Wissenschaft, wenigstens nicht von der regulären. Aber den Hausarzt aufzusuchen, leistet sich der Herr des Hauses öfters, so ungern er auch sieht, daß die Familienmitglieder sein Geld zu Ärzten tragen. Lieber noch berät er — für ihn ist das Beste gerade gut genug! — Professoren und tut herablassend mit ihnen.

Wen aber soll man fragen, wie man nicht zu dick wird? Denn ein wenig beleibt ist man geworden bei der Pflege und Schonung, welche man von der Umgebung erwartet und die man sich schuldig ist. Man hat geturnt, ist geschwommen usw., um den lieben Körper auszubilden und jung zu erhalten, vor allem aber, um den Frauen zu gefallen und von den Männern anerkannt zu werden.

Mit den Frauen, es handelt sich nicht nur um die eigene, ist es eine eigene Sache: Man will bewundert, geliebt sein, recht viele erobern, mit den schönsten erfolgreich geflirtet haben — aber die Frauen kosten Geld oder sie sind angreifend. Also nur nicht Opfer bringen an Kraft und Jugend!

So hat man ja mit vielen schon zu tun gehabt, auch schon vor der Ehe und dann in der Ehe — wenn die Gattin das wüßte, so nachsichtig sie auch immer war —; aber ausgegeben hat man sich wohlweislich nicht. Keine Überanstrengung!

Immer wieder wurde der Spiegel befragt; war nichts zu sehen von Selbstvergeudung!? Mochten lieber die Frauen zu kurz kommen, wenn sie erst verliebt waren. Selbst die eigene, die reiche Erbin, die man zur Ehe gewählt hatte, war nie von ihm verwöhnt worden. Offen gesagt, hier ist ein dunkler Punkt, den man nicht jedem verrät: er ist ein Don Juan, polyga-

misch, immer auf neue Eroberung aus gewesen, aber selbst die eigene Frau ist immer enttäuscht aus seinen Armen gegangen. Die Arme, sie ist kalt geblieben; ein anderer Mann, der sich nicht selbst immer geschont hätte, hätte sie vielleicht geheilt.

Aber der schöne Mann selbst tat das nicht. Vor der Ehe waren es meist geübte Liebeskünstlerinnen gewesen, die man nicht zu belehren brauchte. O nein, sie waren die Lehrerinnen gewesen.

Man sah dann wohl die Erregung der Gattin, genoß ihre Hingebung, aber wollte nicht verstehen, daß sie unbefriedigt blieb, blaß und nervös wurde. Man durfte sich auf diesem Gebiet keine Schwäche nachsagen lassen.

So ließ man sie darben, schwieg darüber; deutete an, ihre prüde Erziehung sei schuld. Andere würden durch die Geburt eines Kindes geheilt. Auch das hat hier versagt; und mehr als ein Kind zu haben, gestattet man der Gattin nicht, so sehr sie es wünscht.

Noch mehr Kinder!? Nein, die Unruhe nochmals, die Ausgaben und Bindung erhöhen? Man sucht der Frau klar zu machen: sie müsse sich schonen, sie müsse eine gute Figur machen in der Öffentlichkeit neben ihrem schönen allbekannten Mann. Wenigstens von außen soll die Ehe glücklich aussehen.

Freilich, eine neue Flamme umschwärmend, wird er die Gattin nur zu leicht an diese verraten. Sie sei kalt, habe enttäuscht; man brauche Liebe von außen, sehne sich immer, verdiene schon aus Mitleid Gehör.

Zugegeben, das luxuriöse Heim, ausgestattet mit der Freigebigkeit der reichen Schwiegereltern, ist ein wenig ein Potemkinsches Heim. Es sieht mehr nach Glück aus, als es der Gattin gebracht hat. Es sind auch schon harte Worte gefallen, in Stunden der

Gereiztheit, z. B. am Morgen, wenn die Frau schlaflos gewesen war.

Wenn die in ihrem Tiefsten gütige und duldende Frau einmal klagen zu dürfen glaubte; daß er sich bedienen lasse, statt zu ihr galant zu sein; daß er sie allein lasse, ohne sich darüber Gedanken zu machen; daß er manchesmal unaufrichtig sei, renommistisch und eitel, was ihr so ganz fernliegt. Da hat er in seinem ganz rohen Ton gesagt: „Warum hast Du mich Dir gekauft?"

Und er weiß ganz gut, daß er vor allem ihr Geld geheiratet hat; sie selbst ihm zu unscheinbar, zu unschuldig und passiv gewesen war. Aber es war ihm mehr oder weniger bewußt gewesen, daß seine Persönlichkeit über viel Geld verfügen müsse, um das Leben genießen zu können.

Er ist frisch und aufrecht und schön geblieben, der narzißtische Gatte, denn er altert sehr langsam; immer neue Johannis-Triebe schlagen aus. Längst schon läßt er sich nur lieben und liebt selbst nur mehr das Geliebtwerden.

Aber die Frau neben ihm ist früh verblüht. Was hat sie vom Leben gehabt!? Nun nützt es nichts mehr, sich zu sagen, wie hoffärtig es gewesen ist, den auffallend schönen Mann sich auszuwählen.

Wie hat sie ihm ihre Mütterlichkeit zugewendet, sich gefreut, wenn er so blühend, strahlend und werbend, so beliebt neben ihr einherlebte.

Ihn getröstet, wenn er niedergeschlagen schien, wenn er sich — wie so oft — selbst bedauerte, Angst um seine Gesundheit hatte.

Sie hat nie gefragt, ob er tüchtig sei, ob arbeitsam, ob ganz ehrlich, ein Ehrenmann wie der Vater.

Und jetzt, da die Erziehung des Sohnes doch ganz ihr überlassen bleibt, jetzt wird ihr erst klar, daß ihr

Mann in seiner Eitelkeit kein Vorbild für den Sohn sei: er hat nie recht gearbeitet, es womöglich den anderen überlassen.

Er war schön, ist es noch immer.

Aber er ist eitel, hohl, unehrlich, ungut, egoistisch, verständnislos gegen das Kind.

Ein narzißtischer Mensch, der gar nicht lieben kann; außer sich selbst!

*

Wir haben zunächst einen nur schönen Mann als narzißtischen Typus beschrieben, denn es besteht ein Zusammenhang zwischen schönem Äußeren und Selbstverliebtheit. Das schöne Kind schon wird zum narzißtischen verzogen, Schönheit macht narzißtisch, aber der Narzißmus macht wohl auch ein wenig schön. Wer überzeugt ist, schön zu sein, sich liebt, der tut auch viel dazu, zu gefallen; eine unbewußte Tendenz in ihm macht ihn so, daß er auch den anderen gefällt. Wie wenn das Unbewußte seine Züge umbauen könnte. Daß er sich selbstbewußt und kokett aufrecht hält, daß er sich gefällig kleidet, er, der sein Spiegelbild immer vor Augen hat, — ist nur natürlich.

Aber Schönheit ist kein notwendiger Bestandteil des Narzißtischen. Der Dichter Franz Werfel hat z. B. ganz meisterhaft einen narzißtischen Vater lebendig dargestellt, und zwar in seinem Roman „Die Geschwister von Neapel". In dieser Figur ist ein keineswegs schöner Narzißt mit starker Aggression geschildert.

Neben seiner Selbstgefälligkeit, seinem eitlen Singen, seiner Rechthaberei, seiner Isolierung in der Welt, sind es die Härte und der Geiz, die ihn charak-

terisieren. Die Unfähigkeit zum Erziehen, bei gänzlichem Fehlen jeder Einfühlungsfähigkeit, ist besonders klar und wird zum tragischen Schicksal der sechs Kinder.

Er ist Witwer und der Phantasie des Lesers ist es überlassen, das Unglück zu ermessen, das seine Frau neben ihm erduldet haben muß. Es darzustellen, davor ist sogar der Dichter zurückgeschreckt und läßt den Helden als Witwer auftreten.

Stolz, nur stolz ist der verarmende Gutsherr in Hamsuns Roman „Kinder ihrer Zeit". Er „vergibt sich nichts" von seinem Stolz, dieser Leutnant mit dem Araberkopf, und er vergibt auch seiner Gattin nichts, die ihn tiefst gekränkt hat. Sie hat sich ihm einige Male verweigert, ihr Schlafzimmer abgesperrt, ihn „mitten in der Ehe zum Junggesellen" gemacht. Und da sie einlenkt, und plötzlich die Arme um ihren Mann schlägt und sagt: „O, weshalb sind Sie nur so? Ich bitte Sie um Verzeihung!" heißt es von ihm: „Zu seinem eignen höchsten Erstaunen erwiderte er ihre Zärtlichkeit nicht mehr, er stand steif da und wandte den Kopf ab." Er entschädigt sich an hübschen Mägden, die er vorlesen läßt, voyiert, kaum betastet, er stöhnt vor Erregung, — aber staut die Libido in sich, nährt mit ihr seinen Stolz und Haß.

*

Nicht nur der narzißtische Gatte ist manchmal ein Ungeheuer, auch der Liebhaber kann es sein, und er braucht es gar nicht zu wissen.

Ich entnehme die folgenden vorwurfsvollen Worte aus der Stunde der tragischen Desillusionierung dem Roman „*I'll never be young again*" von Daphne du Maurier. Dort sagt das verlassene Mädchen zum Ver-

führer und erkalteten Liebhaber: „*You didn't bother, you've never thougt of anything or anyone but yourself. It was you, you all the time. Nothing mattered except what affected you. Loving, living, going away, it was you who came first. You did not think of me, and how I felt. It did not count*...“ Er aber glaubte sich berechtigt zu seinem Vorgehen, denn er schrieb ein Buch: aber es erweist sich als unbrauchbar.

*

Dieser Fall führt uns zum Narzißmus des Schaffenden. Dieses Zurückkehren des Produktiven, von der Frau weg zum Werk, vollzieht sich nicht immer kultiviert. Die Frau des Produktiven macht oft seine Schaffenskrisen mit ihm mit und leidet dadurch; aber wenn das Werk wertvoll ist, mag sie manchmal gerne geduldet haben. Die Witwe eines berühmten Mannes wurde einmal vom König empfangen, der sich teilnehmend nach seinem Wesen erkundigte. Aber die Witwe sagte offen: „O, er war unausstehlich!“

Wir kennen die Hintergründe namentlich der künstlerischen Produktion nur zu gut, um die Ehe mit einem Künstler nicht durch seinen Narzißmus beeinträchtigt zu erwarten.

Nicht nur wenn der Mann allzu schön ist, auch wenn er Schönes schafft, ist es nicht immer leicht, in der Ehe mit ihm Kirschen zu essen.

*

Die tiefere Enttäuschung im Verlauf der Ehe bietet natürlich der nichtige narzißtische Mann, die aufgeblasene Null, umso mehr, wenn die erotische Überschätzung aus der Zeit der Verliebung von einst den starken Gegensatz dazu bedeutet. Enttäuschung

über sich selbst, den Irrtum der eigenen Wahl, kommt für die arme Frau schmerzhaft dazu.

Da heißt ein englisch geschriebener Roman: „*My mortal enemy*"; er ist von einer Frau geschrieben. Der Todfeind ist ihr eigener Mann, in dem sie sich so bitter getäuscht hat. Er ist ein Durchschnittsmensch, nicht einmal wesentlich narzißtisch; sie hat sich in ihn verliebt, auf einen liebenden Erbonkel leichtsinnig verzichtend. „*Oh, if youth but knew!*" Geistig höherstehend, wird sie nie mit ihm wahrhaft glücklich. Seine Verarmung, ein allzu dürftiges Leben und ihre unheilbare Krankheit — es ist zu viel! Und so empfindet sie ihn als ihren Todfeind, ihren Mörder und geht sterben. —

Wer sehr narzißtisch veranlagt ist, sich selbst, sein Spiegelbild liebt, liebt bereits e i n Individuum vom gleichen Geschlecht. So hat der narzißtische Mann viel Interesse für die Personen seines Geschlechts, er vergleicht sich, mißt sie an sich und sich an ihnen und identifiziert sich mit ihnen. Er mag zu Freundschaften, mann-männlicher Geselligkeit, Klubs u. dgl. besonders neigen. In Vereinen zu sprechen, eine Rolle zu spielen, reizt ihn mehr als andere. Er hat weniger Zeit für seine Familie.

Auch die Töchter können unter ihm zu leiden haben: denn oft bevorzugt er die Söhne. In ihnen findet er sich wieder, in ihnen will er neu erstehen, besser wo möglich, glücklicher, höher kommen. Die früher geborene Tochter wird oft beim Vater vom Sohn ganz ausgestochen; er wird der Liebling.

Endlich gibt es Ausnahmsfälle, wo der schöne Mann seine Frau mit Individuen — seines Geschlechtes betrügt; aber diese Frau war nie verwöhnt gewesen. Immer war es wie eine Schranke zwischen ihnen; er

hat sich schon immer für diesen oder jenen Mann auffallend interessiert; im Sommer verlangte er, die Ferien nicht mit Frau und Kindern zu verbringen. Familienmüde sind andere auch einmal. Daß es aber so etwas gibt, mit einem Mann betrogen zu werden, hätte die Gattin nie geglaubt; ach! sie war ja so unwissend in die Ehe gegangen.

Ja, der schöne Mann — er kann eine zitternde Freude sein.

*

Der narzißtische Gatte hat sein Hauptinteresse auf seine Selbsterhaltung gerichtet; er ist unabhängig und wenig eingeschüchtert. Wenn ihm das Schuldgefühl, die stärkere ethische Einstellung fehlt, steht die Frau oft seiner Unaufrichtigkeit zum Zwecke der Selbstwerterhöhung — staunend und enttäuscht gegenüber.

Aber ein narzißtischer Mensch ist doch wieder als Persönlichkeit oft imponierend, dient anderen als Anhalt, kann zum Führer werden.

Darum sei zum Schlusse des mit Edelmut und Charakter ausgestatteten narzißtischen Mannes gedacht, der unabhängig und kraftvoll sich betätigt, dessen starkes Ich andere überflügelt.

Wo Narzißmus sich mit Begabung und ethischen Hemmungen verbindet, kann eine sehr wertvolle und starke Persönlichkeit entstehen.

*

Wenn der narzißtische Analytiker zuweilen glauben möchte, durch eine seiner Charakterschilderungen Dichtern ein Modell zu bieten, so überzeugt er sich doch bald, daß die echten Menschenschilderer unter ihnen mehr ahnen und unbewußt wissen, als der Analytiker beschreiben kann.

Unsere Sache mag es immerhin bleiben, Typen aufzustellen und ihren Aufbau auf bestimmte Anlagen und frühe Erlebnisse zurückzuführen.

So konnten wir hier in mancher Hinsicht auf Freuds Darstellung[1]) des „narzißtischen Typus" zurückgreifen.

---

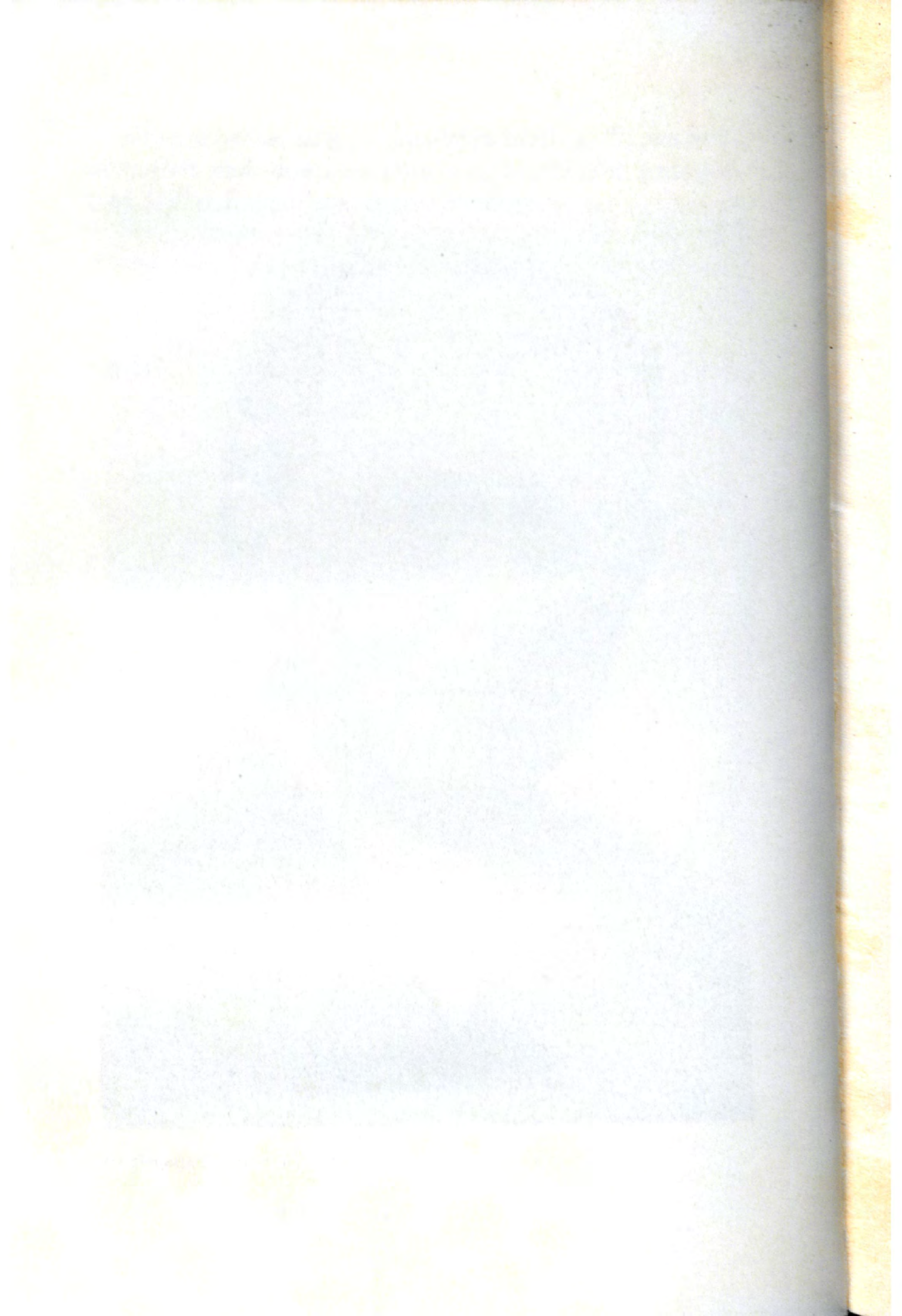
[1]) „Über libidinöse Typen", Int. Ztschr. f. Psa., XVII, 1931.



Photo Crafter, Philadelphia

Prof. Dr. Hermann Nunberg

Philadelphia



Zur Psychopathologie des Alltagslebens

Jbsen der Apotheker

Von Viktor Tausk †

Dieser bisher unbekannte Aufsatz stammt aus dem Nachlaß des im Jahre 1919 verstorbenen Autors.

In einem mit vielen Kunstwerken ausgestatteten Arbeitszimmer eines Freundes traf ich an einem Nachmittag mit dem Dichter und Schriftsteller Herrn B. zusammen. Dieses Zusammentreffen hatten wir am Abend vorher im Kaffeehaus verabredet, in der Absicht, eine begonnene Unterhaltung über die dramatische Kunst fortzusetzen.

Ich hatte die Debatte glücklich auf die psychoanalytische Basis gedrängt und Herr B. begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Plötzlich blieb er vor einer lebensgroßen Ibsenbüste stehen. Sein Gesicht nahm den Ausdruck angestrengten Denkens an, seine Stirn legte sich in Falten. Ich konnte mir das Verhalten B.s nicht erklären und wartete auf eine Äußerung, die seine und meine Spannung lösen sollte. Nach einer Weile unruhigen Nachsinnens sagte Herr B., nach der Büste weisend:

„Wer ist dieser Herr? Er kommt mir so bekannt vor."

Nun mußte ich herzlich lachen.

„Dieser Herr ist der Apotheker", sagte ich.

Herrn B.s Gesicht wurde in diesem Augenblick vollkommen glatt, aber seine Augen schauten nicht sehr glücklich drein, als er gleichsam echote:

„Ibsen."

Herr B. war also vor Ibsens Porträtbüste stehen geblieben und hatte gefragt, wer dieser „Herr" sei. Wer Herrn B. kennt, wird diese Geschichte kaum glaubwürdig finden. Herr B. ist historisch und biographisch in allen Künsten weitläufig bewandert und hat sich mit Ibsen eindringlich befaßt. Die Ähnlichkeit der Skulptur mit ihrem Vorbild steht über jedem Zweifel. Überdies hatte Herr B. die Büste schon oft in demselben Raume auf demselben Sockel gesehen und manchmal über sie gesprochen.

Wir haben eine schwere Gedächtnisstörung vor uns. Sie kommt jener gleich, welche sich bei einer jungverheirateten Frau zutrug, die einige Wochen nach der Hochzeit auf dem gegenüberliegenden Trottoir einen „Herrn" bemerkte, der ihr „sehr bekannt" vorkam, trotzdem der Herr ihr junger Gatte war[1]).

Das Experiment beweist, daß ich die Vorstellung, die die Agnoszierung Ibsens durch Herrn B. sperrte, richtig erraten hatte. Aus meiner Kenntnis der Vorgeschichte der Störung konnte ich die Hemmung sozusagen durch eine Kurzschlußanalyse lösen und der ausgesperrten Vorstellung den unverzüglichen Eintritt ins Bewußtsein verschaffen, indem ich die sie aussperrende Vorstellung beim Namen nannte, worauf sie gleich dem Gespenst im Märchen, hilflos weichen mußte.

Diese *Vorgeschichte ist folgende:*

Ich hatte, wie ich schon angedeutet habe, am Abend vorher mit Herrn B. über dramatische Kunst diskutiert und bei der Erörterung der Geistesgaben, die den dramatischen Schriftsteller bestimmen, mit Recht oder Unrecht behauptet, ein guter Dramatiker

---

[1]) Freud, Psychopathologie des Alltagslebens.

müsse ein naturwissenschaftlicher Kopf sein. Herr B. berief sich dagegen auf Ibsen, der gewiß ein guter Dramatiker gewesen sei und dennoch nichts mit Naturwissenschaft zu schaffen gehabt habe.

„Ibsen ist ein schlechtes Beispiel“, erwiderte ich; „Ibsen hat die Naturwissenschaft sogar praktisch getrieben, denn er war Apotheker von Beruf.“

Während ich dies sagte, besann ich mich, daß Herr B. dies eigentlich wissen müßte, und im nächsten Augenblick sagte Herr B. spontan, daß er dies „eigentlich“ sehr gut gewußt habe und daß er sich wundere, daß es ihm nicht eingefallen war und daß er darum solch ein ungeeignetes Beispiel gegen meine Behauptung geführt habe.

Nun dämmerte mir, daß ich „eigentlich“ wisse, es bestehe zwischen Herrn B. und der Vorstellung Apotheker eine nähere Beziehung, die Schuld haben könnte, daß es Herrn B. nicht eingefallen war, daß Ibsen ein Apotheker gewesen sei. Aber unsere Unterhaltung setzte rasch über dieses Intermezzo hinweg, ich spann meine Vermutungen nicht weiter und begnügte mich mit der Feststellung, daß diesmal ich es war, der etwas vergessen hatte, was er „eigentlich“ weiß. Als aber tagsdarauf Herr B. Ibsen nicht wiedererkannte, da kam mir die Einsicht in den gesuchten Zusammenhang plötzlich.

Gestern hatte Herr B. vergessen, daß Ibsen ein Apotheker ist. Heute erkennt er Ibsens Porträt nicht. Wahrscheinlich darum, weil Ibsen ein Apotheker ist, was er heute nicht mehr vergessen könnte, da ich es ihm gestern ins Gedächtnis gerufen habe. Er könnte dies umso weniger vergessen, als ihn die peinliche Verwunderung, mit der er gestern seinen Fehler konstatieren mußte, sehr wahrscheinlich vor

einem neuerlichen Vergessen, und gar nach einem so kurzen Zeitraum, bewahren müßte. Dazu kommt noch meine Gegenwart, die ihm dieses Vergessen sehr erschweren und die ihm vielmehr die Verbindung Ibsen-Apotheker automatisch ins Bewußtsein zwingen müßte.

Nun ist Herr B. im Angesicht der Ibsenbüste der Assoziation Ibsen-Apotheker wehrlos preisgegeben. Um der Vorstellung zu entrinnen, bleibt ihm nichts anderes übrig, als die mit ihr fest verknüpfte Vorstellung von Ibsen aus dem Gedächtnisse zu schaffen. Freilich, er hat allen Grund zu diesem Gedächtnismord. Die Geschichte, deren Existenz mir füglich schon gestern hätte einfallen sollen (da sie mir „eigentlich" bekannt war), und für deren Ausbleiben aus meinem Bewußtsein ich mir die Rechenschaft nicht vorenthalten habe, die ich jetzt meinen Lesern verschweige, ist diese:

Herr B. hatte mit der Gattin eines Apothekers ein Liebesverhältnis unterhalten. Der Gatte war dahinter gekommen und hatte Herrn B. mit Schlägen bedroht, wenn er das Verhältnis nicht aufgeben sollte. Es war eine wenig saubere Geschichte. Der betrogene Gatte droht, weil er zu feig ist, zu handeln. Herr B. aber nimmt die Drohung, deren Ungefährlichkeit er wohl zu beurteilen weiß, zum Vorwand, das Verhältnis, dessen er ohnehin überdrüssig ist, wirklich zu lösen. Er ist also nicht weniger feig, als er sich stellt, um dem feigen Gatten das Feld räumen zu dürfen. Er weiß dies und schämt sich. Da er aus dem abscheulichen Konflikt keinen schönen Abgang findet, will er die ganze Affäre vergessen.

Zunächst ist es die Vorstellung „Apotheker", deren Ausfall den beginnenden Verdrängungsprozeß an-

zeigt. Es ist klar, daß diese Vorstellung der Verdrängungsabsicht am stärksten entgegensteht. Wenn es keinen Apotheker im Gedächtnis gibt, dann kann es auch keine Erinnerung an eine Liebesgeschichte mit einer Apothekersgattin geben. Darum vergißt Herr B., daß Ibsen ein Apotheker war. Nachdem sich durch meine Korrektur eine feste assoziative Bindung zwischen „Ibsen" und „Apotheker" herstellt, vergißt Herr B., daß es einen Ibsen gibt. Denn durch die Vorstellung Ibsen kann die Vorstellung Apotheker, und mit dieser die Erinnerung an die unangenehme Angelegenheit mobilisiert werden.

Indem ich, diesen Zusammenhang erratend, Herrn B. das Wort „Apotheker" zuwarf, machte ich die versuchte Verdrängung zunichte.

Daß Verdrängungen, die sozial so wichtige Vorstellungen wie „Apotheker" und „Ibsen" (die letztere hat ihren großen Wert von der Berufstätigkeit des Verdrängers) mitreißen, bei einem sonst normalen Menschen keinen sicheren Bestand haben können, wird uns natürlich erscheinen. Vorstellungen verlieren, deren Verfügbarkeit zum täglichen Leben gehört, heißt seiner geistigen Existenz verlustig werden. Der Konflikt des Herrn B. war also, da Herr B. in der bürgerlichen Gesellschaft den Vorstellungen „Ibsen" und „Apotheker" nicht ausweichen konnte ohne geistig schwer zu erkranken, vor dem Bewußtwerden schlecht geschützt. Der Wiederkehr des Verdrängten sind in einem solchen Falle viel zu viele Wege geebnet.

Wie stark der ungelöste Konflikt zum Bewußtsein drängte, sieht man übrigens zunächst daran, daß Herrn B. bei der abendlichen Diskussion gerade Ibsen einfiel, als er einen nichtnaturwissenschaft-

lichen Dramatiker nennen wollte. Der Apotheker kam als Ibsen verkleidet und forderte Herrn B. zu einer Erledigung der moralischen Geschäfte auf. Um diese Maske für die Zukunft unbrauchbar zu machen, schickt Herr B. auch Ibsen in die Verdrängung. Und tagsdarauf erscheint Ibsen als „fremder Herr“ und präsentiert dieselbe Rechnung.

Warum aber mußte Herr B. denn auch gerade vor der Ibsenbüste stehenbleiben, da sich an ihr nichts Auffälliges verändert hatte, was die Aufmerksamkeit auf sich hätte lenken können? Nun, es hatte sich mit dieser Büste tatsächlich etwas Auffälliges zugetragen. Sie war Herrn B. fremd geworden, und so mußte sie ihm in diesem Raum, in dem ihm alles längst gut bekannt und vertraut war, auffallen. In dieser Form kehrte der verdrängte Ibsen wieder, als Bote des verdrängten Apothekers.

Ein Stück von der paranoischen Mechanik wird hier durchsichtig. Die Personen, von denen der Kranke die Libido abzieht, erscheinen als „fremde“ wieder[1]).

---

[1]) Das Verhältnis des Herrn B. zu Ibsen, das Verhältnis eines produktiven Mannes zu einem für ihn vorbildlichen Meister, ist dem Vaterkomplex nachgebildet und mit großen Massen Libido besetzt. Ohne diese starke Libidobesetzung kann ein so schweres Symptom, wie es Herr B. produziert hat, gar nicht zustandekommen. Die starke Gegenbesetzung durch den assoziativ auf Ibsen verschobenen Haß gegen den Apotheker ist natürlich mitberücksichtigt. Im gewöhnlichen Leben der mit ihren Meistern rivalisierenden Produktiven wird der die Gegenbesetzung bewirkende Haß aus der Sohneseinstellung geliefert. Daher stehen die Konflikte zwischen Meistern und Schülern, die nach Selbständigkeit streben, den schlimmsten Konflikten zwischen Vätern und Söhnen gar nicht nach.

Das Über-Ich

Von **Edoardo Weiss**, Rom

Aus „Rivista Italiana di Psicoanalisi", Anno II., 1933. Aus dem Italienischen übertragen von Dr. Richard Sterba.

In vielen Einzelheiten hat die Analyse das Über-Ich, das einen so wichtigen Anteil unserer seelischen Persönlichkeit bildet, bereits deutlich erkannt und sie bemüht sich weiterhin, seine Genese, seine besondere Art als seelische Instanz, seine Wirkungsweise und seine topische Stellung klarzulegen. Vieles ist im Zuge dieser Forschungsbemühungen bereits klar geworden; aber einige Einzelheiten im Problemenkomplex des Über-Ichs sind noch im Dunkeln, andere verlangen nach Vertiefung der Einsicht, manche unserer Vorstellungen sind vielleicht auch einer Korrektur bedürftig.

Wenn wir von allen philosophischen Spekulationen über moralisches Empfinden und ethisches Gefühl, die bis in die klassische Antike und früher zurückreichen, absehen, müssen wir sagen, daß Freud als erster den Problemenkreis des Gewissens von rein wissenschaftlichen Erkenntnisprinzipien aus einer Untersuchung unterzogen hat. Freud unternahm diese Untersuchung nicht etwa nur, weil die Tatsache des moralischen Empfindens an sich einen sehr wichtigen und interessanten Gegenstand der psychologischen Forschung darstellt, sondern weil die vertiefte Erkenntnis der seelischen Konflikte ihn notwendigerweise auf die Psychologie des moralischen Gewissens stoßen ließ. Und je tiefer er allmählich in der Erkenntnis der neurotischen und psychotischen Bildungen vordrang, umso deutlicher stellte sich ihm das

Schuldgefühl mit seinen mannigfachen Wirkungen und Folgen als wichtigster Faktor dar; das Schuldgefühl setzt aber die Existenz eines Gewissens voraus.

In dem vorliegenden kurzen Abriß ist es mir unmöglich, alle Erscheinungsweisen und Auswirkungen des moralischen Gewissens zu behandeln; weder auf seine Bedeutung in den verschiedenen psychischen Leidenszuständen, noch auf seine Umwandlung bei der Massenbildung und in der Religion, noch auf seine Funktion beim künstlerischen Schöpfungsakt und dergleichen mehr kann ich hier eingehen. Ich werde vielmehr meine Ausführungen auf die historische Darstellung des Erkenntnisweges und auf die Klarstellung des heutigen Standes unserer Erkenntnis vom Über-Ich beschränken.

Die erste systematische Darlegung über das Gewissen, das Freud einen Anteil des Ichs nennt, finden wir in seiner Arbeit „Zur Einführung des Narzißmus"[1]), erschienen 1914, in welcher der Autor die Ansicht ausspricht, daß die Verdrängung aus der Selbsteinschätzung des eigenen Ichs hervorgeht. Heute wissen wir durch Freud, daß die Verdrängung aus der Angst des Kindes vor einer Gefahr, und zwar ursprünglich einer ä u ß e r e n Gefahr, veranlaßt wird (Drohungen von Seiten der Erzieher, Angst vor Liebesverlust und vor allem Angst vor der Kastration). Diese äußere Gefahr findet in der Folge ihre innere Fortsetzung im Zusammenhange mit jener psychischen Institution, die eben das Gewissen darstellt. In der genannten Arbeit nun erläutert Freud auf Grund seiner Libidotheorie den Unterschied im physiologischen Verhalten zwischen einem, der eine Triebregung,

---

[1]) Gesammelte Schriften, Bd. VI, S. 163 ff

eine Erinnerung, einen Eindruck in sich zurückweist oder unterdrückt, und einem anderen, der dieselbe Regung, dieselbe Erinnerung usf. in sich gewähren läßt oder wenigstens bewußt verarbeitet, wie folgt:[1])

„Wir können sagen, der eine habe ein Ideal in sich aufgerichtet, an welchem er sein aktuelles Ich mißt, während dem anderen eine solche Idealbildung abgehe. Die Idealbildung wäre von Seiten des Ichs die Bedingung der Verdrängung."

Diesem Ideal-Ich gilt nun die Selbstliebe, welche in der Kindheit das wirkliche Ich genoß. Der Narzißmus erscheint auf dieses neue ideale Ich verschoben, welches sich wie das infantile im Besitze aller wertvollen Vollkommenheiten befindet. „Der Mensch hat sich hier, wie jedesmal auf dem Gebiete der Libido, unfähig erwiesen, auf die einmal genossene Befriedigung zu verzichten. Er will die narzißtische Vollkommenheit seiner Kindheit nicht entbehren, und wenn er diese nicht festhalten kann, durch die Mahnungen während seiner Entwicklungszeit gestört und in seinem Urteil geweckt, sucht er sie in der neuen Form des Ich-Ideals wieder zu gewinnen. Was er als sein Ideal vor sich hinprojiziert, ist der Ersatz für den verlorenen Narzißmus seiner Kindheit, in der er sein eigenes Ideal war."

Im folgenden spricht Freud von einer besonderen psychischen Instanz, deren Aufgabe es sei, darüber zu wachen, daß die narzißtische Befriedigung aus dem Ideal gesichert sei, und daß diese Instanz zu diesem Zweck unausgesetzt das aktuelle Ich am Ich-Ideal messe. „Wenn eine solche Instanz existiert, so kann es uns unmöglich zustoßen, sie zu entdecken;

---

[1]) L. c. S. 178.

wir können sie nur als solche agnoszieren und dürfen uns sagen, daß das, was wir unser Gewissen heißen, diese Charakteristik erfüllt. Die Anerkennung dieser Instanz ermöglicht uns das Verständnis des sogenannten Beachtungs- oder richtiger Beobachtungswahnes, welcher in der Symptomatologie der paranoiden Erkrankungen so deutlich hervortritt, vielleicht auch als isolierte Erkrankung, oder in einer Übertragungsneurose eingesprengt vorkommen kann. Die Kranken klagen dann darüber, daß man alle ihre Gedanken kennt, ihre Handlungen beobachtet und beaufsichtigt; sie werden von dem Walten dieser Instanz durch Stimmen informiert, welche charakteristischerweise in der dritten Person zu ihnen sprechen. (‚Jetzt denkt sie wieder daran; jetzt geht er fort.') Diese Klage hat Recht, sie beschreibt die Wahrheit; eine solche Macht, die alle unsere Absichten beobachtet, erfährt und kritisiert, besteht wirklich, und zwar bei uns allen im normalen Leben. Der Beobachtungswahn stellt sie in regressiver Form dar, enthüllt dabei ihre Genese und den Grund, weshalb sich der Erkrankte gegen sie auflehnt."

Im Zuge seiner Ausführungen erklärt Freud die Genese des Ich-Ideals, indem er es auf den kritischen Einfluß der Eltern, der Erzieher, der Lehrer und der ganzen übrigen Reihe der Personen zurückführt, die in der Umgebung des Einzelnen und als öffentliche Meinung auf dem Wege über die Stimme das Kind im Laufe der Entwicklung beeinflussen.

Freud identifiziert dabei Ich-Ideal und Gewissen noch nicht, sondern beschreibt vielmehr dieses als Wächter des Ich-Ideals.

Ich kann an dieser Stelle nicht dabei verweilen, auf einige bedeutende Bemerkungen des Autors, z. B. auf

jene über die Verwendung und Befriedigung der homosexuellen Libido beim narzißtischen Aufbau des Ich-Ideals, oder auf die weiteren Gedankenfolgen, die sich daran anschließen, einzugehen.

Freud betrachtete von Anfang an die Einrichtung des Gewissens als eine verinnerlichte Fortsetzung der Kritik, ursprünglich der Eltern, später der Gesellschaft: Verbote oder Hemmungen, von der Außenwelt ausgehend, erhalten sich auf diese Weise im Innern der Persönlichkeit wirksam. In der Tat wiederholen die Stimmen beim Beobachtungswahn in regressiver Richtung die Entstehungsgeschichte des moralischen Gewissens und die Selbstkritik des Gewissens fällt letzten Endes mit der Selbstbeobachtung zusammen, auf der sie aufgebaut ist. Nach Freud hat dieselbe psychische Tätigkeit, welche die Funktion des Gewissens übernommen hat, sich auch in den Dienst der Innenforschung gestellt, welche der Philosophie das Material für ihre Gedankenoperationen liefert. Dies ist, wie Freud meint, auch für den Antrieb zur spekulativen Systembildung, welcher die Paranoia auszeichnet, nicht gleichgültig.[1])

Im Ich-Ideal und in den dynamischen Auswirkungen des Gewissens erkennt Freud in der gleichen Arbeit den Ursprung der Traumzensur, wie ja im allgemeinen die Leistung der Verdrängung von ihm ausgeht.

Fassen wir zusammen: In „Zur Einführung des Narzißmus" unterscheidet Freud zwischen Ich-Ideal und dem eigentlichen Gewissen; dieses sei eine seelische Tätigkeit der Selbstbeobachtung und Selbstkritik, welche darüber wacht, daß das Ich dem Ich-

---

[1]) op. cit. S. 181.

Ideal entsprechend sich verhalte. Die Überwachung dieser Übereinstimmung zwischen Ich und Ich-Ideal wäre demnach die Hauptaufgabe des Gewissens. Und derselben psychischen Tätigkeit, welche diese Aufgabe erfüllt, obliegt auch die Aufgabe der Selbstbeobachtung im allgemeinen. In dieser Arbeit also macht Freud die Selbstbeobachtung noch nicht vom Ich-Ideal abhängig.

*

Die Arbeit über „Totem und Tabu" stellt einen entscheidenden Schritt dar zum größeren Verständnis des Ich-Ideals. Dieses leitet sich danach vor allem vom Vater her, so wie er dem Kinde in der ersten Lebenszeit erscheint. Es handelt sich hier um psychologische Mechanismen, die im wesentlichen auf der prähistorischen Vorzeit der Menschen beruhen und deren Sicherung und Kraftverhältnisse somit phylogenetischen Ursprungs sind. Halten wir uns gegenwärtig, daß, wie Freud uns lehrt, die Identifizierung des Kindes mit einem anderen Wesen der erste Ausdruck einer Gefühlsbildung an dieses Wesen ist: wenn das Kind jemandem wohl will, will es so sein wie er. Aber zu gleicher Zeit drückt es in dieser Identifizierung die Tendenz aus, sich an seine Stelle zu setzen und ihn so zu beseitigen.

Wir können daher sagen, daß die Identifizierung durch eine Ambivalenzeinstellung gegen jene Person, mit der man sich identifiziert, gefördert wird. Dieser Prozeß gewinnt seine größte Bedeutung in der Vorgeschichte des Ödipuskomplexes. Während der Knabe aus Liebe zur Mutter nach ihrem Besitz strebt, veranlaßt ihn seine Beziehung zum Vater anderseits dazu, ihn als Vorbild zu nehmen und sich mit ihm zu

identifizieren. Der kleine Knabe möchte also in allem den Platz des Vaters einnehmen, mit ihm identisch sein und dementsprechend will das kleine Mädchen sich an Stelle der Mutter setzen. Nur nebenbei wollen wir erwähnen, daß sich beim kleinen Mädchen dieser psychologische Prozeß durch die präödipale Mutterbindung und durch den Männlichkeitskomplex verwickelt. Erinnern wir uns noch daran, daß sich auch das männliche Kind in wechselndem Maße mit der Mutter identifiziert und daß im allgemeinen der Ödipuskomplex mannigfache Komplikationen und Abkömmlinge aufweist.

Ich setze voraus, daß der Zusammenhang zwischen Identifizierung und Oralität bekannt ist. Der oralen Phase haftet sowohl die Libido als auch der Aggressionstrieb an; die Triebregungen dieser Phase sind also ambivalent. Eine unbewußte Identifizierung mit jemandem bedeutet somit die orale Introjektion dieses Objekts. In seiner Arbeit über den Totemismus hat Freud diese Zusammenhänge erschöpfend dargelegt.

In „Massenpsychologie und Ich-Analyse“[1]) setzt Freud seine Ausführungen über die Identifizierung fort, indem er sich dabei auf seine Studie über die Melancholie[2]) beruft: Die Selbstanklagen des Melancholikers seien in Wahrheit Anklagen gegen eine andere Person, die vom Melancholiker introjiziert worden ist; der Melancholiker gleiche sich in einem Anteile seines Ichs damit dem Objekte an. Die affektive Bindung an das Objekt ist dabei eine ausgesprochen ambivalente. Sich selbst anklagend, klagt also der Melancholiker sein Objekt an. In seinen Ausfüh-

[1]) Ges. Schr. Bd. VI, S. 259 ff.
[2]) Ges. Schr., Bd. V, S. 535 ff. Trauer und Melancholie.

rungen fortfahrend, erläutert Freud, daß jenem Anteil des Ichs, der sich mit der Person, gegen die sich die Anklagen ursprünglich richten, identifiziert hat, ein anderer Teil der Persönlichkeit sich gegenüberstellt, und zwar eine kritische Instanz, was also zeigt, daß nicht alle Identifizierungen mit einem anderen Objekt zu solchen Bildungen führen müssen, wie sie das Über-Ich darstellt.

An dieser Stelle beruft sich Freud auf seine Arbeit über den Narzißmus, in der er sagt: „Wir nannten sie (diese kritische Instanz) das ‚Ich-Ideal' und schrieben ihr an Funktionen die Selbstbeobachtung, das moralische Gewissen, die Traumzensur und den Haupteinfluß bei der Verdrängung zu ..." Während er also in seiner Arbeit über den Narzißmus eine eigene psychische Tätigkeit unterscheidet, deren Aufgabe es sei, unausgesetzt das aktuelle Ich zu beobachten und am idealen Ich zu messen, damit die narzißtische Befriedigung am Ich-Ideal garantiert sei, und während er als diese Tätigkeit das moralische Gewissen erkennt, spricht er in „Massenpsychologie und Ich-Analyse" so, als hätte er Gewissen und Ich-Ideal ohne weiteres zusammenfallen lassen.

Wir müssen annehmen, daß es sich dabei um einen Fortschritt in der Erkenntnis des Über-Ichs handelt, der vom Autor nicht ausdrücklich hervorgehoben, sondern unbemerkt eingeführt worden ist.

Wiederholen wir: In der ersten der beiden genannten Arbeiten strebt das Gewissen nach der Identifizierung des Ichs mit dem Ich-Ideal, in der zweiten betrachtet Freud das Gewissen als die bereits erreichte Identifizierung eines Teiles des Ichs mit seinem Ideal. Dieser Teil würde sich dabei von der übrigen Persönlichkeit absondern, und das Ergebnis

der Introjektion des Ich-Ideals darstellen. Nach der zweiten Auffassung ist es eben dieser differenzierte Anteil der Persönlichkeit, der eine kritische, und wie wir in der Folge sehen werden, auch strafende Funktion ausübt für Triebregungen, die im Es wurzeln und von ihm verurteilt werden.

Ich habe bereits hervorgehoben, daß wir uns mit verwickelten Verhältnissen zurechtzufinden haben und daß wir, soweit unsere Forschung das Über-Ich betrifft, noch nicht zu klaren und eindeutigen Auffassungen gelangt sind; daß wir uns daher in vielen Teilen mit dunklen und schattenhaften Vorstellungen begnügen müssen.

Unsere Frage richtet sich zunächst nach dem Antrieb, der die Identifizierung selbst bewegt. Jene psychische Instanz, welche nach der oben aufgezeigten Auffassung Freuds die Identifizierung mit dem geliebten Objekt (Ideal) sicherte, ist jetzt verschwunden, denn diese Funktion der Selbstbeobachtung und Selbstkritik ist vom bereits introjizierten Ich-Ideal übernommen worden. Nehmen wir da zur Kenntnis, daß Freud[1]) in „Das Ich und das Es" sagt: „Wenn das Ich die Züge des Objektes annimmt, drängt es sich sozusagen selbst dem Es als Liebesobjekt auf, sucht ihm seinen Verlust zu ersetzen, indem es sagt: ‚Sieh, du kannst auch mich lieben, ich bin dem Objekt so ähnlich'." Und dieser Anteil der Libido, der infolge der Identifizierung des Ichs mit dem geliebten Objekt ins Ich zurückkehrt, bildet den „sekundären Narzißmus".

Falls sich in einem Individuum Identifizierungen mit mehreren Personen bilden, führen sie zur soge-

[1]) Ges. Schrf., Bd. VI, S. 374.

nannten multiplen Persönlichkeit; es können auch zwischen den einzelnen identifizierten Ich-Anteilen Konflikte entstehen. Wir wollen noch erwähnen, daß Freud in „Das Ich und das Es" das erste Mal für Ich-Ideal die Bezeichnung Über-Ich gebraucht, mit welcher er die erste und bedeutsamste Identifizierung des Individuums, die mit dem Vater der persönlichen Vorzeit, bezeichnen will. Das introjizierte Ich-Ideal kann gegebenenfalls wieder aus dem Ich hinausgestellt werden, wie es z. B. beim Führer in der Massenbildung der Fall ist, der das Ideal jedes einzelnen Mitgliedes der Masse repräsentiert.[1]) Auch beim Phänomen der Hypnose übernimmt der Hypnotiseur dem Hypnotisierten gegenüber in einem gewissen Ausmaß jene Macht, die ansonsten das Ich-Ideal über die Person hat.[2])

Eine Bemerkung Freuds, die die Beziehung des Ich-Ideals zur Realitätsprüfung betrifft, war der Ausgangspunkt für einiges Mißverständnis. Ich will kurz darstellen, worum es sich handelt: In seiner Arbeit „Metapsychologische Ergänzungen zur Traumlehre"[3]) spricht Freud von den großen Institutionen des Ichs und unterscheidet dabei die Realitätsprüfung und die Zensuren zwischen den psychischen Systemen. In „Massenpsychologie und Ich-Analyse" sagt Freud, indem er diese Ausführungen ergänzt: „Daß das Ich traumhaft erlebt, was er (der Hypnotiseur) fordert und behauptet, mahnt uns daran, daß wir verabsäumt haben, unter den Funktionen des Ich-Ideals auch die Ausübung der Realitätsprüfung zu erwähnen. Kein Wunder, daß das Ich eine Wahrnehmung für real

[1]) Massenpsychologie und Ich-Analyse, Bd. VI, S. 314.
[2]) op. cit.
[3]) Ges. Schr. Bd. V, S. 532.

hält, wenn die sonst mit der Aufgabe der Realitätsprüfung betraute psychische Instanz sich für diese Realität einsetzt."[1]) In einer Fußnote allerdings äußert Freud Zweifel, ob die Zuteilung dieser Funktion an das Ich-Ideal berechtigt sei. In „Das Ich und das Es" bezeichnet er in einer Fußnote[2]) die Zuweisung der Funktion der Realitätsprüfung an das Über-Ich als irrig und korrekturbedürftig und meint, es würde durchaus den Beziehungen des Ichs zur Wahrnehmungswelt entsprechen, wenn die Realitätsprüfung seine eigene Aufgabe bliebe — d. h. also die Aufgabe des Ichs und nicht des Über-Ichs.

Die Kritik aber und die Beurteilung der Handlungen haben nichts mit der Realitätsprüfung zu tun, sie sind vielmehr Funktionen des Über-Ichs. Um in diesem Punkte klarer zu sein, will ich zu einem Vergleich greifen. Nehmen wir an, ein Reisender käme auf seiner Reise in ein ihm völlig unbekanntes Land. Er weiß nicht, wie er die Besonderheiten des Landes deuten und einschätzen soll, die er beobachtet, und was er vom Benehmen der Bevölkerung, mit der er nicht vertraut ist, halten soll. Um sich in dem Lande orientieren und zweckmäßig handeln zu können, und die eventuellen Gefahren vermeiden zu können, wird er sich einen erfahrenen Führer wählen und sich ihm anvertrauen. Ebenso wäre das kleine Kind völlig verloren und desorientiert in der Welt, wenn es nicht in seinen Eltern und anderen Erwachsenen Führer und Stützen hätten, denen es sich blind anvertrauen kann. Das Über-Ich nun ist nichts anderes als die innerseelische Fortsetzung dieser Autorität in der Kindheit. Auch der Erwachsene emanzipiert sich

[1]) Ges. Schr., Bd. VI, S. 314.
[2]) Ges. Schr., Bd. VI, S. 372.

nicht völlig vom eigenen Über-Ich, sondern beurteilt und kritisiert mehr oder weniger die Handlungen, die er beobachtet, und die verschiedenen Lebenssituationen mit dem Auge des Über-Ichs. Meist macht er sich die Urteile des Über-Ichs zu eigen, welche er sekundär durch Gründe und Scheingründe zu rechtfertigen sucht. Es ist eine Tatsache, daß die Ansprüche des Über-Ichs unsere Urteilsfähigkeit wesentlich beeinträchtigen. Daraus kann man ersehen, welche große Bedeutung für die Bildung des Über-Ichs das Beispiel der Erwachsenen in seinem Einfluß auf die kindliche Psyche hat.

Soweit wir es also bisher erläutert haben, bildet sich das Über-Ich aus einem differenzierten Anteil des Ichs, in Angleichung an den Vater oder an die Eltern (oder wer immer sie vertritt), wie sie dem Kind in den Anfängen seiner Entwicklung erscheinen. Der Teil des Ichs, der die Selbstbeobachtung und die Selbstkritik übernimmt, stellt sich dem übrigen Ich, an das auch die Triebregungen des Es anlangen, gegenüber. Das Über-Ich ist also entstanden durch den Vorgang der Identifizierung, oder der oralen Introjektion, als ein Niederschlag des Ödipuskomplexes. Dieser Komplex geht an der Angst des Kindes vor dem verbietenden und strafenden Vater (oder vor den Eltern) in der realen Außenwelt zugrunde und wird in der Folge vom Über-Ich, das ja die innerseelische Fortsetzung der Existenz des Vaters darstellt, an seiner Wiederkehr gehindert. Der übrige Teil des Ichs, der beobachtete und kritisierte Anteil desselben, kann sich nicht in allem dem Vater gleichsetzen, denn einige der Vorrechte des Vaters sind dem Ich nicht gestattet (z. B. die Beziehung zur Mutter). Der Ödipuskomplex also wird

radikal zertrümmert und das Über-Ich tritt sein Erbe an.

Einen beträchtlichen Fortschritt für das Verständnis der Dynamik des Über-Ichs bedeutet das Studium des Schuldgefühls. Dieses Gefühl drückt die Spannung aus zwischen den Forderungen des Über-Ichs und dem, was das Ich unter dem Einfluß der Strebungen des Es tut oder tun möchte. Man könnte das Über-Ich und das Es als die beiden Gegner betrachten. Freud macht besonders das unbewußte Schuldgefühl zum Gegenstand einer genauen Untersuchung, da sich gerade dieses in mannigfachen Formen äußert. Das unbewußte Schuldgefühl erzeugt ein Strafbedürfnis und dieses Strafbedürfnis wurde als eine der Hauptursachen des neurotischen Leidens und als Ursache des heftigsten Widerstandes gegen die Heilung erkannt. Das Leiden der neurotischen Erkrankungen entspricht dem strengen Anspruch des Über-Ichs, vor allem seiner Straftendenz.

Die Strenge, man könnte vielfach sagen die Grausamkeit und Unerbittlichkeit des Über-Ichs, die sich in der Strafe absättigt, bedarf zu ihrer Erklärung weiterer Erkenntnisse. Erst durch sein Studium der psychologischen Triebgrundlagen konnte Freud die Erkenntnisse erlangen, die für das Verständnis der Strenge des Über-Ichs unerläßlich sind.[1])

Es ist die Lehre vom Todestrieb, respektive vom Aggressionstrieb, mit der wir ja bereits vertraut sind, die hier zur Förderung des Verständnisses einsetzt. Aus den diesbezüglichen Forschungsergebnissen und

---

[1]) Vgl. Freud: „Jenseits des Lustprinzips", Ges. Schr., Bd. VI, S. 189 ff.

Siehe auch Edoardo Weiß: „Libido ed aggressione". „Rivista Italiana di Psicoanalisi", vol. I., fasc. 1, 1932.

aus ihren Bestätigungen in der Therapie zeigte es sich als gesichert, daß das Über-Ich in seiner Straftendenz (Selbstbestrafungstendenz, wenn man es vom Standpunkte der Gesamtpersönlichkeit aus betrachtet) jene aggressiven Energien zur Abfuhr bringt, die seinerzeit das Individuum nicht gegen die Außenwelt (gegen den Vater) wenden konnte; diese Energien haben sich, von der Auswirkung in der Außenwelt abgehalten, auf dem Wege über das Über-Ich gegen das Individuum gekehrt. Zur Auffassung Freuds, daß sich das Über-Ich durch einen Prozeß der Introjektion des Vaters, bezw. der Eltern, der autoritativen Persönlichkeiten, wie sie dem Einzelnen in der Kindheit erscheinen, bildet, tritt also die Erkenntnis dazu, daß dieser differenzierte Anteil des Ichs, den das Über-Ich darstellt, in seinen Funktionen der Hemmung und Bestrafung jene destruktiven Triebenergien zum Ausdruck bringt, die dem Todestrieb entstammen und aus dem Es kommen. Der Todestrieb ist bekanntlich ein biologisch primär gegebenes Streben. Von dem oft bedeutenden Widerstand gegen die Heilung, der von der Überstrenge des Über-Ichs ausgeht und sich der Genesung widersetzt, weil das neurotische Leiden als Strafe den Todestrieb befriedigt, spricht Freud ausführlich in „Das Ich und das Es".[1])

Welche Bedeutung die negative Übertragung auf den Arzt in der Therapie hat, ist bekannt. In dieser Übertragung schafft sich der Aggressionstrieb gegen die Außenwelt (gegen den Vater) Abfuhr, der in der Kindheit gehemmt wurde und die Strenge des Über-Ichs verursacht hat. Alexander[2]) weist mit Recht dar-

[1]) Ges. Schrf., Bd. VI, S. 394/395.

[2]) Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit. Int. Psa. Verl. Wien 1927, S. 167/168.

auf hin, daß bisweilen ein allzu milder Vater, der dem Kind keine Veranlassung gibt, auch seine feindseligen Gefühle gegen ihn zu wenden, zum Anlaß für die Bildung eines allzu strengen Über-Ichs im Kinde wird. Mit diesen dynamischen Grundlagen der Über-Ich-Bildung haben sich zahlreiche analytische Autoren, vor allem Alexander[1]) und Reik[2]) befaßt. Mit dem Geständniszwang in der Kriminologie beschäftigte sich im besonderen Alexander,[3]) indem er an Gedankengänge anschloß, die Freud[4]) Jahre vorher gegangen war. Die Bedeutung dieser Forschungsergebnisse in der Pädagogik verdienten eine eigene Behandlung.[5])

Ich will an der Art, wie ein Mädchen triebhaft ihr Schuldgefühl verringerte, erläutern, welchen Anteil die Aggression an diesem Schuldgefühl hatte. Ein Mädchen von bürgerlicher Erziehung unterhielt, natürlich ohne Wissen der Eltern, eine Liebesbeziehung. Sie tat dies mit nicht ganz reinem Gewissen, ihr Über-Ich, das hauptsächlich nach der Mutter gebildet war, deren Liebe sie um nichts verlieren wollte, hemmte ihre erotischen Wünsche in hohem Maße, sie fühlte sich nicht frei. Es ist zu bemerken, daß das Mädchen, bevor sie die Beziehung einging, ein wenig frech war und sich nicht leicht etwas sagen ließ. Von dem Moment der Beziehung an wurde sie gehorsam

---

[1]) op. cit.

[2]) U. a. in: „Geständniszwang und Strafbedürfnis". Int. Psa. Verl. Wien 1925.

[3]) Alexander und Staub: „Der Verbrecher und seine Richter". Int. Psa. Verl. Wien 1929.

[4]) Freud: „Der Verbrecher aus Schuldgefühl", Ges. Schr., Bd. X, S. 312 ff.

[5]) E. Weiß: „Il delitto, conseguenza psicologica del bisogno di confessione", „Rivista Italiana di Psicoanalisi", vol. I., fasc. 2/3, 1932.

und ihren Eltern gefügig, die darüber sehr befriedigt waren, daß die Tochter sich so zum Guten verändert habe; sie beantworteten ihrerseits diese günstige Veränderung mit einer erhöhten Zuneigung. Eines Tages erfuhr die Mutter von der Beziehung und machte, entrüstet und empört wie sie war, der Tochter die bittersten Vorwürfe. Dies bedeutete für die Tochter einen heftigen Schock und erhöhte das Schuldgefühl, das schon vorhanden war, beträchtlich. Interessant ist nun die Haltung, die sie gegenüber dem Geliebten daraufhin einnahm. Nicht nur ihre erotischen Gefühle, die schon bisher durch die Hemmung des Über-Ichs abgeschwächt gewesen waren, wurden nun aus ihrem Bewußtsein völlig herausgedrängt, sondern sie benahm sich auch gegen ihren Geliebten äußerst aggressiv und grausam. Gleichzeitig aber minderte sich ihr Schuldgefühl und verschwand allmählich gänzlich. Wie sollen wir metapsychologisch den Zusammenhang zwischen dem Auftauchen der Aggression und dem Verschwinden des Schuldgefühls verstehen? Die Erklärung ist folgende: Im Schuldgefühl war ein Stück Autoaggression vorhanden, das sich in Verzichten, in einer übertriebenen Gehorsamkeit gegen die übrigen Forderungen der Eltern, in Selbstbestrafungsakten und in Gewissensbissen äußerte. Es bestand daher in ihr ein Bestreben, die Aggression und Grausamkeit des Über-Ichs loszuwerden. Diese Befreiung konnte nur dann geschehen, — wir sehen hier von psychoanalytisch-therapeutischen Eingriffen ab, — wenn die Energien der Aggression gegen eine Person der Außenwelt abgelenkt werden und so dem eigenen Ich diese Aggression erspart blieb. Die nächste Person, gegen die sie die Aggression wenden konnte, war — abgesehen von den Eltern, die den

Verzicht forderten[1]) — gerade ihr Geliebter, der die eigentliche Ursache für ihr Schuldgefühl war. Wenn sie nun durch ihre Aggression gegen den Geliebten die Beziehung, derentwegen sie sich schuldig fühlte, zerstörte, wirkte ihr Verhalten, das ihr außerdem vernünftig und folgerichtig schien, ihrem Schuldgefühl entgegen. Je mehr Aggression sie gegen den Geliebten wendete, umso mehr nahm die Strenge des Über-Ichs gegen sie ab, als ob das Über-Ich den Geliebten als den Schuldigen betrachtete und nun gegen ihn wütete. Wie sehr dem Mädchen auch ihr Verhalten vernunftbedingt schien, es war doch bedingt durch den Anspruch des Über-Ichs.

*

Mit dem fortschreitenden Studium der verschiedenen Neurosen- und Psychosenformen wuchs die Bedeutung des Über-Ichs außerordentlich. Das Über-Ich müssen wir für verschiedene Erkrankungsformen verantwortlich machen, deren Studium in das Gebiet der Neurosenlehre gehört. Beim manisch-depressiven Irresein z. B. gewinnt bald das Über-Ich eine Übermacht und stürzt sich mit aller seiner Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit auf das Ich, bald triumphiert das Ich, das vom Es überrumpelt worden ist, in der manischen Phase über das Über-Ich, aus dessen Macht es sich befreit hat.

Ich habe vor einigen Jahren den Anteil des Über-Ichs an der Verursachung der melancholischen, manischen und paranoischen Erkrankung untersucht.[2])

---

[1]) Die maßlose Sehnsucht nach der Mutterliebe hielt diesen Weg der Abfuhr der Aggression versperrt.

[2]) E. Weiß: „Der Vergiftungswahn im Lichte der Introjektions- und Projektionsvorgänge", Int. Ztschr. f. Psa., XII, 1926, S. 466 ff.

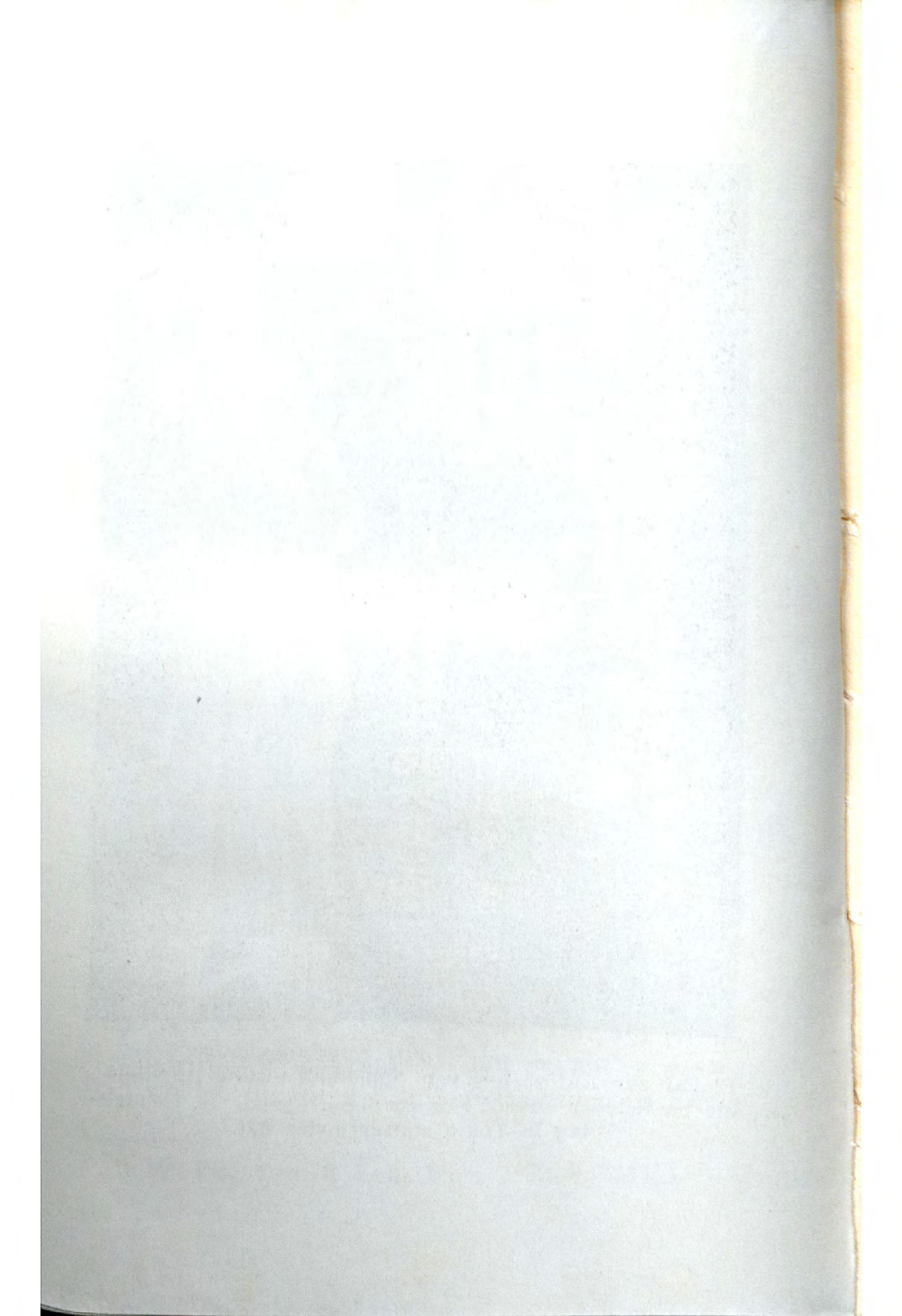
Einige Beobachtungen, die ich an meinen Anstaltspatienten machte, ließen mich klar unterscheiden zwischen verfolgtem Introjekt und verfolgendem Introjekt. Bei der Melancholie bleiben beide Introjekte als solche im Individuum und deshalb richtete sich die Aggression beim Kranken gegen ihn selbst. Bei der Manie kommt es zu einer Projektion des verfolgten Introjekts in die Außenwelt; und in der Tat greifen oft Manische, häufig mit moralisierenden Begründungen, andere Personen an. Aber zum Unterschied von der Aggression, die der Paranoiker ausübt, erfolgt beim Manischen der Angriff nicht aus Rache oder als Folge der Wahnvorstellung, verfolgt zu werden. Bei der Paranoia endlich ist es das aggressive, d. h. verfolgende Introjekt, das in die Außenwelt projiziert und so zum Verfolger wird, und wenn daher der Paranoiker aggressiv wird, so geschieht es aus Rache, als Gegenaggression oder zur Verteidigung.

In seinem Werk „Das Unbehagen in der Kultur"[1]) faßt Freud seine Ansicht über die Genese des Über-Ichs klar zusammen, indem er eventuelle Irrtümer, in die manche seiner Leser geraten sein mögen, zu berichtigen sucht. Die Genese des Über-Ichs ist in kurzem folgende: Ödipuskomplex, Ambivalenz gegen den Vater, die phylogenetisch abgelaufene Tat des Vatermordes aus Haßregung gegen ihn, seine orale Einverleibung. Die Liebe zu ihm kommt mächtig zur Geltung, nachdem der Haß sich ausgetobt hat, sie erzeugt ein Gefühl der Reue über die Tat. Auf Grund dieser Liebesbeziehung zum Vater ersteht er wieder im Über-Ich (in der Projektion Häuptling, im König

[1]) Int. Psa. Verl., 2. Aufl., Wien, 1932, S. 100 ff.



Plakat zur Aufführung von Sophokles' „König Oedipus", die im Rahmen einer Feier zu Sigm. Freuds 77. Geburtstag in Tokio stattgefunden hat.



und jeglicher Art von Autorität) und das Ich unterwirft sich ihm. Diese Phasen wiederholen sich psychologisch auch in der Ontogenese. Die Strenge des Über-Ichs kommt aus dem eigenen Todestrieb, soweit er nicht gegen die Außenwelt gewendet werden konnte. Das Schuldgefühl drückt letzten Endes die Spannung zwischen Über-Ich und Es aus.

Man darf aber nicht annehmen, das Über-Ich sei nur aggressiv; es kann auch bisweilen die Rolle eines Trösters nehmen, wie Freud in seiner Studie über den Humor[1]) gezeigt hat.

*

Aus dem Studium zahlreicher Fälle, welche ein bewußtes Schuldgefühl aufweisen, muß ich sagen, daß das Über-Ich, das in seiner Projektion mit dem Schicksal zusammenfällt, mit Gott, mit der behördlichen Autorität usw. durch den psychologischen Prozeß der Introjektion allein nicht erklärt werden kann.

Das Über-Ich ersteht auch meiner Ansicht nach[2]) in jenen Personen, gegen die man sich schuldig fühlt; sie sind jeweilige Vertreter der Imago, der das Über-Ich entspricht. Da diese Imago dem Es entstammt, in dem es keinen Unterschied zwischen real und irreal gibt, nimmt das Individuum dieser psychischen Imago gegenüber eine Einstellung an, als ob es sich in ihr um eine real anwesende Person handelte. Im übrigen wird die Tatsache, daß sich der Schuldige von der lebhaften Vorstellung seines Opfers gequält fühlt,

---

[1]) Ges. Schr., Bd. XI, S. 429 ff.

[2]) E. Weiß: „Regression und Projektion im Über-Ich", Int. Ztschr. f. Psa. XVIII, 1932, S. 21. Vgl. auch Int. Journ. of Psychoanalysis, London 1932, Bd. XVIII, S. 449 ff.

von Schriftstellern und Dichtern als häufiges Motiv verwendet. Der Schuldige wird bei Tag und Nacht von der lebendigen Imago seines Opfers wie von einem Gespenst verfolgt und wenn die Schuld eine Mordtat ist, kann der Getötete dem Mörder auch als eidetische oder halluzinatorische Erscheinung Angst und Schrecken einjagen. Die Erinnyen symbolisieren in großartiger Weise diese Form der Gewissensbisse. Es sind Fälle bekannt, in denen ein Mörder sich nach vielen Jahren dem Gerichte stellt, weil er sich vom „Geist" des Ermordeten verfolgt fühlt.

Ich vermag nicht zu entscheiden, ob diese Imagines nur Projektionen vorher introjizierter Objekte sind, ob sie etwa Phasen entsprechen, die der Introjektion vorausgehen oder ob am Aufbau des Über-Ichs selbst nicht außer der Identifizierung noch Vorstellungselemente beteiligt sind. Das aber sind Spezialfragen, die der Klärung noch harren, und besonderer Studien bedürfen. In seinem letzten Buch[1]) sagt Freud, nachdem er das Über-Ich erläutert hat: „Ich bin von diesen Ausführungen über die Identifizierung selbst durchaus nicht befriedigt, aber genug, wenn sie mir zugeben können, daß die Einsetzung des Über-Ichs als ein gelungener Fall von Identifizierung mit der Elterninstanz beschrieben werden kann." Ein einziges neues Moment fügt Freud in diesem Werk der Lehre vom Über-Ich hinzu, nämlich seine topische Stellung. Bisher reichte das Über-Ich, das aus einem differenzierten Teil des Ichs hervorgegangen war, nicht ins Es (System Ubw); es wurde als selbstverständlich angenommen, daß es im Vbw gelegen sei. Nun aber läßt Freud die Wurzeln des Über-Ichs bis

[1]) Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Int. Psa. Verl. Wien 1933, S. 90.

ins Es reichen, da es aus dem Ödipuskomplex seinen Ursprung nimmt, der durch die Verdrängung ins Es verbannt ist.

Hier bin ich mit meinen Ausführungen über das Über-Ich zu Ende; ich habe mich auf die hauptsächlichsten Punkte beschränkt, vor allem auf die historische Entwicklung der Lehre und auf den gegenwärtigen Stand unseres Wissens, indem ich auch dabei von mannigfachen Einzelheiten absah. Wer genauere Kenntnisse über diesen wichtigen Teil unserer psychischen Persönlichkeit erlangen will, mag sich an die Arbeiten der hier wiederholt zitierten Autoren wenden.

Erziehungsberatung

Von August Aichhorn, Wien.

Die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" hat einzelne Hefte zu wiederholten Malen als Sonderhefte erscheinen lassen, die jeweils ein Thema behandeln. So sind z. B. Sonderhefte über die Themen „Spielen und Spiele", „Strafen", „Sexuelle Aufklärung", „Stottern", „Psychoanalytische Heilpädagogik im Kindergarten", „Die Psychoanalyse des Kinderzimmers", „Intellektuelle Hemmungen", „Menstruation" und viele andere veröffentlicht worden. Das Doppelheft November—Dezember 1932 (Jahrg. VI.) ist nur den Fragen der „Erziehungsberatung" gewidmet. Wir bringen im Folgenden eine stark gekürzte Wiedergabe des umfangreichen einleitenden Aufsatzes von August Aichhorn. Andere Beiträge dieses Sonderheftes sind verfaßt von Hans Zulliger („Der Rohrschachsche Testversuch im Dienste der Erziehungsberatung"), Wilhelm Hoffer („Der ärztliche Berater"), Editha Sterba („Ein ungezogenes Kind"), Hans Schikola („Die narzißtische Kränkung der Eltern durch die Erziehungsberatung") und Fritz Redl („Erziehungsberatung, Erziehungshilfe, Erziehungsbehandlung").

Die Erziehungsberatung wird in der Regel von Eltern dann aufgesucht, wenn sie selbst Schwierigkeiten in der Erziehung ihrer Kinder nicht mehr überwinden können; in seltenen Fällen, wenn sie aus besonderer Sorge um die Entwicklung des Kindes ängstlich nach Richtlinien suchen. Die prophylaktische Bedeutung der Erziehungsberatung wird noch sehr wenig erkannt.

Der Name Erziehungsberatung deckt den Aufgabenkreis dieser Einrichtung nicht vollständig; zumeist reicht Rat allein nicht aus; es muß auch Erziehungshilfe geleistet und wenn wirtschaftliche und soziale Notstände den Erziehungsnotstand mit-

bedingen, mannigfache andere Unterstützung geboten werden.

Eine „psychoanalytische Erziehungsberatung“ könnte sich gewiß auf besondere Fälle beschränken: nur jene Erziehungsschwierigkeiten behandeln, die in abnormen psychischen Situationen und Konstellationen von Kind und Erziehungspersonen (Eltern) begründet sind und nur eingreifen, wenn der Erziehungsnotstand durch eine psychoanalytische Behandlung zu beheben ist. Sie könnte dann allerdings — wenn genügend Analytiker zur Mitarbeit bereit stünden — für sich allein bestehen, würde aber in diesem Falle nur einen ganz geringen Bruchteil des Erfordernisses decken. Soll eine psychoanalytische Erziehungsberatung aber auch all den Ansprüchen genügen, die an die Erziehungsberatung überhaupt gestellt werden, dann kann sie nicht für sich isoliert bleiben, sondern wird sich in eine umfassende Organisation der privaten oder öffentlichen Jugendfürsorge organisch einbauen müssen.

Im ersten Fall bedarf der Psychoanalytiker als Erziehungsberater keiner wesentlichen pädagogischen Schulung; andernfalls aber kommt er ohne gründliche Kenntnisse und Erfahrung als Erzieher, Jugendfürsorger und ausgebildeter Wohlfahrtspfleger nicht aus.

Ohne auf Anforderungen, die sonst an den Erziehungsberater zu stellen wären, näher einzugehen, erscheinen noch zwei Feststellungen grundsätzlich wichtig. Die Eigenart der Erziehungsberatung erfordert rasches Erfassen, rasches und zutreffendes Beurteilen von Menschen und Situationen und sicheres Entscheiden. Von allen Erziehungsarbeiten ist die Erziehungsberatung die schwierigste. Erlerntes Wissen reicht allein nicht aus, es muß ein Können dazu

kommen, das nur durch Erleben in der Erziehungsarbeit selbst erworben werden kann.

Der Versuch, die Fälle der Erziehungsberatung zu klassifizieren und zu typisieren, wäre ja sehr verlockend, bleibt aber ergebnislos, solange eine Symptomatologie der Verwahrlosung (Dissozialität) fehlt. Jede Typisierung verleitet nur, auf Grund eines hervorstechenden Symptoms zu schematisieren und weniger auffällige, aber vielleicht wichtigere Symptome zu übersehen. Das Endergebnis ist dann eine falsche Beurteilung des Erziehungsnotstandes und die vorgeschlagenen Maßnahmen können ihn nicht beheben. Die von uns ausgearbeiteten Tabellen dürfen nicht als Versuch einer Klassifizierung von Dissozialen gewertet werden. Sie sollen dem Anfänger in der Erziehungsberatung nur als allererster Behelf dienen, daß er sich in der Vielgestaltigkeit der Erziehungsschwierigkeiten und den zu deren Behebung vorhandenen Einrichtungen ohne besondere Schwierigkeiten orientieren kann. Der erfahrene Erziehungsberater stellt sich nicht nur seine Behelfe selbst zusammen, sorgt nicht nur für geeignete Mitarbeiter, sondern findet auch Anschluß an die notwendigen Einrichtungen der Jugendfürsorge, ohne dazu einer Anleitung zu bedürfen.

Vor einer relativ leichten Aufgabe steht der Analytiker als Erziehungsberater, wenn der Erziehungsnotstand nur auf neurotischer Basis erwachsen ist, weil ihm zur Erkennung und Entscheidung über die zutreffenden Maßnahmen seine Erfahrung aus der Neurosenbehandlung den Weg weist. Die analytische Erfahrung allein reicht nicht aus, wenn einer Dissozialität eine Verwahrlosung, eine Mischform aus Verwahrlosung und Neurose zugrunde liegt oder auch noch eine psychotische Komponente den Zu-

stand mitbedingt. Wegen der Verschwommenheit des Symptombildes wird ein sicheres sofortiges Erfassen schwierig, ja nicht selten unmöglich. Besonders aufmerksam zu machen ist noch auf zwar seltener aber immerhin noch häufig genug vorgestellte Kinder und Jugendliche, bei denen, mehr oder weniger sichtbar, Perversionen der Erreichung des Erziehungszieles entgegenstehen.

Die Vielgestaltigkeit der zum Erziehungsberater gebrachten Erziehungsnotstände entwirrt sich zum Teil, wenn die verschiedenen Entwicklungsphasen der dissozialen Zustände gesehen werden. Was darunter zu verstehen ist, wird folgende Überlegung klären: Je weniger das Kind vom Erwachsenen beeinflußt wird, desto mehr lebt es, geltende Normen nicht beachtend, der unmittelbaren Befriedigung seiner Triebwünsche. Dieses Verhalten ist ganz allgemein, für alle Kinder gleich und durchaus nicht auffällig. Der Zustand, dem es entspringt, gilt als normal. Dasselbe Benehmen des Erwachsenen wird anders beurteilt. Hält er sich nicht nach den Vorschriften, die das Zusammenleben regeln, sondern lebt er nach seinen eigenen Wertungen, dann ist er dissozial. Ich schlage vor, die Auffassung, die für den Erwachsenen gilt, auch für das Kind anzuwenden: Das Kind ist von Natur aus manifest dissozial. Unerzogenheit und manifeste Dissozialität fallen dann zusammen. Und der Erziehung wäre die Aufgabe gestellt, die Kinder vom Zustand der manifesten Dissozialität in den der Sozialität überzuführen.

Erfahrungsgemäß kann dieses Bemühen (das Erziehen) aber nur dann erfolgreich sein, wenn parallel dazu die Libido-Entwicklung normal verläuft. Er-

geben sich in deren Organisation bestimmte Störungen, auf deren Art hier nicht näher eingegangen wird, so bleibt das Kind entweder manifest dissozial, oder es benimmt sich wie der sozial Gewordene, ohne aber innerlich die Dissozialität aufgegeben zu haben: es ist latent dissozial geworden. Durch einen geeigneten Anlaß — der immer eintreten kann — wird dann die latente Dissozialität wieder manifest, wie in der ersten Kindheit, wenn auch oft mit anderen Äußerungsformen. Dieser Phasenwechsel — von der latenten zur manifesten Dissozialität — erfolgt nur ganz ausnahmsweise plötzlich, gewöhnlich braucht es dazu längere Zeit, so daß sich zwischen diesen beiden Phasen eine dritte Phase einschiebt, die wir die Bereitschaft nennen wollen. Sie ist dadurch charakterisiert, daß zwar noch nicht festgefügte Symptome in Erscheinung treten, wohl aber im Benehmen des Kindes ganz deutlich dissoziale Äußerungen merkbar sind.

Die Erziehungsfürsorge spricht in dieser Zustandsphase von einem „gefährdeten" Kind und erwartet von einem Eingreifen des Erziehungsberaters in diesem Zeitpunkt den besten Erfolg, der auch tatsächlich sehr oft eintritt. Das Kind ist aber nicht immer sozial, also ausgeheilt worden, sondern der symptomlose Zustand bedeutet weit häufiger latente Dissozialität. Die Erziehungsfürsorge verhält sich da ganz ähnlich wie das Strafgericht, das sich durch die Art des Strafvollzuges auch begnügt, die manifeste Gesetzesübertretung in die latente Dissozialität umzuwandeln.

Zusammenfassend: Die ursprünglich manifeste Dissozialität des Kindes wird durch die Erziehung nicht immer in die Sozialität umgewandelt;

bei gewissen Störungen in der Libidoentwicklung wird die manifeste Dissozialität latent; durch den Eintritt bestimmter Erlebnisse kommt sie in den Zustand der Bereitschaft, von der aus sie wieder manifest werden kann.

Diese Einsicht ist weniger für die Beurteilung des Erziehungsnotstandes (Diagnose), mehr für die Therapie und die anzuordnenden Maßnahmen wichtig. Die Art der Unterbringung — Hort, Tagesheim, Familienwechsel, kurz- oder langfristige Anstaltserziehung, Fürsorgeerziehungsanstalt — hängt nicht nur davon ab, ob das vorgestellte Kind in günstigem oder ungünstigem Milieu lebt, sondern auch, welche Zustandsphase vorliegt: Bereitschaft, latente, leichte oder schwere manifeste Dissozialität.

Der Erziehungsberater ist nicht immer in der Lage festzustellen, wieweit das Milieu die Dissozialität mitverursacht hat. Er muß aber auf jeden Fall beurteilen, ob das gegenwärtige Aufenthaltsmilieu zur Mitarbeit an der Ausheilung der Dissozialität geeignet ist, da er davon auch seine Entscheidungen abhängig machen muß. In diesem Sinn sind die Bezeichnungen „günstiges und ungünstiges Milieu" in der Tabelle zu verstehen. Ohne genaue Milieukenntnis wird der Erziehungsberater unsicher und wird oft Unzutreffendes veranlassen. Deswegen wird er sich darüber hinaus — besonders in den Zeiten allgemeiner Wirtschaftsnot — bemühen, über die Veränderungen in der Auffassung und im Betriebe der Wohlfahrtseinrichtungen im Bilde zu bleiben. So erfahren wir gerade jetzt, daß der Maßstab, den wir als Erzieher an das Milieu legen, nicht mehr als Maßstab für den Wohlfahrtspfleger gilt. Weiß der Erziehungsberater nicht, daß beispielsweise gegenwärtig jede

Unterbringung von Kindern aus prophylaktischen Gründen — sosehr die Notwendigkeit jedermann einsieht — aus Mangel an Mitteln nicht durchzuführen ist, so kann er darauf nicht Rücksicht nehmen, isoliert seine Arbeit und macht sie in vielen Fällen nahezu wertlos; denn seine vorgeschlagenen Maßnahmen sind nicht mehr durchzuführen.

Zur Frage des Milieus überhaupt muß bemerkt werden, daß der Erziehungsberater ohne weiteres ein Milieu als schädlich erkennen wird, in dem zufolge großer wirtschaftlicher Not die primitivsten Lebensbedürfnisse nicht mehr erfüllt werden können, wo durch Trunksucht des einen oder anderen Elternteils, durch deren psychische Abnormität, durch manifestes Verbrechertum innerhalb der Familie, durch ärgsten Streit, Raufszenen der Eltern untereinander, durch bewußten Haß und Wut gegen das Kind von einer geordneten Familie oder einer geregelten Erziehung innerhalb der Familie nicht mehr die Rede sein kann. Leicht kann er die Schädlichkeit des Milieus auch dort feststellen, wo das Kind bei einem geschiedenen Elternteil wohnt, beide Teile um das Kind kämpfen, es durch ein Übermaß an Liebesbeweisen für sich gewinnen, durch abfällige Äußerungen gegen den anderen Elternteil es beeinflussen wollen. In diesen krassen Fällen, in denen auch der Laie das Milieu als ungeeignet erkennt, ist die Entscheidung nicht schwierig.

Der Erziehungsberater wird aber auch Fälle eines nach außen hin völlig intakten Familienlebens, in denen Kinder schwersten Schädigungen ausgesetzt sind, finden. Hier ist die notwendige Voraussetzung für die richtige Erfassung der Situation und die Anordnung geeigneter Maßnahmen wieder eine gründliche Ausbildung des Erziehungsberaters.

Solche schwierige Milieuverhältnisse liegen vor, wenn zum Beispiel Eltern nicht mehr miteinander, sondern ohne Affektausbrüche nur mehr nebeneinander leben, wenn die Eltern, unmerklich für die Außenwelt, keine gemeinsamen Interessen mehr haben, einander nichts mehr zu sagen wissen und dadurch um das Kind eine kühle, lieblose Atmosphäre entsteht, in der es sich kaum noch zurechtfindet; wenn Eltern infolge ihrer Unfähigkeit zur Erziehung unwissentlich die größten Fehler machen; wenn Eltern übermäßige Sorge auf die Bereitstellung der Lebenserfordernisse verwenden und daher nie Zeit für ihr Kind haben; wenn den Eltern das Ausleben der eigenen Triebe über das Wohl des Kindes geht.

Aber ebenso schädlich wie die Vernachlässigung des Kindes ist sowohl ein Übermaß an Bemühen, — die ängstliche Sorge um das körperliche Wohl, den Gesundheitszustand und die sonstige Entwicklung des Kindes, — als auch die Unfähigkeit, den Triebansprüchen des Kindes, wenn notwendig, einen festen Willen entgegenzusetzen, triebeinschränkende Forderungen aufrecht zu halten und ein Übermaß an inzestuösen Bindungen zu verhindern.

Gerade diese, sehr oft schwierig zu durchschauenden Milieuschädigungen, bewirken eine Störung in der Libidoentwicklung, die zum Entstehen mannigfacher dissozialer Formen beiträgt.

Zu beachten sind auch Erziehungsnotstände, die darauf zurückgehen, daß die Elternteile über die anzuwendenden Erziehungsmittel entgegengesetzter Meinung sind.

Eine besondere Rolle spielt ferner jene Eifersucht, die äußerlich als solche nicht erkennbar, aber doch da ist und verheerend wirkt. Obenan stehen Väter,

die, ohne es zu wissen, auf das eigene Kind eifersüchtig sind, Mutter und Kind quälen, weil sie sich immer dem Kind gegenüber zurückgesetzt fühlen; dann Mütter, die eine Tochter mit in die Ehe bringen und eifersüchtig auf das eigene Kind werden, weil der Stiefvater es ihrer Meinung nach zu sehr bevorzugt; ferner Stiefmütter, die auf die Tochter aus erster Ehe oder die verstorbene erste Gattin eifersüchtig sind, weil der Vater die Tochter angeblich bevorzugt oder nicht alles, was an die erste Gattin erinnert, aus der Wohnung weggeschafft hat, oder öfters von ihr spricht.

Alle diese erwähnten Eifersuchtssituationen sind den Beteiligten fast nie bewußt und verraten sich nur in deren Verhalten.

Ebenso wirken sich manche Ehekonflikte den Kindern gegenüber unbewußt aus.

Das geschwängerte Mädchen, das nur aus moralischen Gründen den Kindesvater heiratete und für die unglückliche Ehe dieses Kind verantwortlich macht.

Die Frau, die ein außereheliches Kind in die Ehe mitbringt, die ihre Bindung an dessen Vater nicht lösen konnte und dadurch die eigene Ehe zerstört.

Die sich deklassiert fühlende Frau, die nach dem Abbau der Sexual-Überschätzung den Mann als unter ihr stehend empfindet.

Elternteile, die ihr eigenes nicht genug realisiertes Ich-Ideal im Kinde realisieren wollen und in diesem Bestreben auf ein Kind stoßen, dessen Fähigkeiten nicht ausreichen. Besonders hervorzuheben ist die Stiefmutter, die mit Rücksicht auf Verwandte, Bekannte und Nachbarn keine „Stiefmutter“ sein will, sondern ihre besonderen mütterlichen Fähigkeiten durch ein tadelloses Verhalten der Kinder und deren

hervorragende intellektuelle Erziehung beweisen will.

Endlich die Stiefmutter, die bewußt aus ähnlichen Gründen auf ein eigenes Kind verzichtet und für dieses Opfer durch eine tadellose Entwicklung der Stiefkinder belohnt werden will.

Zu beachten ist noch, daß Erziehungsnotstände bei körperlich Kranken erst nach der Ausheilung in psychische Behandlung zu nehmen sind. Der Erziehungsberater wird daher auf eine ärztliche körperliche Behandlung dringen und eine spätere Vorstellung verlangen. Bei krüppelhaften und nicht vollsinnigen Dissozialen reichen die Mittel der Erziehungsberatung nicht aus. Erfolgreiche Arbeit wird erst in Verbindung mit der Krüppel-, Blinden- und Taubstummenfürsorge möglich. Liegt Verdacht auf Psychose vor oder besteht eine Psychose, so wird der Erziehungsberater immer auf psychiatrischer Untersuchung bestehen. Über die Fälle der Erziehungsberatung, die in der Erfassung und Erledigung keine besonderen Anforderungen an den Erziehungsberater stellen, wollen wir nicht berichten.

Es ist selbstverständlich, daß in einer psychoanalytischen Erziehungsberatung vorgestellte Neurosen einer psychoanalytischen Behandlung zugeführt werden. Ebenso selbstverständlich ist, daß mit der Diagnose und Zuweisung zur Analyse die Erziehungsberatung in diesen Fällen ihre Aufgabe erledigt hat, es sei denn, daß der Analytiker sie bei Milieuschwierigkeiten wieder zur Mitarbeit heranzieht.

Was mit einer Schwererziehbarkeit, die auf neurotischer Basis erwächst, zu geschehen hat, weiß der psychoanalytische Erziehungsberater auch aus seiner

analytischen Erfahrung in der Behandlung von Neurotikern. Und daß eine tiefer wurzelnde Verwahrlosung eine Heilung nur in der Verwahrlostenanalyse, in der Fürsorgeerziehungsanstalt finden kann, muß auch nicht besonders besprochen werden.

Wir beabsichtigen, nur die außerordentliche Mannigfaltigkeit und Fülle dissozialer Formen aufzuzeigen, auf die Besonderheiten, aus denen Erziehungsnotstände erwachsen, aufmerksam zu machen, und auf schwierige Situationen, vor die der Erziehungsberater sehr oft gestellt wird, wenn er ein Urteil fällen und Anordnungen treffen muß, hinzuweisen.

Und nun in die Erziehungsberatung selbst!

Wir empfangen die Hilfesuchenden, lassen Väter und Mütter dann die Schwierigkeiten mit ihrem Kind zusammenhängend oder unzusammenhängend schildern und werfen Fragen nur dazwischen, wenn der Redefluß stockt, oder wenn wir merken, daß sie sich überhaupt nicht ausdrücken können. Sonst lassen wir sie reden, was und wie sie wollen, versuchen nicht die Mitteilungen nach einem bestimmten Schema, Fragebogen oder auf Grund einer auszufüllenden Drucksorte zu lenken, drängen auch nicht darauf, daß der Konflikt und das anamnestische Material in einer von uns bestimmten Reihenfolge gebracht werden. Die Leitlinie für die Mitteilungen von Eltern und Kindern haben nicht wir zu bestimmen, sie muß sich aus der Affektsituation der uns Gegenübersitzenden ergeben. Können wir „gut" zuhören, das heißt, benehmen wir uns ohne zu sprechen so, daß Kinder und Eltern den Anreiz bekommen, immer mehr aus sich herauszugehen, so schaffen wir einen Ersatz für die Methode des freien Einfalles, mit all den Vorteilen, die der freie Einfall dem Analytiker bringt. Wir

können dann aus der Reihenfolge der Einfälle (des Mitgeteilten), der Affektbesetzung, aus dem Wechsel im Redetempo (Verzögerung und Beschleunigung), der Änderung im Benehmen schon bei einer ersten Besprechung wichtige Schlüsse ziehen, wenn wir dazu noch die allgemeine affektive Situation von Eltern und Kindern beim ersten Zusammentreffen mit dem Erziehungsberater ins Kalkül ziehen.

Bei leichteren Schädigungen, die mit geringem Aufwand zu beheben wären, werden Kinder und Jugendliche, wie schon angedeutet, in der Regel nicht gebracht. Eltern erscheinen mit ihnen erst, wenn sie sich garnicht mehr zu helfen wissen, wenn es in der Familie, in der Schule, auf dem Arbeitsplatz bereits zu den ärgsten Ausschreitungen gekommen ist, und wenn trotz mehrmaligem Wechsels von „Lohn und Strafe" — oft bis zur schwersten körperlichen Züchtigung — kein Erfolg eingetreten ist.

Durch das fortgesetzte, vergebliche Bemühen sind die Eltern nach und nach in einen dauernden Erregungszustand gekommen, der zu aggressiven Tendenzen gegen das Kind oder verschieden abgestufter Resignation geführt hat, je nachdem sie sich verärgert, gekränkt oder gestört fühlen. Die Kinder und Jugendlichen sind in der gesteigerten Abwehrsituation zu einem wirklich unhaltbaren Benehmen gekommen.

Bei der ersten Begegnung in der Erziehungsberatung wirken sich diese Affektsituationen von Eltern und Minderjährigen ganz verschieden aus.

Den Eltern kommt es überhaupt nicht in den Sinn, daß ihr eigenes Verhalten den Erziehungsnotstand mitbedingt. Sie sind die Geschädigten und treten als Ankläger auf. Sie wissen genau, was sie mit ihrer

Vorsprache in der Erziehungsberatung wollen. Das geht aus der Art, wie sie die Schwierigkeiten schildern, ganz deutlich hervor. Ihre Mitteilungen sind letzten Endes nichts anderes, als eine eindringliche Aufforderung an den Erziehungsberater, die Minderjährigen gefügig zu machen.

Die Kinder und Jugendlichen sind bei diesem ersten Zusammentreffen mit dem Erziehungsberater in viel ungünstigerer Situation. Vielfach wissen sie überhaupt nicht, wo sie sind und warum sie in die Erziehungsberatung gebracht wurden. Oder, sie sind eingeschüchtert und unsicher gemacht worden. Sie verfügen auch nicht über eine Redegewandtheit wie die Erwachsenen oder sind durch Angst, Trotz usw. gehemmt. Vielfach wollen sie sich auch gar nicht verteidigen. Ihre Mitteilungen sind daher unsicher, wenig überzeugend und gehen zumeist nicht auf das Wesentliche der Sache ein. Das Übergewicht der Eltern gleicht sich nur dann etwas aus, wenn der Erziehungsberater von Haus aus bewußt dem „Angeklagten" seine Sympathie entgegenbringt.

In der Erziehungsberatung haben wir die Ursache der vorgestellten Dissozialität zu suchen und nicht den „Beschwichtigungshofrat" zu spielen, das heißt, nicht den Versuch zu machen, bestehende Konflikte durch Zureden zu beheben.

In dem wohlgemeinten Streben, ja nicht in diesen Fehler zu verfallen, liegt die Gefahr, daß sich durch unser Verhalten in der Erziehungsberatung, die Konfliktsituation zu Hause sehr verschärft und dadurch die Aufdeckung der Ursachen unmöglich wird.

Wie das zu verstehen ist: Eine Mutter beklagt sich, daß ihre dreizehnjährige Tochter es ablehne, im Haushalt mitzuhelfen, daß sie sich ausschließlich mit dem

Lesen von Romanen beschäftige und statt aufzuräumen und Geschirr abzuwaschen mit dem Buch in der Hand auf dem Sofa liege, wenn sie ihr Vorhaltungen mache, frech werde, statt sich zu schämen, die Mutter beschimpfe, und wenn diese ihr das Buch wegnehme, davonlaufe und stundenlang nicht nach Hause komme.

Vom Mädchen hören wir, daß sich die Mutter immer aufrege, wenn es ein Buch in der Hand habe, ganz gleichgiltig, ob es ein Roman sei oder ein Lehrbuch. Sie lerne gern, beschäftige sich lieber mit den Schulbüchern als mit Hausarbeiten; Reisebeschreibungen und moderne Autoren interessieren sie auch.

Aus den Darstellungen beider entnehmen wir, daß das kluge, bildungsbedürftige Mädchen sich vergeblich gegen den Unverstand einer primitiven Mutter wehre und daß seine aggressiven Ausbrüche eine selbstverständliche Abwehraktion gegen die Brutalitäten der Mutter seien.

Wir sagen nun dem Mädchen, daß wir es verstehen, wenn sie lieber studiere, statt Hausarbeiten zu verrichten, daß wir uns über sein Bildungsbestreben freuen und mit der Mutter sprechen werden, ihr das Lesen zu erlauben. Der Mutter erklären wir — wie wir meinen, sehr verständlich und überzeugend mit freundlichen Worten — ihre Pflichten der Tochter gegenüber.

Beide gehen nach Haus und die Konfliktsituation wird katastrophal; denn die von uns innerlich nicht überzeugte Mutter hatte uns nur äußerlich Recht gegeben und bleibt bei ihren Forderungen. Das Mädchen, durch unsere Beurteilung unterstützt, lehnt nun jede Mithilfe im Haushalt, die sie bisher, wenn auch widerwillig, so doch zum Teil geleistet hatte, schroff ab.

Mutter und Tochter erscheinen nicht mehr in der Erziehungsberatung. Von dritter Seite hören wir abfälligste Äußerungen der Mutter über unsere Arbeit. Wir sind überzeugt, alles getan zu haben, was möglich war, ärgern uns natürlich nicht, sondern erledigen die Angelegenheit mit dem Bewußtsein, wieder einmal auf eine Mutter gestoßen zu sein, der nicht zu helfen ist. Das wäre möglich, weil es wirklich viele Mütter gibt, die aus ihrem eigenen Erleben der gegebenen ungünstigen allgemeinen Situation und ihrer unbewußten Einstellung zum Kinde unzugänglich bleiben. Die Berechtigung, diesen Konflikt für den Erziehungsberater als unlösbar aufzufassen, erhalten wir aber erst nach strengster Selbstkritik. Eine solche Selbstkritik hätte uns in diesem Falle zur Einsicht geführt, daß wir etwas versäumten.

Unser allgemeines Verhalten dem Mädchen gegenüber war teilweise richtig, aber wir unterließen:

1. dem Kind deutlich zu machen, daß trotz Berechtigung seiner Ansprüche ein Zusammenleben mit der Mutter unmöglich werde, wenn es restlos auf der Erfüllung seiner eigenen Wünsche bestehe und nicht gewillt sei, den Bedürfnissen der Mutter, wenigstens zum Teil, freiwillig und gern entgegenzukommen. Obwohl wir wissen, daß logische Überlegungen das Mädchen nicht zum Abbau seiner affektiven Situation führen können, scheuen wir uns dennoch nicht, so mit ihm zu sprechen, weil wir durch ein solches Verhalten verhindern, daß durch unser Zutun die affektive Situation zur Katastrophe führt.

2. uns die Mutter zum Bundesgenossen zu machen, indem wir ihr mit Wissen des Kindes und mit seiner Einwilligung möglichst genau aller erzählen, was wir mit dem Mädchen besprachen, und daß wir vermuten,

es werde in der nächsten Zeit noch mehr Widerstand gegen die Anforderungen der Mutter leisten.

3. daß wir beide gemeinsam vornehmen und sie erst nach völliger Klarstellung entlassen.

Noch vorsichtiger müssen wir sein, wenn zu ungünstigen häuslichen Verhältnissen eine widerstrebende Schule kommt. Zur Illustrierung: Ein fast vierzehnjähriger Junge wird in der Schule durch sein rücksichtsloses, den Schulbetrieb störendes Benehmen unangenehm auffällig. Wir erkennen in der Erziehungsberatung, daß er nicht dem hinterhältigen feigen, stets in Abwehrstellung befindlichen Typus angehört, sondern daß er der derbe, immer zu rohen Spässen geneigte, aber dabei gutmütige Junge sei. Er müßte, um in Ordnung zu kommen, weiter erzogen werden. Um die dazu geeignete Situation herzustellen, ihn rasch in eine Gefühlsbeziehung zu uns zu bringen, damit durch uns diese Ersatzerziehung geleistet werden könne, gehen wir schon in der ersten Besprechung ganz besonders auf seinen Interessenkreis ein. Wir erfahren von ihm, daß er fanatischer Fußballspieler sei, eine eigene Fußballmannschaft zusammengestellt habe, diese aber nicht in Aktion treten könne, weil der Fußball fehle. Wir haben in der Erziehungsberatung geringe Mittel zur Verfügung und kündigen ihm an, daß er in den nächsten Tagen einen Fußball bekommen werde. Die Mutter, der wir diese Eröffnung auch machen, ist entsetzt: „Der Lausbub wird nun noch mehr Schuhe zerreißen.“ Wir gewinnen sie dadurch, daß wir ihr auch den Ankauf eines Paars Schuhe zusagen. Mutter und Sohn sind sehr befriedigt, denn die Mutter ist ja innerlich gar nicht gegen den Fußball, sie fürchtete nur die erhöhten Ausgaben.

In der Schule erzählt der Junge begeistert von der Erziehungsberatung; daß er nun endlich einen Fußball und ein Paar neuer Schuhe bekomme. Darüber wird er gehänselt und zu einem Wutanfall durch die ironische Frage gereizt, ob die Erziehungsberatung allen Gaunern einen Fußball kaufe. Es kommt zu einer argen Rauferei mit blutigen Nasen und die ohnehin schwache Stellung des Jungen in der Schule ist damit endgiltig erschüttert. Alles weitere Bemühen des Erziehungsberaters ist vergeblich, ein halbes Jahr später muß der Junge der Fürsorgeerziehungsanstalt übergeben werden.

Das psychoanalytische Wissen spielt dem Anfänger leicht einen bösen Streich, von dem aber auch der erfahrene Erziehungsberater nur gefeit bleibt, wenn er bei der ersten Begegnung mit den Eltern sehr vorsichtig ist: Wir hören die Mitteilungen der Eltern und Jugendlichen aufmerksam an, dabei formt sich in uns ein bestimmtes Bild über den Erziehungsnotstand, dementsprechend wir unsere Maßnahmen treffen. Was wir anordnen, geschieht und zu unserer Überraschung bleibt der Erfolg aus. Wieder haben wir eine Situation, in der wir für den Mißerfolg den andern verantwortlich machen können und über unseren eigenen Anteil daran nicht nachdenken müssen.

Beim Zuhören hat sich unbemerkt schon zu früh eine endgiltige Überlegung gebildet, das heißt, zu einer Zeit, in der das Mitgeteilte noch auf verschiedene Typen paßt, haben wir uns schon für einen bestimmten Typus entschieden. Von da an hören wir nicht mehr, was unser Urteil erschüttern könnte, denn auch wir geben eine einmal gewonnene Sicherheit nicht gerne auf. Nicht wissend und daher ungewollt haben wir den „Fall" in unsere Konstruktion

hineingepreßt, statt unsere Überlegungen dem Fall anzupassen. So sind wir für den Mißerfolg verantwortlich. Wir haben gelernt umso vorsichtiger zu werden, je früher wir in der Erziehungsberatung das Gefühl haben, einen Fall genau zu durchschauen. Seither sind die Mißerfolge geringer geworden.

Am zweckmäßigsten scheint es, nicht in jedem vorgestellten Kind oder Jugendlichen den „interessanten" psychoanalytischen Fall zu vermuten, sondern zu versuchen, mit den einfachsten pädagogischen Mitteln das Auslangen zu finden. Reichen diese nicht aus, so führt uns die nicht schwindende Dissozialität von selbst immer weiter ins Unbewußte, das aufzuhellen dann unserer psychoanalytischen Einsicht vorbehalten bleibt.

Viele Kinder bleiben von der Schule weg, machen ihre Aufgaben nicht, arbeiten in der Schule nicht mit und stören den Unterricht, weil niemand da ist, der sich für ihre Leistungen und das Benehmen in der Schule interessiert, der gute Schulleistungen lobt und schlechte tadelt, der wirkliche Zurücksetzung ausgleicht und bei vermeintlicher durch seine Person den Ausgleich schafft.

Wir haben in hunderten Fällen ohne Anwendung psychologischer Kunststücke ausreichende Hilfe dadurch geboten, daß wir das Vertrauen der vorgestellten Minderjährigen gewannen. Wir verstanden ihre Beschwernisse und Kümmernisse und gaben ihnen die Möglichkeit, ihr unbefriedigtes Zärtlichkeitsbedürfnis bei uns unterzubringen.

Die Praxis der Erziehungsberatung hat uns für solche Kinder ein bestimmtes Verhalten gelehrt. Bei der ersten Begegnung lassen wir uns auf eine Besprechung der vorliegenden Beschuldigungen nicht

ein, sondern veranlassen es, von zu Haus und von der Schule zu erzählen, geben ihm die Möglichkeit zu kritisieren, seine Wut zu entladen und machen nur Bemerkungen solcher Art, daß das Kind in uns seinen Freund sieht, der nicht daran denkt, die Beschuldigungen bestünden weiter zu Recht, der überzeugt ist, daß es die Schule nicht mehr schwänzen, seine Aufgaben machen, sich die größte Mühe geben werde, zwischen sich, dem Lehrer und den Schulkameraden Konflikte zu vermeiden. Wir bestellen das Kind für sehr bald wieder und entlassen es mit einem freundlichen Gruß. Es geht mit dem Impuls zum Wollen weg. Verstehen wir bei der zweiten Begegnung den Impuls zu würdigen und verlangen wir nicht seine restlose Umsetzung in die Tat, verstehen wir, mit dem Kind auf dessen gute Absichten einzugehen, uns bis in die kleinsten Einzelheiten für sein Schulerlebnis zu interessieren, so schaffen wir die Basis, auf der bei weiteren Begegnungen vom Kind aus Beziehungen zu uns entstehen, die für das Kind die zwingende Notwendigkeit uns Freude zu machen, enthalten. Sehr bald werden dann Schulbücher und Hefte mitgebracht, nicht nur die Schulaufgaben gelernt und geschrieben, sondern auch Fleißaufgaben angefertigt und vom Schulschwänzen ist in kürzester Zeit keine Rede mehr. Wiederholt sind so behandelte Kinder unsere Gehilfen geworden, wenn ein zweites Kind aus deren Klasse mit ähnlichen Schwierigkeiten geschickt wurde. Der Abbau der Beziehungen zu uns ist unschwer dadurch in die Wege zu leiten, daß wir das Kind in wachsenden Zwischenräumen bestellen. Er erfolgt endgültig dadurch, daß wir die Aufmerksamkeit auf Mitschüler und Lehrer lenken. Diese sind in diesem Zeitpunkt nicht mehr ablehnend und

nun geneigt, das „brave“ Kind als vollwertiges Mitglied aufzunehmen. Häufig gelingt es auch, die Schule zur Mitarbeit zu gewinnen; wiederholte Aussprachen mit dem Lehrer unterstützen dann wesentlich unsere Arbeit. Manchmal schafft auch die Umschulung des Kindes eine wesentliche Erleichterung.

Eine besondere Art dieser Fälle sind jene, in denen das Kind auch noch einen Hort oder eine Tagesheimstätte besucht und das Benehmen in Schule und Hort wesentlich voneinander abweicht, oft ganz entgegengesetzt ist. Da ist dann das Zusammenarbeiten zwischen Schule und Hort unter unserer Führung wichtig.

Erwachsen die geschilderten Äußerungen auf neurotischer Basis, dann bedürfen sie einer anderen Behandlung, auf die noch in einzelnen Beispielen eingegangen werden wird.

Es gibt relativ viele Kinder, deren dissoziale Äußerungen so aussehen, als ob sie von schwer verwahrlosten oder schwer neurotischen Kindern kämen. Dabei sind diese psychisch vollständig in Ordnung. Ihr Benehmen ist nur die Folge einer gesunden Abwehrtendenz von Schädigungen aus einem wirtschaftlichen Notstand, zerrütteten Familienverhältnissen oder dem ganz abnormen Verhalten des einen oder anderen Elternteiles. In der Erziehungsberatung können wir verhältnismäßig rasch feststellen, ob uns ein wirklich verwahrlostes oder neurotisches Kind vorgestellt wird, oder eines aus der eben geschilderten Gruppe, wenn wir uns sehr eingehend für die Familienkonstellation, die wirtschaftliche Situation und den Alltag seiner Familie interessieren.

*

Ein ganz extremer Fall eines „neurotischen“ Kindes: Es wird ein sechsjähriger Knabe vorgestellt, dessen Schlimmheit die Mutter so schildert, daß wir in ihm ohne besondere Schwierigkeit den typischen Fall eines Kindes mit „psychopathischer“ Reaktion erkennen. Die Erziehung eines solchen Kindes ist äußerst schwierig, in der Familie nicht durchzuführen, weil es eines besonderen heilpädagogischen Eingreifens bedarf. Allem Anschein nach hätte der Junge einer Erziehungsanstalt mit besonders geschultem Personal übergeben werden müssen.

Wir begnügen uns aber mit den Mitteilungen der Mutter nicht, sondern fordern sie auf, uns über einen der ganz argen Schlimmheitsanfälle genau zu berichten. Wir hören von einem Wutanfall am selben Tage als Antwort auf die Aufforderung der Mutter, sich nach dem Essen die Hände zu waschen. Uns fällt dieses Verlangen der Mutter auf; in dem Milieu, aus dem die Mutter kommt, ist es nicht üblich, sich nach dem Essen die Hände zu waschen.

Wir fragen: „Warum wollten Sie, daß der Junge sich nach dem Essen und nicht vor dem Essen wäscht?“

„Vor dem Essen hat er sich auch waschen müssen.“

Das ist noch auffälliger und wir fragen weiter: „Lieben Sie die Reinlichkeit so sehr?“

„Freilich, ich bade ihn ja auch jeden Tag und setze dem Badewasser Lysol zu?“

„Warum Lysol?“

„Es gibt ja viele krankhafte Bakterien in der Luft und das Kind könnte leicht krank werden.“

„Ängstigen Sie sich nur um das Kind oder haben Sie auch Angst für Ihre eigene Person?“

„Ich bin Bedienerin in einem Büro; da verkehren viele Leute und man kann sich leicht anstecken."

„Was machen Sie dagegen?"

„Ich wasche mir die Hände."

„Wie oft ungefähr im Tag?"

„Dreißig- bis vierzigmal."

So stellt sich heraus, daß die Mutter an einem schweren Waschzwang leidet und ihren Jungen damit quält. Die Schwer-Erziehbarkeit des Jungen ist die Abwehr-Reaktion eines gesunden Kindes auf die Neurose der Mutter.

In diesem Fall hat uns das eingehende Ausfragen die Neurose der Mutter erkennen lassen. Ein andermal können wir leicht durch so genaues Erkundigen irregeführt werden, wenn wir nicht merken, daß uns Eltern aus ihrer eigenen neurotischen Situation, oder weil sie das Kind los werden wollen, eine übertriebene Darstellung geben. In solchen Fällen wird oft normale Vorsicht als neurotische Angst des Kindes gesehen, Ordnungsliebe als Zwangssymptom geschildert, von hysterischem Erbrechen gesprochen, wenn sich das Kind den Magen verdorben hat, und gewöhnliche Ungezogenheit als Verwahrlosung so schweren Grades beschrieben, daß sie in der Familie nicht mehr behoben werden kann.

*

Vor noch größere Schwierigkeiten in der richtigen Erfassung der Situation als neurotische und lieblose Eltern den Erziehungsberater stellen, stellen ihn Eltern mit ungeordnetem psychologischen Wissen. Sie beziehen ihre psychologische Halbbildung aus Vorträgen über Kindererziehung und Kinderpsychologie und aus der Lektüre psychologischer und psycho-

analytischer Literatur. Unverdautes psychologisches Wissen hat ihnen die Fähigkeit, kindliche Äußerungen unbefangen zu beobachten, genommen; an ihre Stelle sind Gedankengänge getreten, die einem Chaos unverstandener psychologischer Ideen entspringen.

Eine Mutter dieses Typus stellt ihren noch nicht sechsjährigen Jungen in der Erziehungsberatung mit dem Ersuchen vor, ihr zu raten, wie sie dem Kinde helfen könne, den „Ödipus" zu bewältigen. Sie spricht von seiner großen Anhänglichkeit an sie, der Abneigung und dem Haß gegen den Vater und seiner nächtlichen Angst, die sie als Bemühen, von ihr ins Bett genommen zu werden, deutet. Das Kind wird um sieben Uhr zu Bett gebracht — es schläft auf einer Ottomane im elterlichen Schlafzimmer — aber schon um neun, zehn Uhr, spätestens vor Mitternacht wird der Junge wach, weint und schreit, daß er sich fürchte. Er beruhigt sich erst, bis er bei ihr im Bett liegt. Das äußerliche Leben schildert sie als vollkommen geregelt und geordnet, wie es in bürgerlichen Familien, die im Haushalt und in der Pflege der Kinder auf Ordnung sehen, Brauch ist.

Der Junge macht den Eindruck eines durchaus normalen Kindes, zeigt äußerlich keinerlei Auffälligkeiten, von Angst ist nichts zu merken. Die Unterredung mit ihm zeitigt ein nicht zu erwartendes Ergebnis: Als die Sprache auf die Ottomane kommt, sagt er: „Auf der Ottomane kann ich nicht schlafen, ich werde immer wach. Zuerst spüre ich nichts, aber dann kommen immer Wanzen und vor ihnen fürchte ich mich so, daß mich die Mutter zu sich ins Bett nimmt." Ob die Mutter wisse, wovor er sich fürchte? Sie wolle ihm immer ausreden, daß es die Wanzen seien.

Die Mutter muß, so unangenehm es ihr ist, zur Kenntnis nehmen, daß nun auch wir diese Tatsache wissen. Durch Erhebungen erfahren wir, daß in der Familie das Gegenteil einer geordneten Wirtschaft herrscht und gerade die Pflege und Behandlung des Kindes sehr viel zu wünschen übrig lassen. Wir versuchen das Interesse dieser Mutter vom psychologischen auf den realen Teil der Kindererziehung und -pflege zu richten.

*

Im Gegensatz zu den Fällen, in denen dem Erziehungsberater die Verwahrlosungs- und neurotischen Symptome übertrieben geschildert werden, stehen jene, in denen Eltern die häuslichen Verhältnisse und den Zustand des Kindes verschleiern. Häufig werden wichtige Einzelheiten, weil die Eltern sich ihrer schämen, absichtlich verkleinert oder verschwiegen: Über Zwistigkeiten in der Ehe, deren Kenntnis zur richtigen Erfassung der Situation unerläßlich ist, wird nicht gesprochen oder sie werden nur nebenbei erwähnt, körperliche und moralische Defekte verheimlicht. Bei den Mitteilungen über die Kinder tritt zur Scham noch die Befürchtung, ihnen zu schaden. Diese Eltern sind von Haus aus mißtrauisch oder in eine Reihe mit jenen anderen gestellt, die vertrauliche Mitteilungen über das Kind gegen das Kind verwenden.

Von Jugendlichen verschweigen die Eltern häufig strafbare Handlungen und geben sie über Befragen zögernd zu.

Wenn sich der Erziehungsberater grundsätzlich darauf einstellt, zuerst das Vertrauen zu gewinnen, so wird er am ehesten Scham, Furcht und Mißtrauen der Eltern überwinden.

Wir haben nun auf übertriebene und verschleierte Darstellung der Eltern aufmerksam gemacht und erwähnen noch jene unrichtigen Mitteilungen, die darauf zurückgehen, daß ein wirklich neurotisches Verhalten der Kinder von den Eltern als Verwahrlosung gedeutet, oder eine tatsächliche Verwahrlosung als Neurose angegeben wird.

Manchmal hat der Erziehungsberater es schwer, Eltern davon zu überzeugen, daß sie Krankhaftes als Verwahrlosung sehen. Bei dem Großvater, von dem wir jetzt berichten, liegt die Sache anders. Er, ein ehemaliger Tischlergehilfe, stellt sein siebenjähriges Enkelkind, das in seinem Haushalt lebt, in der Erziehungsberatung vor. Der Großvater bringt auch seine eigene Diagnose mit: „Kleptomanie und schwere Nervosität."

Das Kind ist das außereheliche Kind der ältesten Tochter der Familie, die seit zwei Jahren unbekannten Aufenthaltes ist. Als sie sechzehn Jahre alt war, wurde sie vom Vater zum ersten Male aus dem Haus gewiesen, obwohl sie damals, wie die Großmutter sagt, nicht leichtsinniger gewesen sei, als Mädchen dieses Alters es zu sein pflegen. Aber der Vater war mit seinen Kindern sehr streng, besonders streng aber mit der Ältesten. Ganz gegenteilig ist sein Verhalten dem Enkelkind gegenüber. Die Großmutter erzählt Einzelheiten aus dem Aufwachsen des Kindes, aus denen hervorgeht, daß der Großvater eine Zurechtweisung des Minderjährigen durch sie nie duldet. Als beweisend führte sie ganz besonders an: Die Gewöhnung des Kindes an Reinlichkeit machte übermäßige Schwierigkeiten. Der Junge zeigte wenig Lust, den Topf zu benützen. Hatte ihn die Großmutter dazu gebracht und der Großvater

kam zufällig zur Tür herein, so sprang der Junge wieder auf, da er wußte, jetzt würde er nicht mehr dazu angehalten werden. Auch die jüngeren Geschwister seiner Mutter — von denen das Jüngste nur wenig älter war als er selbst —, mit denen er gemeinsam aufwuchs, waren ihm gegenüber machtlos. Der Großvater stand immer schützend hinter ihm. Bei Streitszenen der Kinder fragte der Großvater nicht, er züchtigte nur die anderen. Keines der Kinder durfte sich wehren, wenn ihnen der Kleine etwas wegnahm.

So wuchs der Junge nahezu ohne Triebeinschränkungen heran. Als das Kind auch bei Fremden Dinge und Geld zu nehmen begann, sah der Großvater darin nicht ein Verwahrlosungssymptom, sondern eine nervöse Störung, die er ärztlich behandelt wissen wollte.

Es war aussichtslos, den alten Mann zu einer besseren Einsicht zu bringen. Um eine weitergehende Fehlentwicklung des Kindes zu vermeiden, blieb nur die Loslösung von diesem Milieu.

*

Mißhandelte Kinder kommen sehr häufig aus dem Trinkermilieu. In der Erziehungsberatung kann das Problem der Trunksucht natürlich nicht in seiner Gänze erfaßt werden. Da aber immer wieder Fälle aus Trinkerfamilien in der Erziehungsberatung zur Behandlung kommen, muß der Erziehungsberater auch dazu Stellung nehmen.

Seltener sind Mütter, häufiger Väter der Trunksucht verfallen. Der Erziehungsberater wird bei rechtzeitiger Inanspruchnahme ohne Analyse und ohne Fürsorgeerziehungsanstalt auskommen, Verwahrlosungsbereitschaft und manifeste Verwahrlosung

durch Familienwechsel beheben können. Ein Familienwechsel erübrigt sich, wenn der dem Trunke ergebene Elternteil einer Trinkerheilstätte übergeben werden kann.

In Fällen, in denen Trunkenheit des Mannes zu wüsten Exzessen führt, in deren Verlauf Frau und Kinder verprügelt und so behandelt werden, daß sie die Wohnung verlassen müssen und der betrunkene Mann dann die Wohnungseinrichtung zertrümmert, sind wir geneigt, den besonders brutalen Mann zu sehen. Das kann, muß aber nicht zutreffen. Wir kennen Fälle, die bei genauer Untersuchung erkennen ließen, daß der Mann nicht der rohe, gewalttätige, sondern im Gegenteil, der weibliche, schwächliche, im nüchternen Zustand gehemmte Mann ist. Auffällig ist, wie diese Männer von ihren Frauen geschildert werden: im nüchternen Zustand sehr verträglich, anständig, brav, gefällig, hilfsbereit bei den häuslichen Arbeiten.

Der Eindruck, den weibischen Mann beschrieben zu bekommen, ist nicht abzuwehren. Noch auffälliger ist, daß die Frau, die ihn beschreibt, der aktive, energische, maskuline Typus ist.

Wir konnten in einigen dieser Fälle feststellen, daß die Affektausbrüche in der Trunkenheit nur der mit ungeeigneten Mitteln unternommene Abwehrversuch des zu schwachen Mannes gegen die Unterdrückung durch die Gattin bedeutet.

Er ist in einer Art höriger Abhängigkeit von seiner energischen Frau. Eine Zeitlang lebt er im Sinne der angedeuteten Triebeinstellung, bis er durch die gewiß nicht beabsichtigten, aber aus der Ich-Struktur dieser Frau bedingten Quälereien schwer gekränkt, wahrscheinlich auch in Angst versetzt ist und durch

den Anspruch seines Über-Ichs getrieben wird, „Mann“ zu sein.

Aus dem Gefühl seiner Ohnmacht und der Unmöglichkeit, die eigene Passivität überwinden zu können, versetzt er sich durch Alkohol in den Zustand einer künstlichen Hemmungslosigkeit.

Wahrscheinlich ist er in dem Augenblick ganz „Mann“, in dem Gattin und Kinder die Wohnung fluchtartig verlassen und er die Wohnungseinrichtung zertrümmert.

Der Erziehungsberater muß diese Zusammenhänge kennen, weil er in solchen Fällen nicht darauf bestehen wird, die Heilung des Trinkers in der Trinkerheilstätte zu suchen. Er dient der Fürsorge um das Kind am besten, wenn er versucht, ruhigere Milieuverhältnisse herzustellen.

Ob dies durch Analyse von Vater und Mutter zu erreichen wäre, konnten wir nicht feststellen, da uns die Möglichkeit, diese zu veranlassen, fehlte.

Eine erträgliche Situation schufen wir in einigen Fällen dadurch, daß wir in oftmaligen Besprechungen in der Erziehungsberatung starke Beziehungen von Vater und Mutter zu uns herstellten, dabei der Frau die Möglichkeit einer passiven Einstellung gaben, und außerdem dem Mann die Gelegenheit schufen, seine aggressiven Tendenzen in sozialer Form zu äußern. Erfahrungsgemäß ist ein stabiler Erfolg aber immer nur dann zu erreichen, wenn die Beziehungen zu uns längere Zeit aufrechterhalten und nur nach und nach abgebaut werden.

Eine Änderung in den Familienverhältnissen des Trinkers herzustellen, scheint in der Regel ganz aussichtslos zu sein und doch ist sie oft erfolgreich durchzuführen. Im Gegensatz dazu gibt es Familien-

situationen, die nur einer geringen Änderung bedürften, um zur Mitarbeit bei Behebung der Verwahrlosung herangezogen werden zu können. Scheinbar müßte diese Änderung leicht zu erreichen sein und doch bleibt alles Bemühen des Erziehungsberaters darum erfolglos. Zu diesen Familienkonstellationen gehören unter anderen jene, in denen Väter den Schwerpunkt ihrer Interessen außerhalb ihrer Familie verlegen. Es sind nicht schlechte Väter, die die Familie bewußt vernachlässigen, aber geschäftliche, öffentliche, politische Betätigungen nehmen sie immer wieder in Anspruch. Ruft der Erziehungsberater solche Väter zur Mitarbeit heran, so sagen sie gerne zu, leisten aber in Wirklichkeit nichts. Die Mütter fühlen sich vernachlässigt, können aber nur die Verhältnisse und nicht die Person des Vaters dafür verantwortlich machen, werden dem Kind gegenüber ungerecht und die Verwahrlosung vertieft sich immer mehr.

Die Schwierigkeit des Erziehungsberaters liegt darin, daß der Vater verstandesgemäß, aber nicht affektiv allem beipflichtet, was der Erziehungsberater von ihm verlangt, es daher nicht durchführt. Wir haben wiederholt erfahren, daß der Vater Unterlassungen, die wir von ihm forderten, soweit sie nicht seinen oben angedeuteten Interessenkreis berühren, durchführt. Er ist bereit sich passiver zu verhalten, vom Kinde weniger zu fordern als bisher, denn aktivere Betätigungen bringt er nicht zustande.

*

Unter den auf die Erziehungsberatung gebrachten Kindern befinden sich häufig solche, deren Schulschwierigkeiten, die den Anlaß ihres Kommens bie-

ten, durch Lernhemmungen verursacht werden. Die meisten von ihnen werden von der Schule ganz typisch mit zwei Sätzen charakterisiert:

Das Kind kann sich nicht konzentrieren.

Es könnte viel mehr leisten, wenn es wollte.

Die so beschriebenen Kinder sind in der Regel starke Tagträumer, die den Großteil ihrer Energien in Phantasien verbrauchen. Sie könnten ihrer Begabung nach wirklich mehr leisten, aber nicht wenn sie „wollten", sondern wenn sie „wollen könnten". Sie sind keineswegs unfähig sich zu konzentrieren, aber sie konzentrieren sich auf den Inhalt ihrer Tagträume und nicht auf die von ihnen verlangte sachliche Arbeit in der Schule. Dem Analytiker müssen wir wohl nicht sagen, was hinter den Tagträumen steckt und wie er ihnen beikommen kann, vielleicht ist aber ein Hinweis auf die Diagnose dieses Typus in der Erziehungsberatung wichtig. Diese Kinder sind während der Erziehungsberatung relativ leicht zum phantasieren zu bringen. Richtiges Verhalten des Erziehungsberaters wird Assoziationen auslösen. Er kann durch Anknüpfung an das kindliche Spiel zunächst jene Phantasien, die hinter dem Spiel stecken, erzählen lassen.

Es gibt aber oft gerade unter diesen Kindern solche, die den Kontakt mit der Realität soweit unterbunden haben, daß sie ihre Phantasien nicht in ein Spiel einbauten, das Spiel sogar als Störung ihrer lustvollen Phantasietätigkeit empfinden, sondern vor sich hinträumen, was auch immer um sie herum geschieht. Bei diesen Knaben wird ein Anknüpfen an kindliches Spiel dahinter steckende Phantasien nicht zutage

fördern. Dieses Kind, nach seinen Phantasien gefragt, wird dieselben infolge des an die Phantasietätigkeit geknüpften Schuldgefühls nicht erzählen, auch wenn die Phantasien bewußt sind. Bei vielen Kindern hat der Verdrängungsmechanismus bereits die Leistung der Umwandlung bewußter Phantasietätigkeit in unbewußte vollbracht. Man kann von ihnen nicht mehr sagen, sie träumen vor sich hin, sondern sie schauen bloß vor sich hin. Gefragt könnten sie nur — volle Aufrichtigkeit vorausgesetzt — aussagen, an nichts gedacht zu haben. Wir wissen aber, daß in diesen Augenblicken scheinbarer Ruhe, verdrängte Phantasien ablaufen.

Es ist oft von Vorteil, es dem Kind in der Erziehungsberatung zu ermöglichen, Phantasien so zu erzählen, daß es das Erzählte nicht als eigene Phantasie erlebt und daher von Schuldgefühl freibleibt oder bei starken Verdrängungen es zu zwingen, seine Phantasien teilweise in das Bewußtsein dringen zu lassen.

Zu diesem Zweck lassen wir das Kind eine bequeme Stellung einnehmen, die Augen schließen und versuchen, seine Aufmerksamkeit auf eine bewußte Vorstellungswelt zu konzentrieren: es möge sich einen Kinobesuch, eine Eisenbahnfahrt, bei der es zum Fenster hinausschaut, oder das Blättern in einem Bilderbuch, in dem verschiedene Bilder zu sehen sind, vorstellen und uns sagen, was es sieht.

Geht das Kind darauf ein und beginnt zu assoziieren, dann ist weiter keine Schwierigkeit, die Assoziationskette zu verfolgen.

*

Nicht nur unter den Kindern, auch unter den Jugendlichen finden wir solche Tagträumer, die, ganz

in ihre Phantasien versunken, realitätsuntüchtig sind, die Beziehungen zu der Umwelt mehr oder minder verlieren, so richtig als Phantasten bezeichnet werden.

Als Beispiel: Von einer Fürsorgerin wird ein 17jähriger Junge wegen „Hochstapelei" in die Erziehungsberatung gebracht. Seine Eltern sind simple, aber sehr brave ältere Leute. Der Junge selbst hat nach mehrfachem Wechsel seiner Lehrstelle jetzt eine Anstellung als Praktikant und arbeitet dort angeblich zur Zufriedenheit seines Chefs; es ist aber zu befürchten, daß er bald wieder seinen Arbeitsplatz verlieren wird. Da der Junge mit 15 Jahren unter Mitnahme des Schmuckes seiner Mutter von zu Hause durchgebrannt war, wurde er nach bedingter Verurteilung unter Schutzaufsicht gestellt. Die Fürsorgerin, die besorgt ist, daß der Junge bei einem neuerlichen Delikt nunmehr unbedingt verurteilt werden würde, berichtet, daß er gegenwärtig nächtelang von zu Hause wegbleibt, von einer reichen Damenbekanntschaft mit der Frau eines hohen Offiziers erzählt, die ihm viel Geld eingetragen habe, ebenso vom Rauschgifthandel, den er betreibt.

Eine Unterredung mit dem Jungen ergab aber ein wesentlich anderes Bild. Wir sprachen über den Rauschgifthandel. Auf unsere Frage nach seinem letzten Geschäft, widersprach er seiner zuerst gemachten Behauptung und erzählte, daß er jetzt nicht mehr mit Rauschgiften handle, da es zu riskant sei, sondern mit Hasardspiel Geld zu verdienen suche. Früher in Deutschland allerdings habe er viel Geld mit Rauschgiften verdient. Nach einem genauen Bericht eines derartigen Erlebnisses gefragt, ist deutlich zu ersehen, daß es sich nicht um Realerlebnisse

handelt, sondern Wunschphantasien erzählt werden. Ähnlich ist es bei dem Hasardspielen. Aus den großen Hasardspielen wurde Kopf- und Adlerspiele in einer kleinen Konditorei am Sonntag-Nachmittag.

Hinter der Damenbekanntschaft, auf die wir nicht mehr eingingen, vermuteten wir eine Beziehung mit einem Dienstmädchen. Durch Zufall erfuhren wir, — er war kurze Zeit in Beobachtung, — daß seinen Aufschneidereien tatsächlich ein harmloses Verhältnis mit einem Dienstmädchen zugrunde lag.

Der „Hochstapler" entpuppte sich als ein gutmütiger, beschränkter Phantast, der — wenn die Möglichkeit einer Analyse nicht gegeben ist — auch mit einem positiven Übertragungsverhältnis, das durch häufige Vorsprachen in der Erziehungsberatung fortgesetzt werden muß, ohne Konflikte mit der Realität in eine stabile psychische Situation gebracht werden kann.

Seine Beschränktheit läßt außerdem eine psychoanalytische Behandlung heute als unökonomisch erscheinen. Wichtig ist es bei solchen Fällen, es nicht zu Affektstauungen kommen zu lassen, da dieser Typus dann zu explosionsartigen Unüberlegtheiten neigt, wie es beim Diebstahl der Fall war, deren nähere Ursachen infolge der Kürze der Beobachtungszeit, die aus äußeren Gründen abgebrochen werden mußte, nicht eruiert werden konnten.

*

Wenn Kinder in die Erziehungsberatung gebracht werden, bei denen wir vermuten können, daß sie in ihrem Heranwachsen subjektiv eine weitgehende Einschränkung ihrer persönlichen Freiheit erlebt haben, so werden wir zunächst versuchen, durch die Gewinnung der Erziehungspersonen (Mütter, Väter) die

Umgebung so zu gestalten, daß das Kind seine bisherige Reaktion aufgeben muß. Erst wenn dieser Versuch zu keinem Ergebnis führt, werden wir auf tiefere Ursachen der vorliegenden Schwererziehbarkeit schließen und Beobachtung durch analytisch geschulte Pädagogen veranlassen, oder gleich auf eine Psychoanalyse dringen.

Eine Mutter kommt mit ihrem siebenjährigen Jungen, der ihr die größten Führungsschwierigkeiten macht. Aus ihrer Schilderung das Wesentliche: Das Kind ist über alle Maßen unfolgsam, ungebärdig, wild und trotzig. Aus Bosheit zerbricht es Küchengeschirr und Gläser, beschädigt Möbel und andere Einrichtungsgegenstände. Wenn die Mutter will, daß der Junge etwas Bestimmtes tue, muß sie gerade das Gegenteil verlangen. In der Schule ist er der Schrekken des Lehrers. Er ist völlig undiszipliniert, unverträglich, rechthaberisch, streitsüchtig, drängt sich auffällig vor, ruft während des Unterrichts ganz unmotiviert dazwischen, verschmiert oder zerreißt Schulhefte und Bücher seiner Mitschüler, nimmt ihnen Bleistifte und Federstiele weg und zerbricht sie. Die Klassengenossen lehnen ihn ausnahmslos ab, auch er mag sie nicht. Bemerkt muß werden, daß er der begabteste Schüler der Klasse ist.

Die Mutter macht durchaus nicht den Eindruck, daß sie ihr einziges, von ihr sehr geliebtes Kind, besonders verwöhne. Sie ist eine einfache Frau, die zum Haushalt durch Heimarbeit beiträgt. Sie steht fest und aufrecht in der Realität, trotzdem sie augenscheinlich nicht sehr glücklich ist, was sie aber im Benehmen und Reden zu verbergen sucht. Sie beschuldigt sich, daß sie durch ihre Tagesarbeit zu sehr in Anspruch genommen werde, um sich dem Kind genügend

viel widmen zu können. Vom Gatten spricht sie gut. Er ist der brave fleißige Arbeiter, weder Spieler noch Trinker, gibt seinen vollen Arbeitslohn für die Familie her, bekommt nur Taschengeld, verbringt seine ganze freie Zeit zu Hause und ist doch nicht der richtige Mann und Vater. Das Radio ist ihm das Wichtigste. So willenlos und so schwach er sonst ist, so brutal kann er werden, wenn ihn das Kind beim „Radiohören" stört. In seinem Zorn züchtigt er den Buben oft maßlos und die Frau kann ihn daran nicht hindern. Bei der Schilderung der häuslichen Verhältnisse findet die Mutter viele den Gatten lobende und anerkennende Worte. *Über seine Wutanfälle und die Züchtigungen des Kindes geht sie entschuldigend hinweg, sie streift sie kaum. Und doch schwingt in ihren Worten ein Ton mit, der vermuten läßt, daß sie* in der Ehe unbefriedigt bleibt. Letzten Endes genügt sich dieser Mann doch selbst, ein wirkliches, richtiges Verständnis für die Bedürfnisse von Weib und Kind hat er nicht.

An den Erfahrungen der Erziehungsberatung gemessen, ist dieses Milieu relativ nicht schlecht. Zumindest liegt keine unbedingte Nötigung vor, das Kind anderwärts unterzubringen. Es bleibt nur die Möglichkeit einer Behandlung des Kindes in der Familie. Die Mutter zeigt sich sehr verständig und es kann der Versuch gewagt werden, ihr die Behandlung anzuvertrauen, wenn einmal festgestellt ist, worin diese zu bestehen hat.

Wüßten wir nur, welche Ursachen das Verhalten des Kindes bedingen, so ließen sich die nötigen Anleitungen geben, aber weder eine körperliche Untersuchung, noch eine ein- oder mehrmalige Aussprache mit dem Kind wird sie finden lassen. Wir können

nur vermuten, aus welchen Ursachen das dissoziale Verhalten des Kindes zu Hause und in der Schule entspringt und müssen dieser Vermutung entsprechend die Behandlung des Kindes beginnen.

Aus der Unterredung mit Mutter und Kind drängt sich die Annahme auf, daß das Kind in seinem Bestreben sich durchzusetzen, fortwährend auf Hindernisse gestoßen sei. Sein Zustand ließe sich daher vielleicht als eine Reaktion auf fortgesetzte Unterdrückung seines Geltungsbedürfnisses, wie Individualpsychologen dies nennen — wir werden es einfach als Einschränkung der persönlichen Freiheit bezeichnen — zurückführen. Darauf stellen wir nun den ersten Behandlungsversuch ein. Zunächst raten wir der Mutter, das Kind während einer Woche machen zu lassen, was es wolle und dann wieder zu kommen. Die Mutter, die volles Vertrauen zum Erziehungsberater gewonnen hat, erklärt sich bereit, die, möglicherweise sehr schwierige Aufgabe zu übernehmen. Nach einer Woche berichtet sie wie folgt:

Am ersten Tag schwenkt der Junge ein halbvolles Tintenfläschchen absichtlich so stark herum, daß Wände und Möbel mit Tinte bespritzt sind.

Verhalten der Mutter: sie reinigt stillschweigend, ohne dem Kind den leisesten Vorwurf zu machen, die Möbel und kratzt die Tintenflecke von der Wand, damit der heimkehrende Gatte nichts merkt.

Am zweiten Tag wirft der Junge einen halbvollen Kohlensack um und leert ihn aus. Der herumwirbelnde Kohlenstaub beschmutzt die weiß lackierten Küchenmöbel.

Die Mutter reinigt stillschweigend, wieder ohne dem Kind den leisesten Vorwurf zu machen, die Küchenmöbel.

Am dritten Tag kommt der Junge, während die Mutter das Mittagessen am Gasherd kocht, in die Küche. Er schließt den Gashahn, die Mutter entzündet die Flamme, er schließt den Hahn neuerlich, die Mutter zündet wieder an.

Nachdem das Spiel vom Auslöschen und Anzünden ungefähr eine halbe Stunde stattgefunden hat, bemerkt sie ruhig: „Wir können das so fortmachen, aber dann bekommen wir kein Mittagessen." Der Junge verläßt hierauf die Küche.

Am vierten Tag stellt sich der Junge zum Waschbecken und wäscht sich so lange die Hände, bis ein ganzes Stück Seife verbraucht ist.

Die Mutter läßt ihn stillschweigend gewähren.

Am fünften Tag wiederholt sich das Spiel am Gasherd.

Am sechsten Tag nimmt der Junge seine Eisenbahnlokomotive und läßt sie auf dem Fensterbrett laufen, wobei er sie so niederdrückt, daß ihre Räder tiefe Rillen in das Holz einschneiden.

Die Mutter verkittet die Rillen und streicht die Fensterbretter der beiden Zimmerfenster neu an, damit der Vater nichts merkt, ohne aus der Ruhe zu kommen.

Am siebenten Tag ist Zeugnisverteilung in der Schule. Er hat den besten Lernerfolg aufzuweisen, keiner seiner Mitschüler reicht an ihn heran. Er kommt sehr stolz nach Hause und stellt an diesem Tag nichts an.

Bemerkenswert ist, daß an jedem Tag nur eine „große Untat" vorkommt, er sich sonst aber vollkommen normal benimmt.

Die zweite Woche verläuft bis auf eine „Untat" sehr ruhig. Die Mutter geht Milch holen. Als diese in

die Kanne gegossen wird, entdeckt sie, daß der Boden durchlöchert ist. In der Erziehungsberatung stellt sich heraus, daß Vater und Sohn am Sonntag vorher das schadhafte Küchenblechgeschirr gelötet haben. Es war keine Arbeit für den nächsten Sonntag mehr da und deshalb hat der Junge mit einer abgebrochenen scharfkantigen Feile die Löcher in den Boden der Kanne gebohrt, um wieder Material zu bekommen.

In die dritte Woche fällt der Faschingsonntag. Die Mutter bäckt Faschingskrapfen und stellt sie zum Auskühlen auf das Fensterbrett. Der Junge bleibt allein in der Küche, ißt sechs Stück der heißen schwer verdaulichen Mehlspeise, dazu noch ein Viertelkilogramm vom Kochen übrig gebliebenen Staubzucker. Es wird ihm nicht einmal übel; er bleibt gesund. Dies war, nach den Berichten der Mutter, das letzte „Stückchen", das er sich leistete. Seither benimmt er sich nicht anders als andere Kinder in seinem Alter, auch die Schwierigkeiten in der Schule haben nach und nach aufgehört.

In diesem Fall war die Vermutung, die zu dieser Behandlung führte, richtig. Der Erfolg ist lediglich dem ungemein tapferen Ausharren dieser einfachen, pädagogisch vollständig ungeschulten Frau zuzuschreiben. Hätte sich das Benehmen des Knaben bei weiterem Gewährenlassen durch die Mutter nicht geändert und wäre auch die Mithilfe des Erziehungsberaters (wiederholte Aussprachen mit dem Kind) erfolglos geblieben, so könnten nur tiefere Ursachen diesen Zustand begründen. Als solche kämen beispielsweise in Frage: Haßeinstellung gegen den Vater, eine Verschiebung des Hasses zunächst auf Gegenstände, die dem Vater gehören, später auf Gegenstände überhaupt und auch auf andere Per-

sonen; Todeswünsche gegen den Vater, verdrängte Schuldgefühle dem Vater gegenüber, Schuldgefühle infolge Masturbation usw. Eine Beseitigung dieser, im Unbewußten des Kindes verankerten Ursachen gelingt nur durch deren Aufdeckung, die einer psychoanalytischen Behandlung vorbehalten bleiben muß.

*

Nicht selten sind die Fälle, in denen die Erziehungsberatung zu sexuellen Äußerungen von Kindern und Jugendlichen Stellung nehmen muß und von Eltern, die wissen wollen, wie ihre Kinder sexuell aufzuklären sind, in Anspruch genommen wird. Neurotische Eltern, die nicht merken, daß sie dem Kinde förmlich nachspüren und harmloseste Äußerungen kindlichen Sexuallebens weit übertreiben, verlangen vom Erziehungsberater oft sofortige Abhilfe. Sie sind entsetzt, wenn der Erziehungsberater ihren Abscheu nicht berechtigt findet und ihre Angst um die Zukunft des „so verdorbenen Kindes" nicht teilt.

Der Erziehungsberater wird sich bemühen, diesen Eltern das Unsinnige ihres Verhaltens, ihrer Befürchtungen und ihres Verlangens auseinanderzusetzen. Erfahrungsgemäß gelingt dies erst durch mehrere Aussprachen. Sehr viel ist schon erreicht, wenn er bei den ersten Vorsprachen die Eltern dahin bringt, die sexuellen Äußerungen ihres Kindes harmloser aufzufassen. Erst später wird er versuchen, das Interesse der Eltern vom Sexualleben des Kindes mehr und mehr abzuziehen. In allen diesen Fällen wird er sich vorerst mit den Eltern beschäftigen, deren Angst und Abscheu vor der kindlichen Sexualität beheben, und so dem Kinde die Freiheit

für seine normale, ungehinderte sexuelle Entwicklung verschaffen.

Wenn es nicht gelingt — was häufiger bei Müttern, seltener bei Vätern der Fall ist — eine natürliche Einstellung zum Sexualleben des Kindes zu erreichen, wird der Erziehungsberater eine Entfernung des Kindes aus dem Milieu erst dann verlangen, wenn auch der Versuch, den neurotischen Elternteil in Analyse zu bringen, mißlungen ist.

Wir dürfen aber nicht annehmen, daß nur neurotische Eltern im Sexualleben ihrer Kinder Auffälliges finden. Teilen uns anscheinend normale Eltern sie beunruhigende Beobachtungen aus dem Sexualleben ihrer Kinder mit, so werden wir sie nicht mit dem Hinweis auf das Naturgemäße kindlicher Sexualität beruhigen, sondern in solchen Fällen den Sachverhalt genau prüfen, um nicht krankhafte Äußerungen des Kindes zu übersehen.

Unter den sexuellen Betätigungen der Kinder, über die sich die Eltern am meisten beunruhigen, empören und besonderen Rat haben wollen, sind am häufigsten Onanie, gegenseitige Onanie und Verleitung zur Onanie zu nennen. Obwohl die Inanspruchnahme der Erziehungsberatung dieser Fälle wegen jetzt relativ seltener geworden ist, gibt es immerhin noch genug Eltern, die nicht erkennen, daß viele Erziehungsschwierigkeiten auf die, aus falscher Auffassung über die kindliche Onanie hervorgehende, unrichtige Behandlung des Kindes zurückgehen.

Der Erziehungsberater wird, ohne seine Einstellung zur Onanie des Minderjährigen zu ändern, die jeweilige psychische Situation der Eltern berücksichtigen, um nicht durch deren Widerstand für das Kind eine noch ungünstigere Situation zu schaffen.

Er wird sich auch an die Erfahrungstatsache halten, daß normale Eltern im allgemeinen auf die Onanie ihres Kindes nicht reagieren, weil sie sie in der Regel gar nicht sehen. Wenn uns daher beispielsweise nicht neurotische Mütter über die Onanie ihres Kindes Auffälliges zu berichten haben, dann ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß der Erziehungsberater Anlaß zum Einschreiten finden wird. Wir wissen, daß mancherlei Schulschwierigkeiten auf die Onanie zurückzuführen sind. Möglicherweise sind sie die Folgen längst verdrängter, nur mehr in der Analyse aufdeckbarer Schuldgefühle aus der Übertretung des Onanieverbotes. Sie können aber auch aus akuten, mit der Onanie zusammenhängenden Konflikten entstanden sein. Diese sind dann in der Erziehungsberatung feststellbar, wie z. B. die beiden folgenden Fälle zeigen:

*

Eine Mutter bringt ihren zehnjährigen Jungen in die Erziehungsberatung, weil er im letzten Halbjahre vom besten Schüler der Klasse zum nahezu schlechtesten in den Lernerfolgen wurde. Sie stellt sich schützend vor das Kind und macht den Lehrer verantwortlich, der angeblich ihren Jungen schlecht behandelt, seit sie ihm „ihre Meinung“ gesagt hat. Daß das Kind sich aber auch sonst auffällig benimmt, verspielt und verträumt ist und sich schwer in eine Gemeinschaft einordnet, merkt sie in ihrer Zärtlichkeit nicht. Ganz besonders besorgt ist sie um die sexuelle Entwicklung ihres Sohnes, seit sie einen schwachsinnigen Jugendlichen onanieren gesehen und überzeugt ist, daß er davon schwachsinnig geworden ist. Ihrem Jungen verbietet sie die Onanie aufs schärfste mit dem Hinweis, daß er sonst auch so werde wie

dieser Jugendliche. Jedes andere Gespräch sexuellen Inhaltes wird vor dem Kinde ängstlich vermieden und jede seiner Fragen über sexuelle Angelegenheiten wird brüsk abgelehnt. Obwohl ihr die Erregung des Knaben, wenn sie mit ihm körperlich zärtlich ist und ihn badet, also „sexuelle" Erregung ganz deutlich ist, setzt sie beides fort und denkt nicht daran, wie sehr sie durch ihr Tun das sexuelle frühzeitig geweckte Kind schädigt.

Vom Kinde erfahren wir, daß es in der Klasse einige „schlechte" Kinder gibt, die immer gemeinsam im Klosett sind und dort mit ihrem „Ribi" herumspielen. Er wurde auch mitgenommen, hat zugesehen, aber habe, aufgefordert mitzuspielen, abgelehnt. Er ist sehr froh, daß er es nicht mache, denn sonst werde er so wie der Junge im Hause. Trotzdem müsse er viel daran denken und könne in der Schule nur schlecht achtgeben.

Wir können uns leicht denken, daß das Interesse des Kindes in und außerhalb der Schule durch seine Triebansprüche anders in Anspruch genommen wird, als es für das Lernen erwünscht wäre. Das Versagen des Kindes in der Schule ist aber auch noch mit seinen Schuldgefühlen in Zusammenhang zu bringen. Dieses Kind muß, ehe es einer psychoanalytischen Behandlung mit Aussicht auf Erfolg zugeführt werden kann, aus dem häuslichen Milieu entfernt werden, da jedes Bemühen, die Mutter zu einer anderen Auffassung über die kindliche Onanie zu bringen, vergeblich sein wird und es auch unmöglich erscheint sie dahin zu bringen, die das Kind so schädigende Verzärtelung aufzugeben.

*

Ein siebzehnjähriger Junge, der bisher in der Schule sehr gut entsprochen hat, bleibt plötzlich im Lernen so zurück, daß seine Lehrer den Vater rufen, um ihm das Unerklärliche dieser Erscheinung mitzuteilen.

Die Erziehungsberatung wird um Hilfe gebeten und wir raten dem Vater zunächst, den Sohn psychiatrisch untersuchen zu lassen, weil wir sicher gehen wollen, daß nicht eine beginnende Geisteskrankheit diesen Zustand bedinge. Erst als uns der Vater den negativen Befund bringt, beschäftigen wir uns näher mit dieser Angelegenheit.

Die Angaben, die der Vater macht, geben uns nicht die Möglichkeit, jene Richtung zu finden, in der wir die Ursachen für das Versagen des Minderjährigen in der Schule hätten suchen können. Deswegen stellen wir Fragen und kommen schließlich auch auf das Sexualleben des jungen Menschen zu sprechen. Der Vater teilt mit, daß er vor einiger Zeit seinen Sohn am frühen Morgen beim Onanieren überrascht habe. Der Junge liegt im Bett, er reißt ihm die Decke weg und überführt ihn in beschämender Weise dieser „strafbaren“ Tat. Ganz außer sich über diese Verworfenheit schildert er ihm die schrecklichen Folgen, wenn er die Onanie nicht lasse, obenan, daß er verblöden und geisteskrank werden müsse. Um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen und damit der Junge nicht meine, nur er habe solche Ansichten, gab er ihm ein Buch zum lesen, in dem auch die durch die Onanie verursachten Krankheiten geschildert werden.

Da der Beginn der schlechten Lernerfolge ungefähr mit dem Zeitpunkt der Onanie-Überführung zusammenfällt, vermuten wir einen Zusammenhang

zwischen beiden und wollen den Versuch, ihn aufzudecken, wagen. Dem Vater erklären wir, daß wir versuchen werden, seinem Sohn zu helfen, dabei aber ihm wahrscheinlich die Onanie werden erlauben müssen, und mit der Arbeit nur beginnen, wenn er (der Vater) damit einverstanden sei.

Diese Bedingung entsetzt den Vater übermäßig und empört verläßt er uns mit der Bemerkung, daß er unter dieser Bedingung seinen Sohn niemals werde behandeln lassen. Seine Entrüstung geht so weit, daß er uns noch zuruft, er finde unser Ansinnen unerhört, eine Institution, die die Onanie unterstütze, sei zum Verderben der Jugend und müsse behördlich gesperrt werden.

Nach einiger Zeit kommt der Vater wieder — der Junge war in der Schule noch weiter zurückgegangen — und ersucht, den Jungen, ohne ihm die Onanie zu gestatten, doch zu behandeln. Er ist von der Richtigkeit seiner Auffassung so überzeugt, daß er sich ernstlich bemüht, uns über die unausbleiblichen Folgen der Onanie aufzuklären. Er hat auch das seinerzeit dem Sohne übergebene Buch mitgebracht. Wir hören seinen Ausführungen zu, lassen uns eines Besseren nicht belehren, versuchen aber auch nicht ihn zu einer anderen Meinung zu bringen — es wäre aussichtslos —, halten aber an unserer Bedingung fest.

Nach einigen Wochen war die Situation des Jungen in der Schule so bedrohlich geworden, daß kaum noch eine Aussicht des „Durchkommens" bestand. Da der Vater sehr ehrgeizig war und ein Mißerfolg seines Sohnes in der Schule ihn noch mehr beschämt hätte, als die Tatsache, daß er onaniert, kommt zum drittenmal in die Erziehungsberatung. Er hat sich

nun doch entschlossen, uns sein Kind „auszuliefern".

So unbedingt wir uns vom Vater volle Freiheit in der Behandlung seines Sohnes zusichern lassen, so vorsichtig sind wir mit dem Erlauben der Onanie dem Minderjährigen gegenüber. Es darf nicht übersehen werden, daß wir mit der Onanie-Erlaubnis nicht nur gegen das Verbot des Vaters und gegen das Buch ankämpfen, sondern daß wir damit auch den viel schwierigeren Kampf mit dem Über-Ich des Jungen aufnehmen würden.

Schon nach vier Wochen besserten sich durch unser Eingreifen die Schulleistungen wesentlich und in drei Monaten war er ohne tiefgehende Analyse wieder der fleißige, erfolgreiche Schüler. Das konsequente Festhalten an unserer Forderung dem Vater gegenüber hat uns zum Erfolg geführt. Wir lehnen immer anfängliche Kompromisse, die im Laufe der Behandlung durchbrochen werden müssen, ab.

*

Ein Vater teilte uns mit, daß sein Sohn zu Hause das Benehmen eines seiner Lehrer kritisiere. Ohne es zu wissen, habe das Kind damit homosexuelle Angriffe dieses Lehrers auf ihn und andere Mitschüler enthüllt. Der Vater wollte wissen, was er, um die Kinder zu schützen, zu tun habe.

Wir brachten ihn dazu, selbst nichts zu unternehmen, sondern die Austragung der Angelegenheit uns zu überlassen.

Es gelang, den Lehrer zu Aussprachen unter vier Augen zu bringen. In diesen ließen wir durchblicken, daß wir von seinen homosexuellen Angriffen wissen, aber auch ihm helfen wollen. Die Unterredungen, die uns vollen Einblick in den schweren Kampf dieses

Mannes mit den Ansprüchen seines Trieblebens und der beschworenen Pflicht als Lehrer gewährte, führten zu seiner psychoanalytischen Behandlung. — Die Behandlung liegt jahrelang zurück, sie hatte vollen Erfolg gebracht.

Zu welchen Konsequenzen eine strafgerichtliche Anzeige hier geführt hätte, zeigt der Ausspruch des Lehrers am Schluß der Unterredungen: „Ich wußte seit jeher, ohne mir helfen zu können, daß einmal die Bombe auffliegen wird. Aber was hätte mir geschehen können? Ich hätte mich erschossen!"

Wir stehen heute auf dem Standpunkt, weder der Schule noch irgend einer öffentlichen Institution Mitteilung über sexuelle Vorgänge bei Jugendlichen zu machen, da nicht immer vorauszusehen ist, ob die Verfolgung nicht gerade ihn, den wir schützen wollen, trifft, wodurch der Versuch einer zweckmäßigen Behandlung zunichte gemacht wird.

*

Eine Dame der Gesellschaft aus dem Ausland, nimmt unsere Hilfe für ihre achtzehnjährige Tochter, die, wie sie sagt, an einer schweren Melancholie erkrankt sei, in Anspruch. Sie schildert den Zustand des Mädchens so, daß an eine wirklich schwere Erkrankung gedacht werden muß. In der Regel übernimmt die Erziehungsberatung die Behandlung von Melancholien nicht, wir wollen uns aber, bevor wir der Mutter raten einen Psychoanalytiker aufzusuchen, doch noch näher informieren und nehmen daher ihre Tochter vor.

Schweigend kommt sie bei der Tür herein, schweigend setzt sie sich dem Erziehungsberater gegenüber und es vergehen Minuten, ohne daß das Schweigen von einem der beiden unterbrochen worden wäre.

Dann beginnt der Erziehungsberater zu sprechen:

„Es wird recht langweilig werden, wenn wir ohne zu reden, einander gegenübersitzen. Ich kann mir gut denken, daß Sie einem fremden Menschen nicht gleich etwas zu erzählen wissen.“

Das Mädchen bleibt schweigsam, scheinbar ganz unbeteiligt.

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag“, sagt der Erziehungsberater, „lassen Sie sich etwas einfallen, das einige Zeit zurückliegt. Sie brauchen mir den Einfall nicht einmal zu sagen. Das ist gewiß ungefährlich. Wollen Sie?“

„Ja.“

„Haben Sie einen Einfall?“

„Ja.“

„Lassen Sie sich jetzt etwas einfallen, das ungefähr zwei Jahre zurückliegt. Haben Sie einen Einfall?“

„Ja.“

„Sie brauchen mir ihn wieder nicht zu sagen. Aber zwischen diesen beiden Einfällen müssen Beziehungen bestehen. Sie konnten sich nicht einfallen lassen, was sie wollten. Finden Sie solche Beziehungen?“

„Nein.“

„Doch.“

„Aber nein, sage ich.“

„Ich möchte gern wissen, wer recht hat, Sie oder ich. Wollen Sie vielleicht doch mir Ihre Einfälle sagen?“ (Dem Erziehungsberater ist es darum zu tun, das Mädchen zum Sprechen zu bringen.)

„Ja.“

„Welches sind Ihre beiden Einfälle?“

„Vor sechs Wochen hat die Prokuristin meines Onkels mir erzählt, daß ihre Tochter ein sehr geschlechtskühles Mädchen sei. — Und vor zwei Jahren wollte mich ein junger Mann küssen und ich habe abgewehrt."

„Zwischen diesen beiden Einfällen besteht ja doch ein Zusammenhang."

„Welcher?"

„Die geschlechtskühle Tochter der Prokuristin und Sie, das Mädchen, das sich nicht küssen läßt."

„Mir ist ja die Prokuristin nicht wegen ihrer Tochter eingefallen, sondern weil ich mit ihr verrechnen muß."

„Sind Sie bei Ihrem Onkel angestellt?"

„Nein. Ich trage nur Erlagscheine zur Post und nachher verrechne ich mit der Prokuristin."

„Werden Sie dafür bezahlt?"

„Nein."

„Bekommen Sie vom Onkel Taschengeld?"

„Nein."

„Bekommen Sie von der Mutter Taschengeld?"

„Nein, ich habe überhaupt kein Geld. Ich habe Schulden."

„Wem sind Sie Geld schuldig?"

„Meiner Freundin."

„Wieviel sind Sie ihr schuldig?"

„Dreihundert Schilling."

„Wofür hat sie Ihnen das Geld geborgt?"

„Für eine Arztrechnung."

„Warum haben Sie den Kindesvater nicht herangezogen, die Kosten des Operateurs zu bezahlen?"

Über diese Frage ist das Mädchen entsetzt und fragt ganz verwirrt:

„Woher wissen Sie das?"

„Sie haben es mir doch gerade selbst gesagt."

„Ich habe doch kein Wort davon gesprochen."

„Doch. Ein Mädchen aus Ihrer Gesellschaftsschichte, die von der Freundin dreihundert Schilling für eine Arztrechnung borgt, kann von dem Besuch beim Arzt zu Hause nichts erzählen. Sie waren gezwungen, einen Gynäkologen aufzusuchen."

Unter heftigem Schluchzen erfolgt nun ein volles Geständnis. Dabei stellt sich heraus, daß Schwängerung und Operation ohne besonderen Aufhebens ziemlich ruhig erledigt worden waren. Jetzt aber, einige Monate später, drängt nun die Freundin auf baldigste Rückzahlung der Schuld. Das Mädchen weiß sich das Geld nicht aufzutreiben und überlegt, die dreihundert Schilling von den Beträgen zu nehmen, die sie auf dem Postamt einzuzahlen hat, und einen Verlust zu fingieren. Dem Onkel gegenüber wäre die Lüge möglich, doch der Prokuristin gegenüber wäre sie nicht aufrecht zu erhalten.

Die Notwendigkeit, die Schuld zurückzuzahlen, die Unmöglichkeit, sich das Geld auf redliche Art verschaffen zu können, die Überlegung, das Geld zu entwenden oder es nicht zu tun, das Hin und Her im Für und Wider brachten das Mädchen in einen Gemütszustand, den die Mutter fälschlicher Weise als Melancholie deutete, da sie den wirklichen Sachverhalt nicht kannte.

Wir brachten die Angelegenheit zu einem guten Abschluß. Nicht die Ausheilung der „Melancholie" gibt uns Anlaß, den Fall mitzuteilen. Wir wollen damit auch kein allgemeines „Rezept", größte Verschlossenheit Minderjähriger zu überwinden angeben. Wir wollen uns nicht bemühen, schon jetzt eine Norm

aufzustellen, wie man in der Erziehungsberatung Minderjährige zum Sprechen bringt. Erfassen wir jeden einzelnen Fall nach seiner Besonderheit, dann wird sich mit der Zeit eine Technik herausbilden, mit der es gelingen muß, auch schwierigste Widerstände zu überwinden.

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE

1933

Sigmund Freud
Libidinöse Typen
Albrecht Schaeffer
Der Mensch und das Feuer
E. H. Erlenmeyer
Bemerkungen zur „Gewinnung des Feuers“
Sigmund Freud
Zur Gewinnung des Feuers
Lou Andreas-Salomé
Der Kranke hat immer recht
Arnold Zweig
Odysseus Freud
M. D. Eder
Der Mythos vom Fortschritt
Ludwig Jekels
Das Schuldgefühl
Hermann Nunberg
Magie und Allmacht
Paul Federn
Das Ich-Gefühl im Traume
Fritz Wittels
Das Über-Ich in der Geschlechtsentscheidung
Melanie Klein
Die Sexualbetätigung des Kindes
Robert Wälder
Die psychoanalytische Theorie des Spiels
Dorothy Burlingham
Ein Kind beim Spiel
Anna Freud
Psychoanalyse des Kindes
Marie Bonaparte
Der Tod Edgar Poes
Stefan Zweig
Das eheliche Mißgeschick Marie Antoinettes
Eduard Hitschmann
Werfel als Erzieher
Ernest Jones
Die Wortwurzel MR
Oskar Pfister
Psychoanalyse unter den Navaho-Indianern
Theodor Reik
Der Selbstverrat des Mörders
Alfred Frh. v. Berger
Die Dichter hat sie für sich . . .
R. Baissette
Der Sohn Alexanders des Reichen

1932

Thomas Mann
Ritter zwischen Tod und Teufel
Theodore Dreiser
Zum 6. Mai 1931
Kurt Tucholsky
Elf Bände, die die Welt erschütterten
Paul Federn
Der neurotische Stil
F. Schottlaender
Zerstört die Psychoanalyse die Naivität?
Hanns Sachs
Baudelaire, der Verfluchte
Fritz Wittels
Edelnarzißmus
Ludwig Jekels
Zur Psychologie des Mitleids
Julius Epstein
August Aichhorn
Franz Alexander
Ein besessener Autofahrer
Maxim Steiner
Kasuistik der männlichen Impotenz
Karl Landauer
Das Menstruationserlebnis des Knaben
Arthur Kielholz
Giftmord und Vergiftungswahn
Otto Fenichel
Über Exhibitionismus
Hysterische Identifizierung
Zwangsneurotische „Isolierung“
E. Hitschmann
Vom Junggesellen, dem unbekannten Neurotiker
S. Ferenczi
Kinderanalysen mit Erwachsenen
Emil Lorenz
Hänsel und Gretel

IN LEINEN JE 4 MARK

A L M A N A C H D E R

1931

Stefan Zweig
Bildnis Sigmund Freuds

Fritz Wittels
Der Antiphilosoph Freud

Heinrich Meng
Goethe und Freud

Theodor Reik
Zu Freuds Kulturbetrachtung

Paul Federn
Die Wirklichkeit des Todestriebs
Vom Nationalgefühl

C. Müller-Braunschweig
Psychoanalyse u. Weltanschauung

Leo Schestow
Alexander und Diogenes

Erich Fromm
Der Staat als Erzieher

Ernst Simmel
Zur Geschichte des Berliner Psychoanalytischen Instituts

Helene Deutsch
Ein Fall von Katzenphobie
Der feminine Masochismus und seine Beziehung zur Frigidität

Karl Landauer
Eine „Dirne"

K. Schjelderup
Träume und Halluzinationen der Asketen

Oskar Pfister
Donjuanismus und Dirnentum

Felix Boehm
Der Weiblichkeitskomplex des Mannes

F. Alexander
Zur Genese des Kastrationskomplexes

René Laforgue
Über die Erotisierung der Angst

Siegfried Bernfeld
Ein mißglücktes Tagebuch

Hans Kalischer
Die Entwicklung eines Vagabunden

1930

Sigmund Freud
Dostojewski und die Vatertötung

Theodor Reik
Freuds Studie über Dostojewski

Friedrich Eckstein
Das Unterbewußtsein, die Vererbung und das Gedächtnis im Lichte der mathematischen Wissenschaft

Hanns Sachs
Kunst und Persönlichkeit

Albrecht Schaeffer
Geschichte eines Traumes

Editha Sterba
Der Schülerselbstmord in André Gides Roman „Der Falschmünzer"

André Gide
Der Selbstmord des Knaben Boris

* * *
„Kinder können furchtbar schweigen . . ."
Aus der Kindheit eines Proletariermädchens

Heinrich Meng
Sexualpädagogik und Psychoanalyse

Fritz Wittels
Kindweib, die große Mode

Karl Landauer
Zur psychosexuellen Genese der Dummheit

Ernest Jones
Die englische „Schicklichkeit"

Joan Riviere
Weiblichkeit als Maske

Theodor Reik
Über den zynischen Witz

Franz Alexander und Hugo Staub
Ein Fall von Kleptomanie aus Schuldgefühl

Wilhelm Reich
Die Dialektik im Seelischen

IN LEINEN JE 4 MARK

PSYCHOANALYSE

1929

Sigmund Freud
Ein religiöses Erlebnis
Theodor Reik
Bemerkungen zu Freuds „Zukunft einer Illusion"
Siegfried Bernfeld
Ist Psychoanalyse eine Weltanschauung?
Oskar Pfister
Psychoanalyse und Metaphysik
Der Schrei nach Leben und die Psychoanalyse
R. Wälder
Die Psychoanalyse im Lebensgefühl
S. Radó
Die Naturforschung im Lichte der Psychoanalyse
Ludwig Hopf
Exakte Naturwissenschaft und Psychoanalyse
W. Eliasberg
Über sozialen Zwang und abhängige Arbeit
M. Wulff
Psychiatrisch-neurologische Untersuchung von Chauffeuren
S. Ferenczi
Gulliverphantasien
Anatole France als Analytiker
Eduard Hitschmann
Zur Psychologie der Misanthropen von Molière
Helene Deutsch
Ein Frauenschicksal — George Sand
Codet und **Laforgue**
Der Salavin des Georges Duhamel
F. Lehner
Die Psychoanalyse in der französischen Literatur
R. Sterba
Zum dichterischen Ausdruck des Naturgefühls
Fritz Wittels
Rache und Richter
H. Piutti
Identifizierung eines zehnjährigen Knaben mit der schwangeren Mutter
O. Fenichel
Beispiele zur Traumdeutung
Heinrich Meng
Das Problem der Onanie von Kant bis Freud

1928

Sigmund Freud
Der Humor
Fetischismus

Lou Andreas-Salomé
Was daraus folgt, daß es nicht die Frau gewesen ist, die den Vater totgeschlagen hat

Fritz Wittels
Das Sakrament der Ehe

Karen Horney
Die monogame Forderung

W. Reich
Die Spaltung der Geschlechtlichkeit und ihre Folgen für Ehe und Gesellschaft

Theodor Reik
Das Schweigen
Zweifel und Lohn in der Dogmenbildung

B. Alexander
Spinoza und die Psychoanalyse

E. v. Sydow
Primitive Kunst und Sexualität

Yrjö Kulovesi
Der Raumfaktor in der Traumdeutung

Ernest Jones
Der Mantel als Symbol

S. Ferenczi
Über obszöne Worte
Sonntagsneurosen
Analysen von Gleichnissen

F. Boehm
Bemerkungen zu Balzacs Liebesleben

Franz Alexander
Ein Fall von masochistischem Transvestitismus

Siegfried Bernfeld
Der Irrtum des Pestalozzi

Oskar Pfister
Der Schülerberater

Anna Freud
Die Einleitung der Kinderanalyse

Karl Landauer
Das Strafvollzugsgesetz

IN LEINEN JE 4 MARK

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE

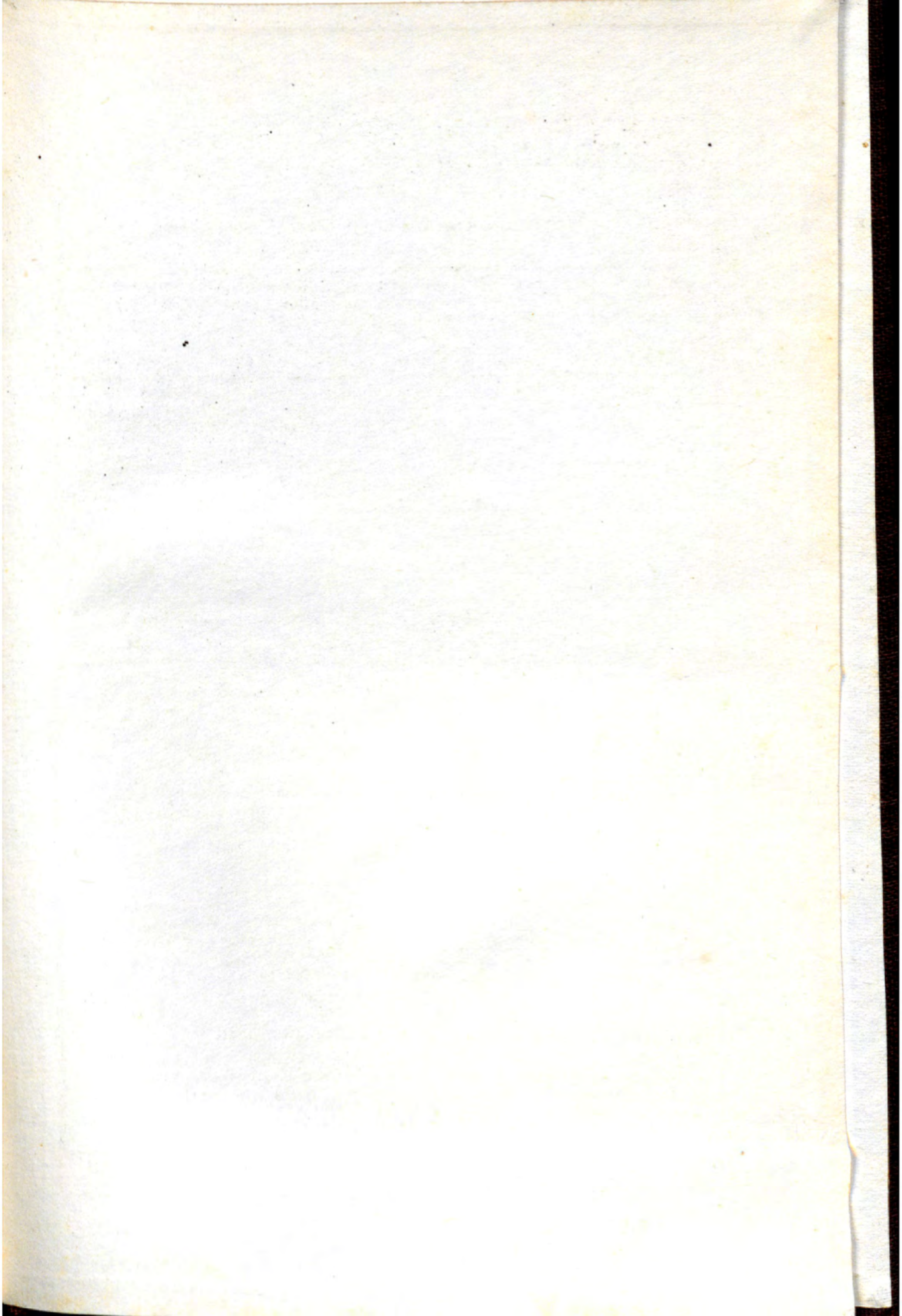
1927

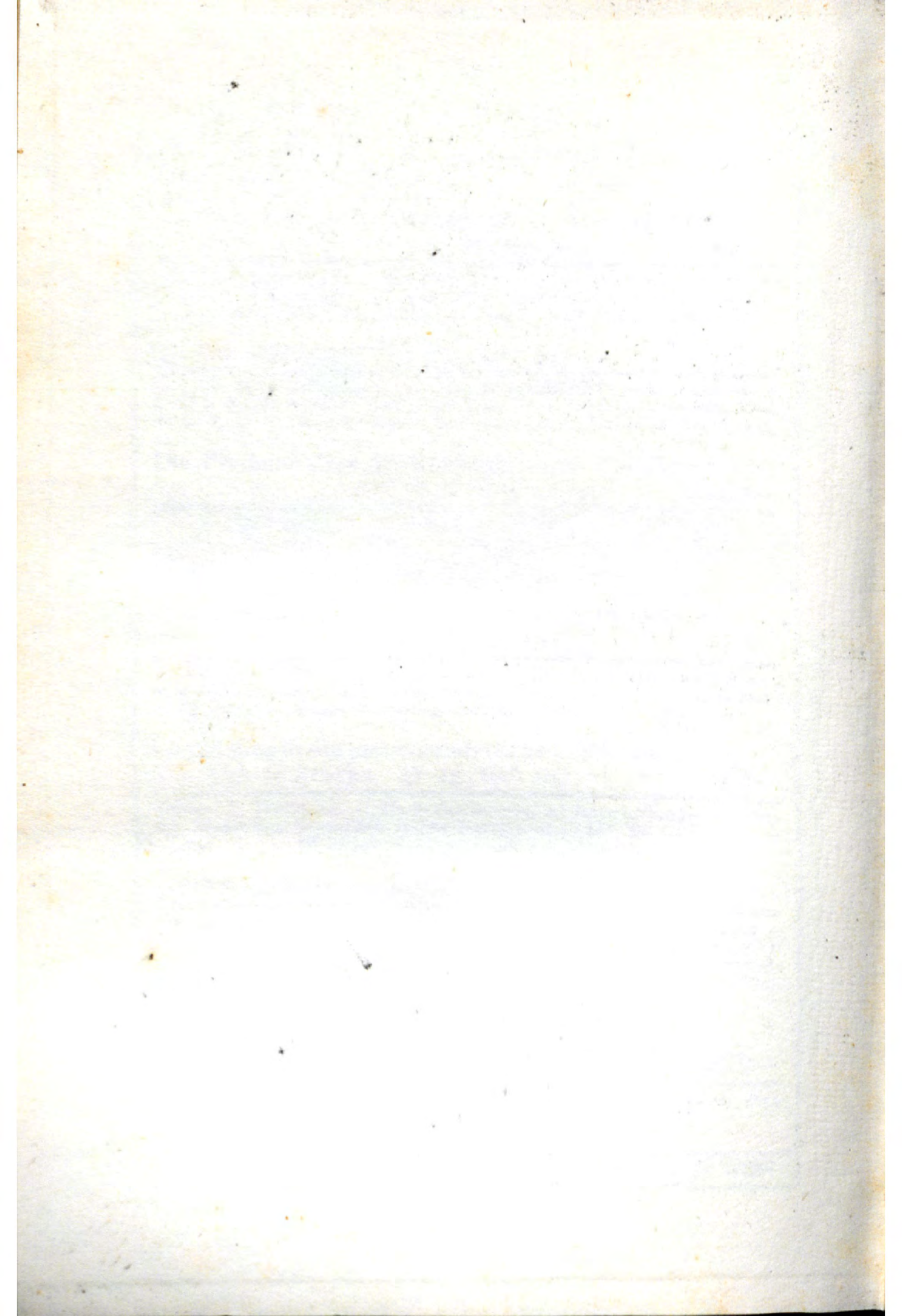
Lou Andreas-Salomé
Zum 70. Geburtstag Sigm. Freuds
Prof. E. Bleuler
Zum 70. Geburtstag Sigm. Freuds
Stefan Zweig
Zum 70. Geburtstag Sigm. Freuds
Alfred Döblin
Zum 70. Geburtstag Sigm. Freuds
Sigmund Freud
Vergänglichkeit
Zur Psychologie d. Gymnasiasten
Psychoanalyse u. Kurpfuscherei
Oskar Pfister
Die menschlichen Einigungsbestrebungen im Lichte der Psychoanalyse
M. D. Eder
Kann das Unbewußte erzogen werden?
Theodor Reik
Gedenkrede auf Karl Abraham
Karl Abraham
Die Geschichte eines Hochstaplers
Über Coués Heilformel
I. Levine
Psychoanalyse und Moral
G. Wyneken
Sisyphos oder: Die Grenzen der Erziehung
L. Binswanger
Erfahren, Verstehen, Denken in der Psychoanalyse
Erwin Kohn
Das Liebesschicksal Lassalles
H. Gomperz
Sokrates und die Handwerksmeister
O. Rank
Don Juan und Leporello
E. v. Sydow
Die Wiedererweckung der primitiven Kunst
Ludwig Jekels
Zur Psychologie der Komödie
Theodor Reik
Zur Technik des Witzes
Franz Alexander
Zu Ferenczis Genitaltheorie
Karen Horney
Flucht aus der Weiblichkeit
Ernst Simmel
Doktorspiel, Kranksein und Arztberuf
Georg Groddek
Nicht wahr, zwei Damen . . .?

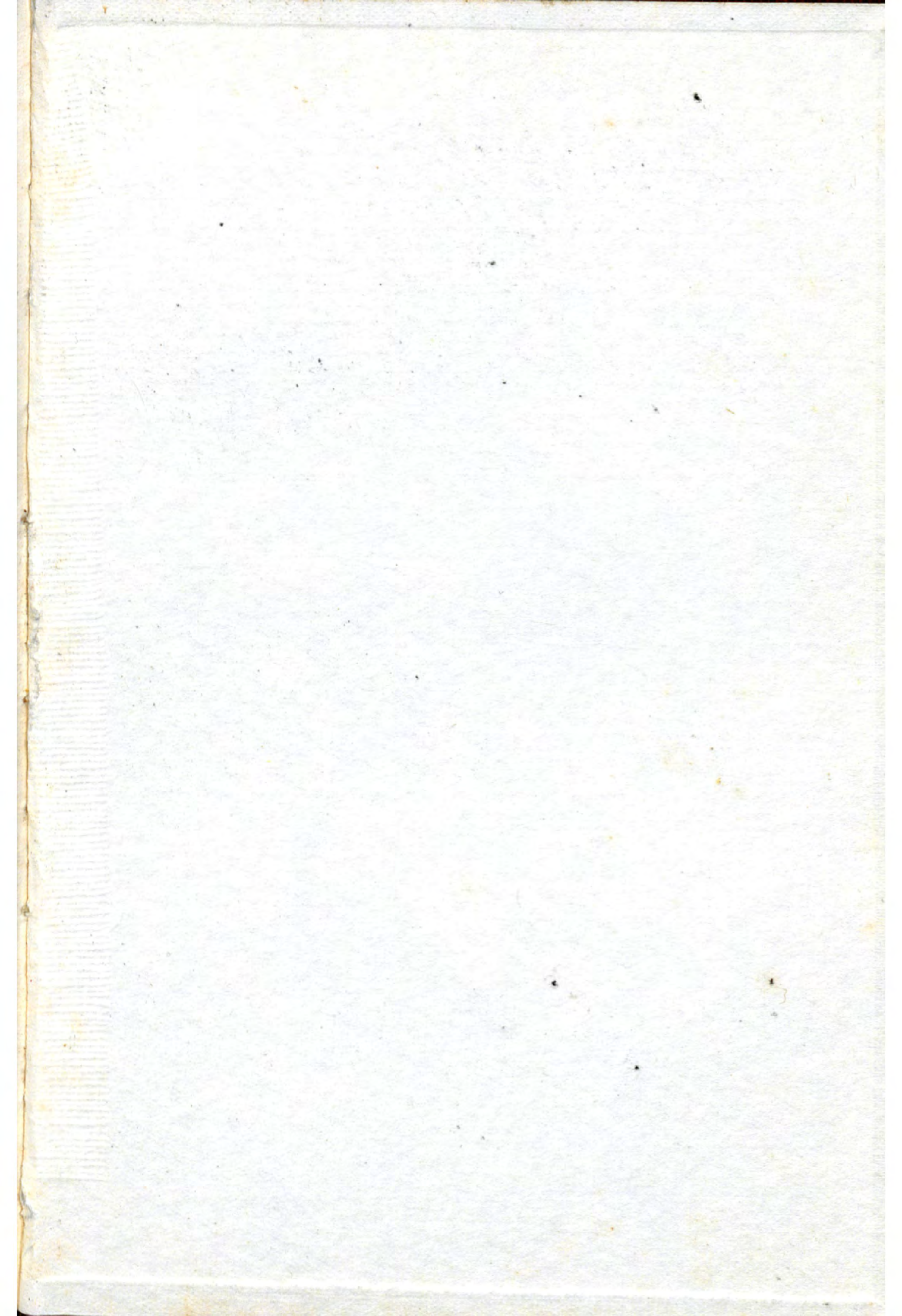
1926

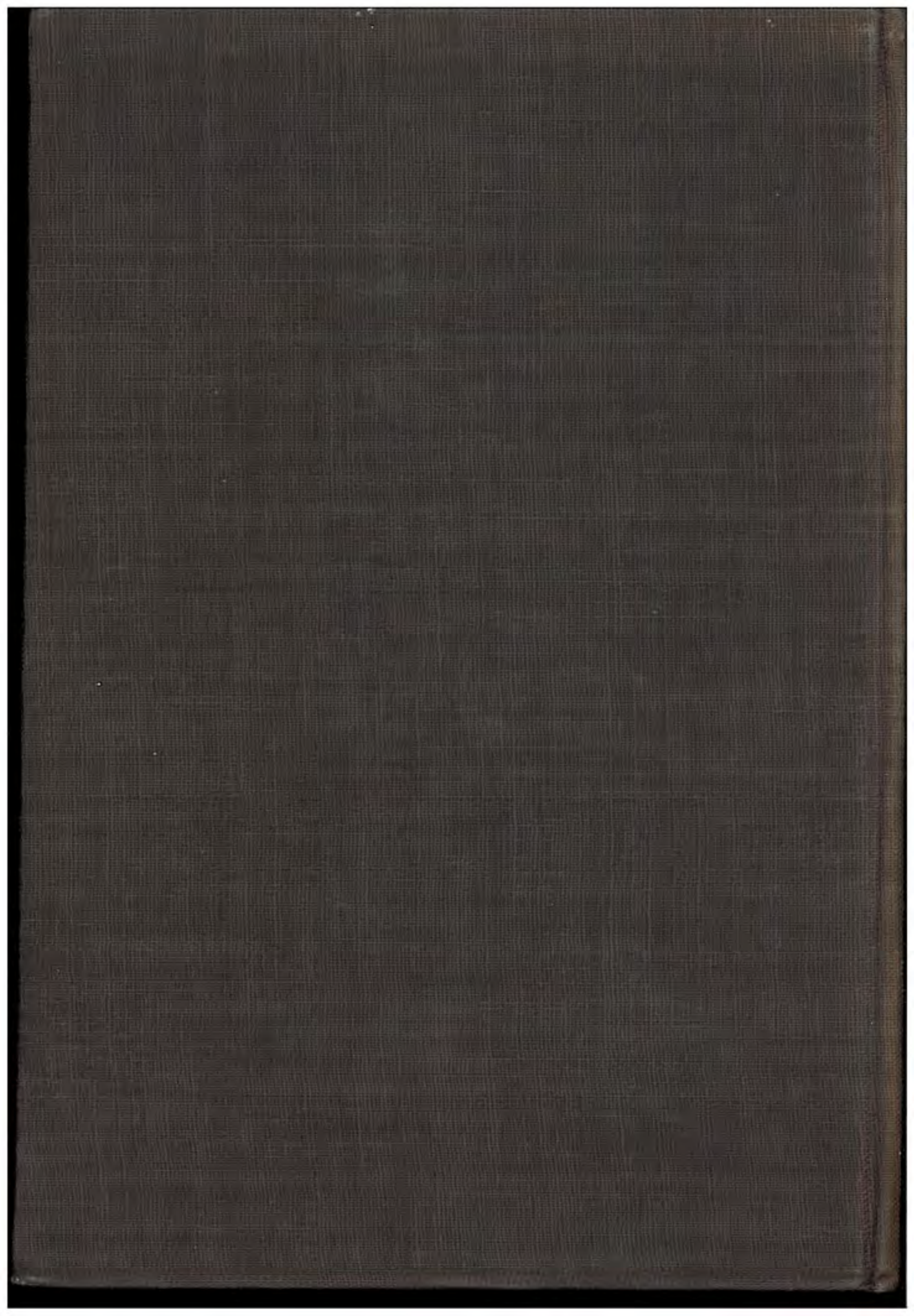
Sigmund Freud
Die Widerstände gegen die Psychoanalyse
„Die Ausnahmen"
Die okkulte Bedeutung d. Traumes
Thomas Mann
Mein Verhältnis zur Psychoanalyse
Hermann Hesse
Künstler und Psychoanalyse
Lenormand
Das Unbewußte im Drama
F. van Eeden
Über Psychoanalyse
Hanns Sachs
Gemeinsamer Tagtraum und Dichtung
Carl Spitteler †
Alfred Polgar
Der Seelensucher
Georg Groddeck
Wie ich Arzt wurde und wie ich zur Abneigung gegen das Wissen gekommen bin
Theodor Reik
Psychoanalytische Strafrechtstheorie
A. Stärcke
Geisteskrankheit u. Gesellschaft
Oskar Pfister
Elternfehler in der Erziehung zur Sexualität
Vera Schmidt
Das Psychoanalytische Kinderheim in Moskau
August Aichhorn
Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung
Siegfried Bernfeld
Bürger Macchiavell ist Unterrichtsminister geworden
Stefan Zweig
Das Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens
*** * ***
Aus dem ‚Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens'
S. Ferenczi
Begattung und Befruchtung
Ernest Jones
Kälte, Krankheit und Geburt
Karl Abraham
Über Charakteranalyse
Otto Rank
Drei Stunden einer Analyse
P. Schilder
Selbstbeherrschung und Hypochondrie
A. Kielholz
Über Erfinderwahn

IN LEINEN JE 4 MARK









ALMA
NACH

1934

I·P·A·V

Almanach der Psychoanalyse

1934